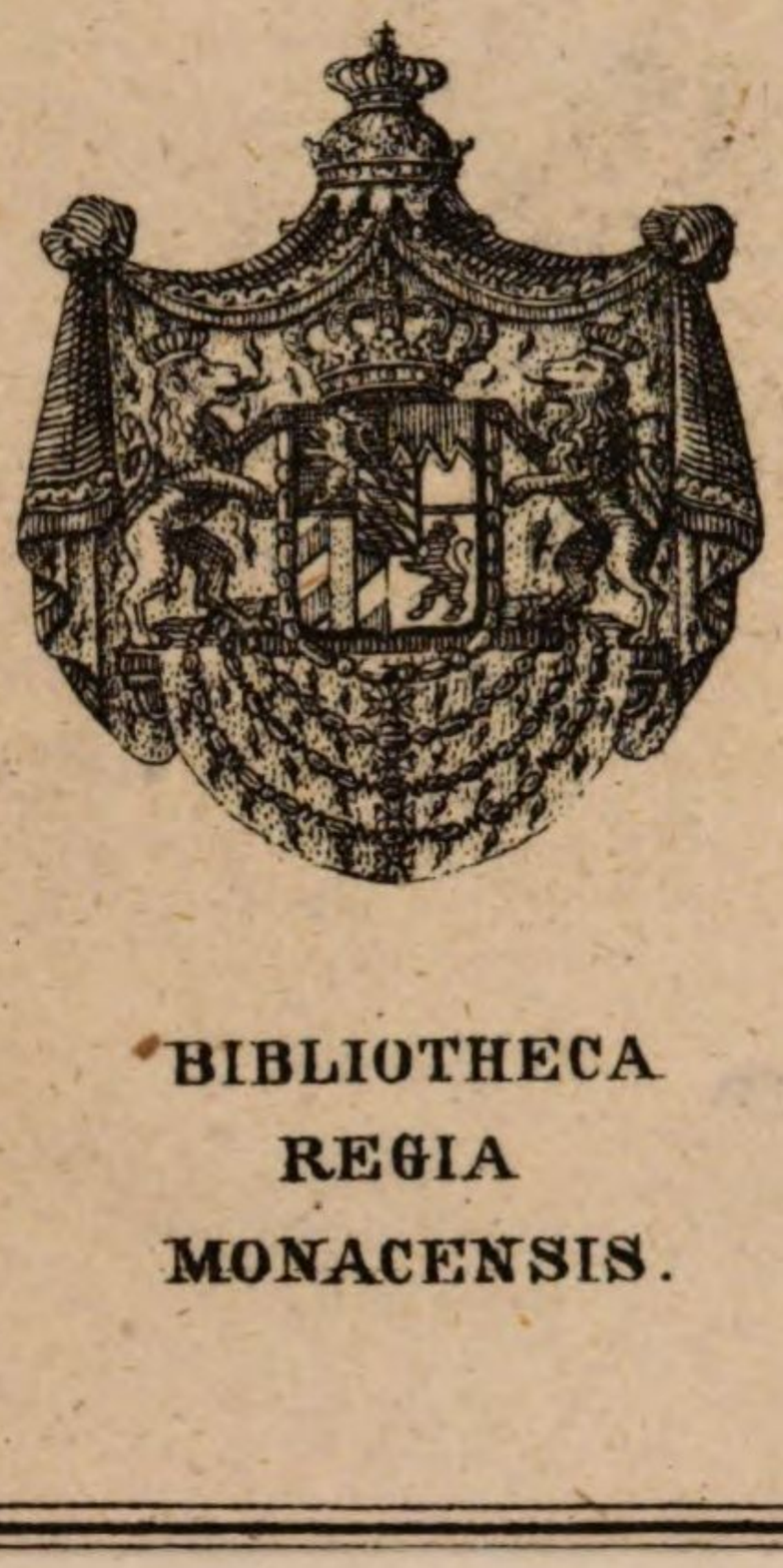
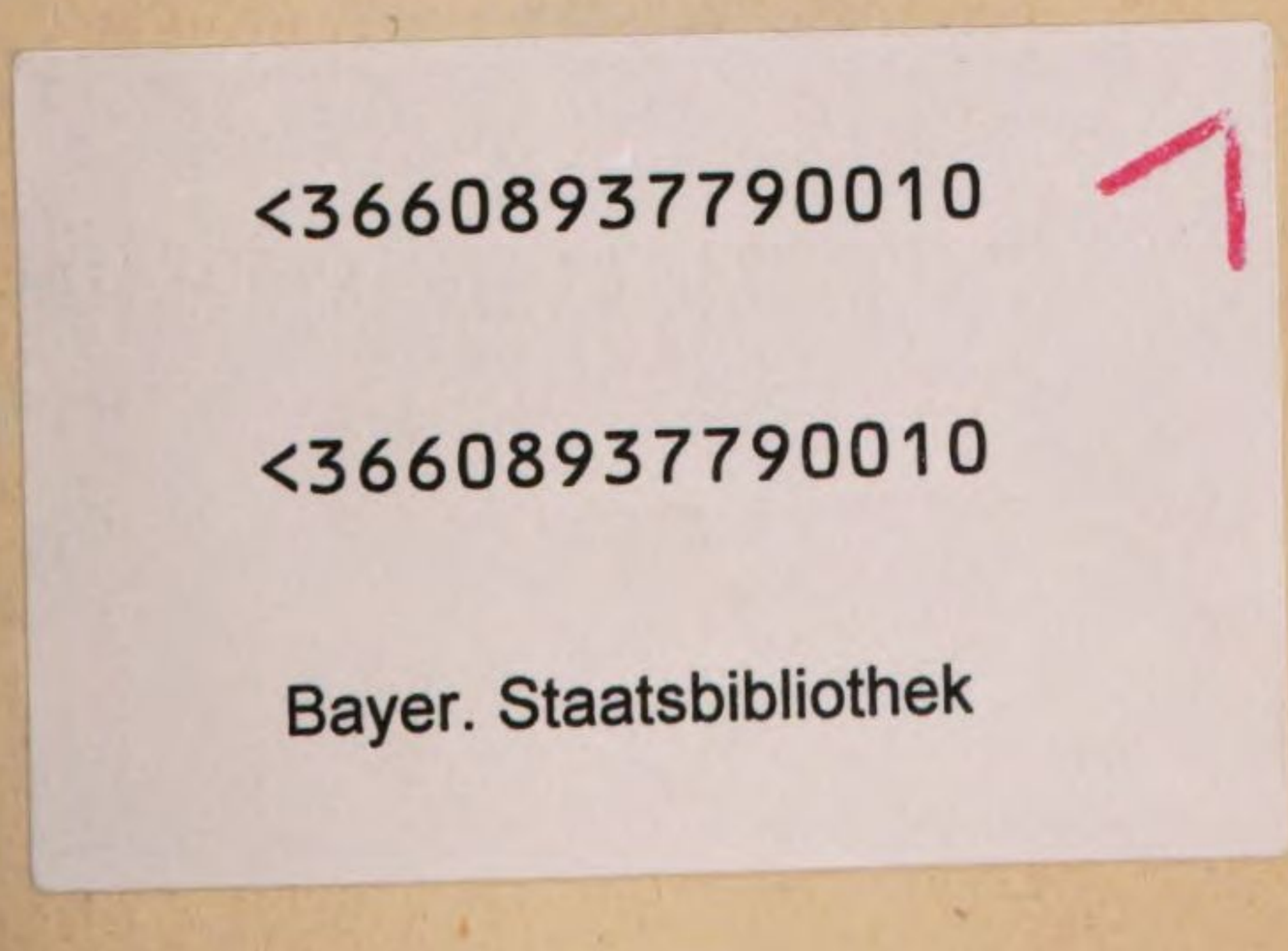
Germ. Sp
107 k



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.


<36608937790010
<36608937790010
Bayer. Staatsbibliothek

Denkwürdigkeiten

des Herzogs

Carl von Braunschweig.

Mit authentischen Aktenstücken.

Bayerische
Staats-Bibliothek
München

Erster Band:

Denkwürdigkeiten.

Cassel,

Verlag und Druck von Heinrich Hotop.

1844.

405-D.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Ursprung und Glanz des Hauses Braunschweig. — Geburt des Prinzen Carl. — Verwandtschaft mit regierenden Häusern. — Herzog Carl. Wilhelm. Ferdinand. — Das Manifest gegen die französische Republik. — Schlacht bei Jena. — Tod des regierenden Herzogs von Braunschweig. — Reise des Prinzen Carl nach Schweden und Dänemark. — Oberst von Nordenfels. — Braunschweig von den Franzosen in Besitz genommen. — Tod der Mutter des Prinzen Carl. — Herzog Friedrich Wilhelm wirbt Truppen gegen Napoleon. — Pläne zur Entführung des Prinzen Carl. — Vereitlung derselben. — Aufenthalt zu Colberg. — Die gefangenen Offiziere des Herzogs von Braunschweig erschossen. — Flucht des Prinzen Carl aus Colberg. — Ankunft zu Carlskrona in Schweden. — Die englische Flotte. — Schwierige und unangenehme Ueberfahrt nach England. — Ankunft zu Greenwich.

Das Haus Braunschweig ist vielleicht das älteste fürstliche Geschlecht in der Welt. Genealogen leiten seinen Ursprung von Actius Reus ab, welchem Romulus, der Erbauer Roms, eine Ehrensäule errichten ließ *). Als eigentlicher Stammvater wird aber Cajus Actius genannt, der römischer Decurio war, und sich unter der schwachen Regierung der römischen Kaiser im Jahre 402 n. Chr. zum Fürsten von Atesta, oder Este, machte. Der Glanz des Hauses Este erfüllte Italien, wurde aber bei Weitem durch den des aus ihm hervorgehenden Hauses Braunschweig überstrahlt. Die Geschichte hat uns die Namen und ruhmvollen

---

*) Liv. lib. I.

Thaten vieler ausgezeichneter Fürsten aus diesem edlen Geschlechte aufbewahrt. Herzog Otto von Braunschweig wurde zum deutschen Kaiser erwählt. Der Ruhm Heinrichs des Löwen erfüllte die Welt, und sein Name lebt nicht allein in den Büchern der Geschichte, sondern noch heute im Munde des Volkes. Mit der Zeit stieg der Glanz dieses Geschlechtes immer höher; es artete nicht aus, wie so viele andere Fürstenhäuser. Bis zur neuesten Zeit herab zeichneten sich die braunschweigischen Prinzen vortheilhaft aus, sowohl durch Tapferkeit als edle Gesinnung. Viele von ihnen starben auf dem Schlachtfelde. In der Schlacht bei Sievershausen blieben an einem Tage drei braunschweigische Prinzen: Carl Victor, Philipp Magnus und Herzog Friedrich von Lüneburg. Prinz Ferdinand von Braunschweig führte im siebenjährigen Kriege die Armeen des größten Königs, den die neuere Geschichte kennt, und erkämpfte diesem die schönsten Blätter seines Siegeskranzes. Als sich die erste Coalition gegen die französische Republik bildete, stand Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, der Großvater des Herzogs Carl *), als Generalissimus an der Spitze der verbündeten Armeen und erwarb sich Ruhm und Ehre. Sein Bruder, der Prinz Leopold, ebenfalls preußischer General und Gouverneur von Frankfurt a. d. O., bewies durch seinen Tod, daß die Fürsten des Hauses Braunschweig eben so edel als tapfer sind. Der menschenfreundliche Prinz ertrank in der Oder bei dem Versuche, einige arme Leute, die man bereits aufgegeben hatte, vom Tode im Wasser zu erretten. Es mag wohl selten vorkommen, daß ein Fürst auf solche Weise stirbt, und kann das Haus Braunschweig stolzer auf diesen Prinzen sein, als auf manchen Kriegshelden, der aus seiner Mitte hervorging.

Der Sohn des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand, Prinz Friedrich Wilhelm, war bereits preußischer General, als er sich mit der Prinzessin Marie von Baden vermählte, der Schwester der Kaiserin Elisabeth von Rußland, der Königinnen von Schweden und Baiern, der Großherzogin von Hessen und des Großherzogs von Baden. Auf dieser Ehe beruhte die Hoffnung des braunschweigischen Landes; denn aus ihr hoffte man den Thronerben hervorgehen zu sehen, da die älteren Brüder des Prinzen Friedrich Wilhelm theils in kinderlosen Ehen lebten, theils unvermählt waren.

---

*) S. Aktenstücke Nr. 1.

Am 30. Oktober des Jahres 1804 war auf dem Schloßplatze zu Braunschweig eine Menge Volkes versammelt, welches in banger Erwartung nach den Fenstern des Schlosses empor sah. Endlich gegen 7 Uhr Abends erblickte man das ersehnte Zeichen. Die Kanonen donnerten, und verkündeten dem treuen braunschweigischen Volke die Geburt des Prinzen Carl Friedrich Wilhelm August, dessen Denkwürdigkeiten die nachfolgenden Blätter enthalten. Der erste Kanonenschuß, der dieses glückliche Ereigniß dem Lande kund that, riß einem unvorsichtigen Artilleristen den Kopf hinweg. Manche betrachteten dies als ein unheilverkündendes Zeichen und prophezeihten dem neugebornen Prinzen eine unglückliche Zukunft. Die glücklichen Eltern waren aber für das Schicksal ihres Sohnes unbesorgt und ahnten wohl am allerwenigsten, daß der vernichtende Schlag, welcher sein Haupt einst treffen sollte, von dem Throne ausgehen würde, der mit dem Hause Braunschweig durch die engsten Bande der Verwandtschaft verbunden war. Die Großmutter des Prinzen Carl von mütterlicher Seite war eine Schwester Königs Georg III. von England, und die Schwester seines Vaters die Königin Caroline von England.

Am 11. November 1804 wurde der Prinz getauft und hatte folgende Pathen:

1) Kaiser Alexander von Rußland.
2) Louise Marie Auguste, Kaiserin von Rußland, geborne Prinzessin von Baden.
3) Gustav Adolph IV., König von Schweden.
4) Friederike Dorothea Wilhelmine, Königin von Schweden, geborne Prinzessin von Baden.
5) Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.
6) Georg III., König von Großbritannien.
7) Carl Friedrich, Kurfürst von Baden.
8) Friederike Wilhelmine Caroline, Kurfürstin von Baden, geborne Prinzessin von Baiern.
9) Sophie Caroline Marie, Markgräfin von Baireuth, geborne Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg.
10) Caroline Amalie Elisabeth, Prinzessin von Wales, geborne Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg.
11) Friedrich August, Herzog von Braunschweig-Oels.
12) Amalie Friederike, Markgräfin von Baden, geborne Prinzessin von Hessen-Darmstadt.
13) Carl Ludwig Friedrich, Kurprinz von Baden.

14) Carl Wilhelm Ferdinand, regierender Herzog von Braunschweig=Lüneburg.
15) Auguste, Herzogin von Braunschweig=Lüneburg, geborne Prinzessin von Großbritannien.
16) Carl Georg August, Erbprinz von Braunschweig=Lüneburg.

Zu alten Zeiten mußten sich die Fürsten die Ritterwürde auf dem Schlachtfelde verdienen; allein in neuerer Zeit ist es Gebrauch geworden, ihnen dieselbe schon in der Wiege zu ertheilen. Auch auf die des Prinzen Carl legte die Markgräfin von Baden das Großkreuz des ersten Ritterordens ihres Landes.

Der braunschweigische Hof war damals einer der glänzendsten Deutschlands. Die französischen Emigranten hatten beim Ausbruch der Revolution an ihm einen Zufluchtsort gegen das über die Anhänger des Königshauses Bourbon hereinbrechende Ungewitter gefunden, und noch zur Zeit der Geburt des Prinzen Carl hielten sich viele von ihnen am Hofe zu Braunschweig auf, welche sich nicht vor dem Helden des Jahrhunderts beugen wollten. Man lebte herrlich und in Freuden. Die Geburt des Prinzen gab Anlaß zu neuen Festen, und man dachte nicht daran, wie bald die Herrlichkeit ein Ende nehmen könne.

Als der Krieg gegen die französische Republik ausbrach, hatte, wie schon gesagt, Herzog Carl Wilhelm Ferdinand das Kommando über die verbündeten Truppen übernommen. Theils zwang ihn hierzu seine Stellung, theils ließ er sich durch die Bitten der liebenswürdigen und schönen Königin von Preußen bewegen. Der König von Preußen befand sich damals selbst bei der Armee. Einige Emigranten veranlaßten diesen, ein prahlerisches Manifest zu erlassen, welches die Republikaner mit Furcht und Entsetzen erfüllen sollte. Die Minister und Generäle des Königs waren der Meinung, daß dieses Manifest von dem Herzoge von Braunschweig, dem Generalissimus der Armee, ausgehen müsse, und nach langem Widerstreben entschloß sich derselbe dazu, da er als preußischer Feldmarschall dem Könige unbedingten Gehorsam schuldig war.

Am 14. Oktober 1806 wurde die Schlacht bei Jena geschlagen. Der Herzog, der bald sein fünf und siebenzigstes Jahr vollendet hatte, kommandirte die preußische Armee. Er wurde tödtlich verwundet und die Schlacht verloren. Ganz Deutschland gerieth in Bestürzung. Am 16. Oktober traf die Unglücksbotschaft in Braunschweig ein. Man mußte die Franzosen täglich erwarten und die

herzogliche Familie auf ihre Sicherheit bedacht sein. Am 18. verließ die Prinzessin Marie mit dem Prinzen Carl ihr Schloß, nur von einem kleinen Gefolge begleitet, darunter den Obersten, Baron von Nordenfels. Vorläufig beschloß die Prinzessin, nach Stralsund, und wenn es nöthig werden sollte, zu ihrer Schwester, der Königin von Schweden, nach Stockholm zu gehen. Sie reiste über Uelzen, Lüneburg, Dömitz, Grabow, Parchim, Güstrow, Rostock, Ribnitz, Dammgarten, kam am 24. Oktober in Stralsund an, und stieg mit ihrem Sohne bei dem Kommandanten dieser damals noch schwedischen Festung, General Peyron, ab.

Als Stralsund in Belagerungszustand erklärt wurde, beschloß die Prinzessin, ihre Reise nach Schweden fortzusetzen. Sie ging mit ihrem Sohne an Bord des königlich schwedischen Schiffes Frederica, und da der Wind günstig war, so verließ man sogleich Stralsund unter dem salutirenden Donner sämmtlicher Kanonen der Festung. Man wählte den kürzesten Weg durch die Meerenge Gellen, und beträgt derselbe nur 18 Meilen, so daß man Ystadt in sechs Stunden hätte erreichen können, wenn man nicht genöthigt gewesen wäre, die Nacht auf offner See zuzubringen, weil kein Schiff zur Nachtzeit in die schwedischen Häfen eingelassen wird. Der Wind war frisch, das Wetter kalt, und der junge Prinz litt so heftig an der Seekrankheit, daß die Prinzessin sehr besorgt wurde und Gott dankte, als der Tag endlich anbrach und man die schwedische Küste und Ystadt vor sich liegen sah. Endlich landete man in der Nähe einer Brücke. Ein Abgesandter des Königs, Namens Davitson, empfing die Herzogin und den jungen Prinzen, und bald darauf wurden sie von dem Generalgouverneur der Provinz Schoonen, dem General Grafen Toll, begrüßt, welchen der König von Schweden abgeschickt hatte, um die Schwester seiner Gemahlin und deren Sohn nach Malmö zu führen, wo er sich zu jener Zeit aufhielt. Am 18. November reiste die Herzogin nach Malmö ab. Der König kam ihr zu Pferde entgegen, und führte sie und ihren Sohn in die Arme seiner Gemahlin. Der Herzog erinnert sich noch jetzt sehr gut dieser Reise, die er in so früher Jugend machte; und manche Orte, besonders Stralsund, Malmö und Stockholm sind ihm noch klar im Gedächtniß.

Die Herzogin blieb mit ihrem Sohne sechs Monate in Schweden. Als der König von Schweden nach Stralsund und die Königin nach Helsingburg gingen, verließ auch sie am 11. Mai 1807 die Residenz Stockholm und schiffte sich nach Kopenhagen

ein, wo sie sich sechs Wochen aufhielt. Dann passirte sie in drei Viertelstunden den Sund und setzte ihre Reise über Rochild, Ringstadt, Schlaghen und Corsoer fort, wo sie in drei Stunden den Belt durchschiffte. Bei ihrer Ankunft zu Nyburg empfing sie und den jungen Prinzen der Gouverneur dieser Festung und führte sie in seiner Equipage in sein Haus. Bei der Abreise wurde den Reisenden durch den Donner der Geschütze salutirt; allein diese Ehrenbezeigung hätte ihnen leicht das Leben kosten können. Die Pferde gingen durch und zerschmetterten den Wagen an einer Barriere, wo es glücklicherweise gelang, sie aufzuhalten. Die Reise wurde nun über Odensee nach Middelford fortgesetzt. Hier passirte man den kleinen Belt in einer halben Stunde und kam dann, über Snoghoë und Kalding gehend, nach Hadersleben, wo der seines Herzogthums durch Napoleon beraubte Herzog Friedrich Wilhelm Gemahlin und Sohn erwartete. Von hier besuchte der Herzog mit seiner Familie seine Mutter, die Schwester des Königs von England, die sich damals zu Gravenstein, einem dem Könige von Dänemark gehörigen festen Schlosse, aufhielt. Hierauf reiste man nach Ottensen, besuchte das Grab des bei Jena gefallenen Herzogs von Braunschweig, und ging dann nach Flensburg und Glücksburg, wo zu jener Zeit zwei ältere Brüder des Herzogs, Oheime des Prinzen Carl, ihren Aufenthalt hatten. Am 24. Mai 1807 reiste die Herzogin mit ihrem Sohne nach Schleswig, um eine nahe Verwandte zu besuchen, die Herzogin von Braunschweig, Schwester des Königs der Niederlande. Darauf ging der König mit seiner Familie nach der dänischen Festung Rendsburg und von hier nach Elmshorn, wo die Reisenden am 27. eintrafen. Nach einem Aufenthalt in Hamburg brachten die herzoglichen Eltern ihren Sohn nach Bruchsal zur Mutter der Herzogin. Dies geschah im September 1807. Nach einem kurzen Aufenthalt in Bruchsal folgte Prinz Carl seinen Eltern nach Karlsruhe. Der Großherzog war damals mit Napoleon verbündet, und häufig sah der Prinz die badischen Regimenter zum Dienste desselben abmarschiren. Am 16. September kehrte die herzogliche Familie nach Bruchsal zurück, um hier mit dem Könige und der Königin von Baiern zusammenzutreffen, welche Schwager und Schwester des Herzogs und der Herzogin von Braunschweig waren.

Im Frühjahr 1808 traf den jungen Prinzen ein Unglück, welches den nachtheiligsten Einfluß auf sein Leben ausübte. Er verlor am 20. April seine vortreffliche Mutter. Sie starb in den

Wochen zugleich mit der Prinzessin, welche sie gebar. Den Herzog, der in den letzten Jahren so viel Unglück erfahren hatte, traf dieser Verlust um so schmerzlicher, da er nicht allein eine hochherzige und treue Lebensgefährtin, sondern auch die Erzieherin seiner beiden unmündigen Prinzen verlor, die er nun fremden Händen anvertrauen mußte. Dieser Verlust, welchen er wohl mit Recht dem Einfluß des Unglücks zuschrieb, das Napoleon über sein Haus gebracht hatte, erfüllte ihn mit desto größerem Hasse gegen den Räuber seiner Staaten. Der Aufenthalt in Bruchsal, wo ihn Alles an seinen Verlust erinnerte, wurde ihm unerträglich. Er sehnte sich nach Thätigkeit und nach Rache. Er reiste deshalb nach Schlesien ab, um in seinem, ihm damals noch gehörenden, Herzogthum Oels ein Truppenkorps zu formiren, welches er zum Kriege gegen Napoleon in's Feld führen wollte. Prinz Carl blieb einstweilen bei seiner Großmutter in Karlsruhe, bis der erste Adjutant seines Vaters, der Oberst von Nordenfels, kam, um ihn abzuholen.

Im Frühling des Jahres 1809 reiste der Oberst mit dem jungen Prinzen von Karlsruhe ab. Man ging über Frankfurt und Fulda, welche Städte damals von französischen Truppen besetzt waren, dann über Brückenau, Eisenach, Gotha, Erfurt und Weimar. Nachdem der Prinz hier seine Tante, die Großherzogin besucht hatte, wurde die Reise am 26. März ohne Aufenthalt fortgesetzt, und eines Nachmittags, gegen fünf Uhr, kam der Prinz in Oels an. Der Herzog war aber nicht hier, sondern nach Nachod in Böhmen gegangen, um hier Truppen auszuheben. Er nährte die Hoffnung, Deutschland zum kräftigen Aufstand gegen Napoleon zu veranlassen, und dadurch wieder in den Besitz des Herzogthums Braunschweig zu gelangen. Seine Hoffnungen wurden jedoch nicht erfüllt. Es war damals noch nicht an der Zeit. Das kaiserliche Gestirn Frankreichs strahlte in seinem höchsten Glanze; Napoleon war den Deutschen noch zu mächtig.

Die Vorbereitungen des Herzogs konnten natürlich nicht verborgen bleiben und erregten die Unzufriedenheit des französischen Kaisers, der wahrscheinlich befürchtete, daß noch andere deutsche Fürsten dem Beispiele des tapfern braunschweigischen Herzogs folgen würden. Er war daher natürlich darauf bedacht, den Plan desselben zu hintertreiben, und wußte seinen damaligen Bundesgenossen, den König von Preußen, in sein Interesse zu ziehen. Was sich auf direktem Wege nicht so leicht thun ließ, sollte auf

indirektem erreicht werden. Ein preußischer Offizier, Freund des Obersten von Nordenfels, hinterbrachte diesem, daß man damit umgehe, den Prinzen seinem Vater zu entführen und ihn gleichsam als Geißel an Napoleon auszuliefern; daß bereits eine Kommission ernannt sei, welche das Herzogthum Oels für den König von Preußen verwalten solle. Die Gefahr war dringend und man konnte nicht erst die Befehle des Herzogs abwarten. Oberst von Nordenfels beschloß daher, in Uebereinstimmung mit den andern herzoglichen Beamten, mit dem jungen Prinzen zu entfliehen und ihn zu seinem Vater zu bringen. Um die Wachsamkeit der Spione zu täuschen, legte der Prinz weibliche Kleidung an und reiste unter dem Namen einer Gräfin von Rethel. Diese Vorsicht war keineswegs überflüssig, denn in der Nähe von Troppau wurde der Wagen von einer aus vier Kavalleristen und einem Unteroffizier bestehenden französischen Patrouille angehalten. Der Unteroffizier verlangte die Vorzeigung der Pässe und äußerte, daß er den jungen Prinzen von Braunschweig suche. Oberst von Nordenfels antwortete ihm, daß er dem Wagen des Prinzen so eben begegnet sei, und nachdem er dem eifrig fragenden Unteroffizier die Richtung angegeben hatte, welche der Wagen genommen haben sollte, sprengte die Patrouille in größter Eile davon, zur großen Freude des Obersten, der nicht wenig für seinen Schutzbefohlenen besorgt gewesen war.

Der Herzog war nicht mehr in Nachod, als der Prinz dort ankam. Er war nach Warschau gereist, um seine Kavallerie zu rekrutiren, und blieb dem Obersten nichts anderes übrig, als ihm mit dem Prinzen dorthin zu folgen. Als der Herzog sein Truppenkorps beisammen hatte, gab er dem Obersten von Nordenfels Befehl, seinen Sohn nach Colberg zu bringen. Dieser reiste am 10. Mai 1809 ab und traf am 20. in dieser Stadt ein. Wäre der Oberst abergläubisch gewesen, so hätte er einen Vorfall, der bei ihrer Ankunft stattfand, für ein böses Zeichen nehmen und gleich umkehren müssen. Kaum hatten die Reisenden den Wagen verlassen und waren in das Gasthaus eingetreten, so hörte man das Geschrei: „Feuer! Feuer!“ auf den Straßen. Einige Tage nach der Ankunft in Colberg reiste der Prinz von Oranien durch diese Stadt, um sich nach Oxford in England zu begeben.

Der unglückliche und heldenmüthige Kriegszug des Herzogs von Braunschweig ist bekannt. Er verlor auf demselben viele seiner Offiziere. Einige starben den Heldentod, andere wurden gefangen

genommen. Letztere brachte man nach Colberg. Sie erkannten den Obersten von Nordenfels, und da sie wußten, welcher Posten ihm vom Herzoge anvertraut war, so muthmaßten sie auch die Anwesenheit des Prinzen Carl. Der Kommandant von Colberg glaubte eine zu große Verantwortlichkeit zu übernehmen, wenn er dem Obersten von Nordenfels gestattete, die Festung mit seinem Schutzbefohlenen zu verlassen. Er bat den König von Preußen um Instruktionen, und erhielt dann auch bald den Befehl, alle Personen, die im Gefolge des Prinzen waren, gleichfalls als Kriegsgefangene zu betrachten. Man sollte freilich einen dichten Schleier über die Handlungsweise mancher Fürsten in der damaligen Zeit werfen; allein wir können es nicht umgehen, einer Maßregel zu erwähnen, die auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm III. angeordnet wurde, und die er in der Folge gewiß bitter bereuet hat. Auf Verlangen Napoleons, der es damals den Fürsten zeigte, wie es thut, unterdrückt zu sein, befahl der König von Preußen, alle preußischen Offiziere, die seit dem Frieden zu Tilsit die Waffen ergriffen hatten, und besonders die, welche dem Herzoge von Braunschweig gefolgt waren, als Deserteure zu behandeln. Diejenigen dieser Offiziere, deren man nicht habhaft werden konnte, wurden entweder in ihrem Geburtsorte, oder in der Stadt, wo sie zuletzt in Garnison gestanden hatten, im Bildniß gehängt. Zu jener Zeit mußte es sich mancher ehrliche Mann gefallen lassen, an den Pranger gestellt zu werden, und so beschimpfend die verhängte Strafe auch für den Augenblick war, so wurde der Schimpf doch später ganz und gar von den Verurtheilten genommen und es ihnen als Verdienst angerechnet, daß sie zuerst den Muth gehabt hatten, sich gegen den Unterdrücker, den corsischen Tyrannen, und wie Napoleon sonst noch später öffentlich genannt wurde, erhoben zu haben. Das Unrecht aber, welches man den Gefangenen that, konnte nicht wieder gut gemacht werden, da man die Kunst noch nicht erfunden hat, Todte zum Leben zu erwecken. Sie wurden auf Befehl des Königs von Preußen, zufällig gerade unter dem Fenster des Prinzen Carl, erschossen. Der Oberst von Nordenfels verdankte nur dem Zufall das Leben, daß er ein geborner Unterthan des Herzogs von Braunschweig war, und daß ihn seine Stellung als Schützer des Prinzen Carl verhindert hatte, gleichfalls wie seine ermordeten Kameraden die Waffen zu ergreifen.

Das Haus Braunschweig hätte für die Dienste, welche es der preußischen Krone seit so langer Zeit geleistet, für die An-

hänglichkeit an dieselbe, welcher es den Verlust seiner Länder verdankte, wohl eine andere Behandlung verdient; und wenn auch die Umstände Manches entschuldigen, so kann doch die Bereitwilligkeit des Königs von Preußen, den Willen Napoleons zu erfüllen, unmöglich gerechtfertigt werden.

Mit tiefem Schmerz sah der edle Herzog von Braunschweig, der trotz seines Unglückes allein aufrecht und mannhaft dastand, wie die deutschen Fürsten sich zitternd vor der Gewalt Napoleons beugten. Bestürzt griffen alle Fürsten des heiligen römischen Reiches nach ihren Kronen, und erduldeten die größten Demüthigungen, um sie nur auf ihren Häuptern zu behalten. Jetzt wäre jedes vereinzelte Unternehmen Tollkühnheit gewesen, und grollend wie ein verwundeter Löwe fügte sich Herzog Friedrich Wilhelm der eisernen Nothwendigkeit. Es gelang ihm, sich mit seinen Tapfern in einem der oldenburgischen Häfen nach England einzuschiffen. Die verwittwete Herzogin Mutter, Schwester Königs Georg III., war ihm bereits dahin vorausgeeilt.

Ehe der Herzog Deutschland verließ, schickte er einen Kourier an den Obersten von Nordenfels mit dem Befehle ab, den jungen Prinzen schleunigst zu ihm zu bringen. Der Oberst hätte gern sogleich gehorcht, denn von dem Benehmen Preußens konnte er das Schlimmste erwarten; allein die Sache war nicht so leicht auszuführen. Der Kommandant von Colberg verweigerte den verlangten Paß, und blieb nichts anderes übrig, als zur List seine Zuflucht zu nehmen, um den Prinzen der Gefahr und der unerträglichen Aufsicht der preußischen Regierung zu entziehen. Dies war bei der Wachsamkeit der Polizei keine leichte Aufgabe. Der Oberst von Nordenfels wurde auf das Sorgfältigste beobachtet; er durfte keine Spazierfahrt, weder zu Wasser, noch zu Lande machen, ohne von den Agenten dieser Behörde umringt zu sein. Den Hafen zu verlassen, war ihm ein für alle Mal untersagt. Trotz dieser Aufsicht gelang es doch, mit dem Kapitän einer preußischen Handelsbrigg einig zu werden, der in fünf Tagen nach Riga fahren wollte und sich anheischig machte, den Prinzen heimlich nach Schweden zu führen. Die Hauptschwierigkeit lag darin, den Prinzen und den Obersten an Bord des Schiffes zu bringen, welches vor dem Hafen lag.

Eines Tages machten der Prinz und der Oberst in einem gebrechlichen Fahrzeuge eine Spazierfahrt im Hafen. Die Ruderer wurden veranlaßt, sich dem Ausgange desselben zu nähern. Plötzlich

zog der Oberst ein Paar Pistolen hervor, und drohte die Ruderer niederzuschießen, wenn sie sich weigern würden, ihn aus dem Hafen und in die offene See zu bringen. So überzeugenden Gründen konnten die Ruderer nicht widerstehen; sie leisteten dem Befehle Folge, und brachten den Prinzen und seinen Beschützer an Bord der preußischen Brigg. Diese war kaum einen Flintenschuß weit gesegelt, als eine englische Fregatte erschien, deren Kapitän von der Sache unterrichtet war, die preußische Brigg einholte und die Flüchtlinge aufnahm. Dies geschah den 28. August.

Nach einer durch schlechtes Wetter und heftige Windstöße unangenehm gemachten Fahrt kam man am 31. Mittags zu Carlskrona in Schweden an, wo der Prinz von dem englischen Admiral, welcher in dieser Gegend kommandirte, empfangen wurde. Der Kapitän Namann und der Lieutenant Nelson wurden von ihm zum Dienste des Prinzen beordert. — Am 1. September lud Kapitän Namann den Prinzen ein, einem Feste beizuwohnen, welches man ihm zu Ehren auf dem Edgar, einem englischen Admiralschiffe von 24 Kanonen, veranstaltet hatte. Der Admiral brachte den Prinzen in seinem von 18 Matrosen geruderten Gallaboot selbst an Bord. Man hatte hier unter einem schönen mit Flaggen und Wimpeln geschmückten Zelte eine Tafel prächtig servirt. Während des Diners wurde die Gesundheit des Prinzen Carl und des königlichen Hauses von England unter dem Donner sämmtlicher Geschütze ausgebracht. Nach Tische gab man einen kleinen Ball. Als der Prinz das Schiff verließ, brachten ihm die englischen Matrosen ein Hurrah, und jedes Fahrzeug der englischen Flotte salutirte ihm mit 21 Kanonenschüssen. Der schwedische General, Graf Palmguist, hatte die Vorbereitungen zur Reise so eifrig betrieben, daß der Prinz am 3. September Carlskrona verlassen konnte. Er reiste durch die Provinz Bleckingen, über Christianstadt, Laholm und Warberg nach Gothenburg, wo er im Hause des englischen Konsuls, des Herrn Smith's, abstieg.

Wegen der Verfolgungen, welchen der Prinz Carl ausgesetzt war, hielt man es nicht für rathsam, seine Person einem Paquetboote anzuvertrauen, und hatte zu seiner Ueberfahrt nach England von der englischen Regierung ein Kriegsschiff verlangt. Die Ankunft dieses Schiffes mußte der Prinz in Gothenburg abwarten. Dieser unfreiwillige Aufenthalt in Gothenburg war nichts weniger als angenehm, trotzdem daß sich der schwedische Kommandant, Baron von Ehrenström, alle mögliche Mühe gab, dem Prinzen

Unterhaltung zu verschaffen. Carl XIII., der erst kürzlich den schwedischen Thron bestiegen hatte, bewies dem Prinzen dasselbe Wohlwollen, welches ihm sein Oheim, König Gustav IV., stets gezeigt hatte; er befahl dem Gouverneur der Provinz, Grafen Rosen, sich zum Prinzen zu begeben und seinen leisesten Wünschen zuvorzukommen.

Endlich traf das erwartete Kriegsschiff Owen-Glendower, kommandirt vom Kapitän Selby, in Gothenburg ein. Ein brittisches Geschwader lag auf der Höhe des Meeres, um dem Schiffe, welches den Prinzen an Bord hatte, als Eskorte zu dienen. Am 21. September ging man in See. Der Prinz hatte schrecklich von der Seekrankheit zu leiden. Am Tage darauf erhob sich ein ungünstiger Wind, und man verlor viel Zeit mit den Manoeuvres, die nöthig waren, um die Zerstreuung der Flottille zu verhindern. Gegen Abend wurde der Wind stärker, und artete in der Nacht in einen furchtbaren Sturm aus. Als sich derselbe bei Tagesanbruch noch nicht gelegt hatte, gab der Kommandeur des Geschwaders den Befehl, nach Gothenburg zurückzukehren. Allein trotz des zu dieser Fahrt sehr günstigen Windes und der Schnelligkeit, mit welcher man segelte, fürchtete man doch, den Hafen nicht mehr bei guter Zeit zu erreichen. Endlich schien selbst den erfahrensten Seeleuten der Schiffbruch unvermeidlich. Die Gefahr ging indessen noch glücklicher vorüber, als es den Anschein hatte. Mehrere Schiffe der Flotte, deren größtes Fahrzeug der Mars von 24 Kanonen war, litten bedeutenden Schaden; allein das, welches den Prinzen an Bord hatte, kam glücklich davon. Noch zwei Mal versuchte man, trotz des widrigen Windes, die Reise fortzusetzen, und eben so oft mußte man in den Hafen zurückkehren, was niemals ohne große Gefahr und Schaden abging.

Endlich ging man am 7. Oktober abermals in See. Am Morgen des folgenden Tages signalisirte der erste Lieutenant ein fremdes Schiff, das längs der norwegischen Küste dahin segelte, und welches man an der Stellung seiner Segel und an seiner ganzen Bauart für ein dänisches erkannte. Dänemark war damals mit Frankreich verbunden, also mit England im Kriege. Sogleich gab der englische Kapitän Befehl, Alles zum Gefecht bereit und Jagd auf den Dänen zu machen. Als man ihm nahe genug war, erhielt er eine volle Lage, die ihm so wenig behagte, daß er alle Segel beisetzte und das Weite suchte. Es gelang dem dänischen Schiffe auch in der That, sich zu retten, da die Engländer die

Jagd nicht fortsetzen konnten, weil man befürchten mußte, daß die Flotte dabei auseinander kommen würde.

Am 11. Oktober erreichte man den Doggesbann, und am 12. erblickte man die damals noch gastliche Küste Englands und den Hafen von Yarmouth. Da Oberst von Nordenfels aber den englischen Kapitän gebeten hatte, den Prinzen nach Harwich zu bringen, so segelte man dort hin und traf gegen Abend ein. Der Hafen war aber so vollgepfropft von Schiffen, daß es nicht möglich war, einzulaufen. Man blieb daher noch diese Nacht vor Anker liegen, und war dann gezwungen, weiter nach dem Nord, dem Bestimmungsorte des Geschwaders zu segeln. Nord-Ost nennt man eine Bai, in welcher sich die Themse und der Medway vereinigen. Als man sich derselben näherte, zog das Schiff, auf welchem sich Prinz Carl befand, eine Flagge auf, durch welche es der Admiralität von Scheerneß anzeigte, daß es einen Prinzen aus dem königlichen Hause von England an Bord habe. Auf dieses Zeichen begab sich sogleich ein Marinekapitän nach Southhead, wo das Schiff lag und zeigte dem Kapitän desselben an, daß ein Privatboot des Königs den Prinzen zu Scheerneß erwarte, um ihn nach Greenwich zu bringen.

Bald kam auch dieses prachtvolle Boot an, welches mit der königlichen Flagge geschmückt und von 26 Matrosen gerudert wurde. Noch an demselben Abend erreichte man Gravesand und kam in der Nacht nach Woolwich. Am 14. Mittags kam die Königin Caroline von England, damals noch Prinzessin von Wales, dem Prinzen entgegen, und eine Stunde später umarmte er seinen Vater, den Herzog von Braunschweig, auf den Stufen der großen Treppe bei dem Marine-Invalidenhause zu Greenwich.

Der Herzog brachte seinen Sohn sogleich zu seiner Großmutter, der Schwester des Königs von England, Georg III., wo Beide zu Blackheath dinirten. Abends 7 Uhr kehrten sie in der Equipage der Königin nach London zurück, und stiegen im Hotel des Herzogs, Clarges-Street bei Picadilly, ab. Am andern Tage brachte der regierende Herzog seinen Sohn in den Pallast von St. James, und stellte ihn dem Könige von England vor.

Zweites Kapitel.

Festlichkeiten in London. — König Gustav IV. Adolph von Schweden. — Ein Volksaufstand. — Karricaturen auf den Herzog von Kumberland. — Reise in's Seebad nach Worthing. — Herr Thomas Prince. — Prinzessin Charlotte. — Der Herzog von Clarence. — Prinz Carl legt den Grundstein zur Vauxhallbrücke. — Das größte englische Kriegsschiff. — Einseitigkeit der englischen Geistlichen. — Haß gegen die katholische Kirche. — Gegen Napoleon. — Veränderungen in Europa. — Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III. in London. — Festlichkeiten. — Abreise aus England. — Unglück an der holländischen Küste. — Ankunft in Braunschweig. — Abreise zum Wiener Kongresse. — Napoleons Rückkehr. — Der Herzog rückt in's Feld. — Herr von Schmidt-Phiseldeck. — Kabalen gegen Herrn Prince. — Tod des Herzogs von Braunschweig. — Begräbniß.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in London erlebte Prinz Carl ein gewiß sehr seltenes Fest. Man feierte am 25. Oktober 1811 den fünfzigsten Jahrestag der Thronbesteigung Georg III. Die ganze Stadt war auf das Prachtvollste mit farbigen Lampen illuminirt, und überall sah man Inschriften und Transparente, welche sich auf Erinnerungen aus dem Leben des Königs bezogen. Unzählige Equipagen, von denen eine mit der andern an Pracht wetteiferte, durchfuhren die Straßen. Die Themse war mit köstlich illuminirten und reich drappirten Booten und Gondeln bedeckt. Von allen Seiten hörte man Musik und heitere Lieder, und die Kanonen des Tower und des Parkes von St. James begleiteten mit ihrer feierlichen Stimme den lauten Jubel des Volkes. Die

Theilnahme an diesem Feste war eine allgemeine; reich und arm, Jeder feierte es auf seine Weise und so gut er konnte. Alles athmete an diesem Tage Glück und Freude.

Zu dieser Zeit hielt sich der Oheim des Prinzen Carl, der König Gustav IV. Adolph von Schweden, nachdem er die Krone niedergelegt hatte, in London auf. Er besuchte sehr häufig seinen Schwager, den regierenden Herzog von Braunschweig, der am 2. November 1810 seine Wohnung verändert hatte und in die Great-George-Street 39 gezogen war. — Bis zum April 1811 fiel eben nichts Bemerkenswerthes vor; allein zu dieser Zeit erlebte der Prinz den ersten bedeutenden Volksaufstand, dessen er sich erinnern kann. Dieser Aufstand wurde durch die Gefangennahme des Sir Francis Burdett veranlaßt. Im Herbst dieses Jahres fand in London ein abscheulicher Vorfall statt, in Folge dessen der Herzog von Kumberland England verlassen mußte. In allen Straßen der Stadt sah man Karrikaturen, welche den Augenblick darstellen, in welchem der Herzog seinem Kammerdiener den Hals abschneidet.

Am 7. Juni 1811 kaufte der Herzog seinem Sohne ein Haus in der Nähe von Vaurhall, genannt Belmont-House. Im folgenden Jahre brachte er ihn nach Worthing, welches 56 englische Meilen von London und 12 von dem Aufenthalte des Königs, Brighton, liegt. In Worthing gebrauchte der Prinz das Seebad und wohnte in einem Hause, welches Trafalgar-House genannt wurde. Hier blieb er bis zum August. Der Herzog hatte von London alle Personen, die in seinem Dienste waren, nach Deutschland zurückgeschickt; er behielt nur den Baron von Nordenfels und zwei Kammerdiener bei sich. Das ganze Hauswesen wurde nun auf englische Weise eingerichtet und von Engländern gebildet. Für seinen Sohn hatte der Herzog einen Gouverneur erwählt; einen englischen Kaplan, Namens Thomas Prince, der sich bald das Zutrauen seines Zöglings zu erwerben wußte, und der sehr an ihm hing.

Als der Herzog nach London zurückkehrte, erhielt er ein Schreiben des Kaisers Alexander, in welchem ihn dieser aufforderte, nach Petersburg zu kommen und ein Kommando in den Armeen zu übernehmen, welche der Kaiser formirte, um den ehrgeizigen Plänen Napoleons einen Damm entgegenzusetzen.

Als der Prinz Carl sein neuntes Jahr erreicht hatte, schenkte ihm die Prinzessin Charlotte ihr Portrait und eine Geschichte von

England, in welche sie eigenhändig einige denkwürdige Worte schrieb *).

Schon von Beginn des Aufenthaltes in London hatte es der Herzog eingeführt, daß der Prinz Carl alle Sonntage bei seiner Großmutter zu Blackheath zubrachte; alle Sonnabende dagegen waren der Prinzessin Charlotte bestimmt. Außerdem sah auch der Prinz sehr oft zu Windsor die andern Glieder der königlichen Familie. Von Niemand jedoch wurden die braunschweigischen Prinzen freundlicher, zuvorkommender und herzlicher aufgenommen, als von dem Herzoge von Clarence. Es verging selten ein Tag, ohne daß sie sich gesehen hätten, denn sie waren fast immer bei den Reitstunden gegenwärtig, welche die Prinzessin Charlotte entweder in der Reitbahn oder in den Gärten nahm. Auch alle englischen Prinzen besuchten häufig das Haus des Herzogs von Braunschweig.

Der Prinz Carl besuchte oft mit der Prinzessin von Wales, oder auch mit der ganzen königlichen Familie, die verschiedenen Theater Londons; unter andern auch das von Sadlers-Wels, wo damals ein berühmter Klown, Namens Grimaldi, Furore machte. Wir dürfen hier auch nicht vergessen, zu erwähnen, daß Prinz Carl eingeladen wurde, den Grundstein zur Vaurhall-Brücke zu legen. Er sah auch das größte Kriegsschiff vom Stapel laufen, welches jemals in England gebaut worden war. Dieses Schiff erhielt den Namen „Prinzessin Charlotte", und führte nicht weniger als 180 Kanonen. Die ganze königliche Familie von England, Ludwig XVIII. und alle Prinzen des Hauses Bourbon, die damals in England waren, wohnten dieser imposanten Feierlichkeit bei, die in Großbritannien stets ein nationales Fest ist. Auch der Feldmarschall Blücher und der Graf von Platow, General sämmtlicher russischen Kavallerie, waren dabei zugegen.

Der 31. März 1813 war ein Trauertag für die ganze königliche Familie. Die verwittwete Herzogin von Braunschweig, Schwester des Königs von England und Großmutter des Prinzen Carl, war in ziemlich hohem Alter gestorben und wurde in der königlichen Familiengruft zu Windsor beigesetzt.

Die Jahre, welche der Prinz in England zubrachte, vergingen ihm eben so angenehm, als sie für seine Ausbildung von großem Nutzen waren. Bewacht von dem Auge des Vaters, umgeben von liebevollen und theilnehmenden Verwandten, unterrichtet von

---

*) Aktenstücke Nr. 1. 6.

geschickten Lehrern, konnte man ihm keine bessere Erziehung wünschen, wenn sie auch in mancher Beziehung einseitig zu nennen war. Kein Irrthum ist so allgemein in Bezug auf die Erziehung der Kinder verbreitet, als der, daß man Geistliche dazu am geeignetsten hält. Aufgeklärte und tolerante Geistliche sind sehr selten, und die Lehrer des gewöhnlichen Schlages wirken oft nachtheilig auf den Charakter ihrer Zöglinge. Die englischen Geistlichen, welche den Prinzen Carl, so lange er in England war, unterrichteten, waren unabläßig bemüht, ihm einen blinden, rücksichtslosen Haß gegen die katholische Kirche und ihre Diener einzuflößen. Die englischen Prediger wiederholten es dem Prinzen fast täglich, daß die Priester des katholisch-apostolisch-römischen Gottesdienstes unreine Thiere, stinkende Böcke und dergleichen wären. Eben so beschränkt und ungerecht waren sie in Bezug auf den Kaiser Napoleon, den sie niemals anders, als „reißendes Thier“ oder „corsisches Ungeheuer“ titulirten. Der erste Vers ihres Katechismus läßt sich ungefähr auf folgende Weise übersetzen: „Sobald Prinzen das Alter der Mündigkeit erreicht haben, so ist es ihre erste Pflicht, das Böse, welches der corsische Wehrwolf ihren Vätern zugefügt hat, an den Kindern und Kindeskindern des ehrlosen Menschen zu rächen.“ So jung der Prinz war, und so viel Böses er auch seit seiner frühesten Kindheit von Napoleon gehört hatte, so empörten doch diese lächerlichen Uebertreibungen seinen gesunden Sinn, und es fiel seinen eifernden Zeloten gewiß nicht ein, daß ihr Schüler einst durch die Bande der Freundschaft mit dem unglücklichen Herzog von Reichsstadt verbunden sein würde.

Unterdessen hatte Alles in Europa eine andere Gestalt angenommen. Napoleon erging es, wie dem Manne im Mährchen der tausend und einen Nacht, der nie mit der erbetenen Größe zufrieden war und zuletzt, als er endlich gar der liebe Gott werden wollte, in seinen frühern Zustand zurückversetzt wurde. Die Göttin der Freiheit, die Napoleon gehoben und die er dann schmählich verrathen hatte, rächte sich an ihm. Er wollte in Europa, ja wo möglich in der ganzen Welt herrschen, und bedrohte so die Existenz aller gekrönten Häupter. Die gemeinsame Noth zwang sie zur Eintracht. Napoleon unterlag der Uebermacht. Sein wie von Feenhand erbauter Kaiserthron stürzte zusammen, und der Kaiser selbst war auf die Insel Elba gebannt. Ludwig XVIII. sah die Hallen seiner Väter wieder.

Als die französischen Angelegenheiten mehr zusammengeflickt als geordnet waren, machte der Kaiser Alexander im Frühjahr 1814 eine Reise nach England. Mit ihm kam der König von Preußen. Die beiden Monarchen waren von der Großfürstin Helene, der Schwester des russischen Kaisers, von dem Kronprinzen von Preußen und von einem Generalstabe begleitet, bei welchem sich diejenigen Generäle befanden, die in dem letzten Kriege eine Rolle gespielt hatten. Der Prinz Carl von Braunschweig wurde von dem Prinzen von Wales, Regenten von England, den mit ihm verbündeten Monarchen vorgestellt und wohnte all' den Festen bei, welche ihnen zu Ehren gegeben wurden, besonders einem vom Lord-Mayor veranstalteten Diner und einer großen Parade.

Die Schlacht bei Leipzig hatte auch dem Herzog von Braunschweig sein Herzogthum wiedergegeben, und er war in seine Hauptstadt zurückgekehrt. Er schickte nun seinen Oberstallmeister, den Baron von Thielau, mit einem zahlreichen Gefolge nach England, den Prinzen Carl abzuholen, welcher die Saison in Bath zubrachte. Der Herzog hatte zwar befohlen, den Prinzen in Harwich einzuschiffen und dann nach Hamburg zu führen; allein die Umstände verhinderten es, diesem Befehle Folge zu leisten. England war damals im Kriege mit Amerika. Die englische Brigg, welche von dem Oberstallmeister für den Prinzen und sein Gefolge gemiethet worden war, wurde unterweges von amerikanischen Fahrzeugen angegriffen und genöthigt, das Weite zu suchen. Bald darauf überfiel sie ein schrecklicher Sturm, und sie strandete an der niederländischen Küste, am Texel. Ein Schiffbruch wäre ohne die schleunige Hülfe der nicht weit vom Texel im Helder stationirten holländischen Schiffe unvermeidlich gewesen. So gefährlich und heftig der Sturm auch gewesen war, so hatte er doch wieder das Gute, daß er die Ueberfahrt so beschleunigte, daß sie in drei Tagen und drei Nächten bewerkstelligt wurde. Der Prinz und sein Gefolge waren froh, an's Land zu kommen, denn die Seekrankheit hatte ihnen entsetzlich mitgespielt.

Die Reise wurde nun schleunigst fortgesetzt. Man reiste über Amsterdam, Utrecht, durch einen großen Theil Hollands und Deutschlands, ohne sich irgendwo aufzuhalten, und nach acht Tagen war der Prinz in Braunschweig. Er blieb hier nur drei Tage und begleitete dann seinen Vater, den regierenden Herzog, zum Kongreß nach Wien. Die Reise ging über Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart und München, in welchen Hauptstädten die nächsten

Verwandten des Prinzen Carl residirten. Die Großherzoge von Hessen und Baden waren seine Oheime, und die verwittwete Markgräfin seine Großmutter, bei welcher er einen großen Theil seiner Jugend zugebracht hatte. Der König von Württemberg war sein Vetter und der König von Baiern sein Onkel.

Napoleons wunderbare Rückkehr zersprengte den Wiener Kongreß, und veranlaßte die dort versammelten Fürsten, in aller Eile in ihre Hauptstädte zurückzukehren. Der Herzog von Braunschweig hatte das Ereigniß, welches die andern Fürsten so sehr überraschte, beinahe vorhergesehen, und bereits seine Vorkehrungen für diesen Fall getroffen. In kurzer Zeit stand er an der Spitze einer kleinen, wohl disciplinirten Armee von 12,000 Mann, die sogleich ins Feld rücken konnten. Er war Anfangs Willens, seinen Sohn mitzunehmen, gab aber diesen Vorsatz auf, und ließ den Prinzen unter der Obhut seines englischen Gouverneurs in Braunschweig zurück. Vater und Sohn sahen sich nicht wieder.

Die Achtung, in welcher Herr Thomas Prince, der Erzieher des Prinzen Carl, bei dem regierenden Herzog stand, und die Anhänglichkeit, welche ihm sein Zögling schenkte, erweckten den Neid eines Menschen, dessen niedriger Charakter sich im Verlauf dieser Denkwürdigkeiten noch hinlänglich zeigen wird. Es war dies der Staatssekretär, Herr von Schmidt-Phiseldeck. Der Herzog hatte diesen Mann dem Grafen Ernst von Münster beigegeben, welcher Premierminister des Königs Georg IV. für Hannover und dessen bevollmächtigter und außerordentlicher Gesandter am Wiener Kongresse war. Auf den Wunsch des Herzogs und in Uebereinstimmung mit Georg IV. hatte Graf Münster es übernommen, die Interessen des Herzogthums Braunschweig auf dem Kongresse ebenfalls zu vertreten. Der tapfere Herzog, in dessen Seele nie ein falscher Gedanke aufkam, war weit entfernt, das Gefährliche der von ihm getroffenen Anordnung zu erkennen. Er glaubte seine Sache in keine besseren Hände legen zu können, als in die des Ministers seines Schwagers. Graf Münster war aber ein ächter Diplomat; verwandtschaftliche und freundschaftliche Rücksichten galten ihm nichts, wenn es das Interesse des Herrn galt, welchen er vertrat. Er fand in Herrn von Schmidt-Phiseldeck einen Menschen, der ihm auf halbem Wege entgegenkam, und den er durch glänzende Versprechungen leicht dahin brachte, seinen Fürsten und sein Vaterland zu verrathen. Schmidt-Phiseldeck wußte seinen Einfluß im Kabinet des Herzogs so geschickt zu

Gunsten seines neuen Beschützers und Gönners zu benutzen, daß das Herzogthum Braunschweig, welches in den letzten Kriegen so enorme Anstrengungen gemacht hatte, durch den Wiener Kongreß schwächer und ärmer wurde, als es jemals gewesen *). Mit den Ländern, welche man Braunschweig und einigen andern Nachbarn entriß, verdoppelte man das Gebiet und die Macht des Kurfürstenthums Hannover, welches zum Königreich erhoben wurde.

Herr von Schmidt-Phiseldeck wußte, daß beim Ausbrechen eines neuen Krieges, der Herzog von Braunschweig dazu bestimmt war, die Avantgarde der verbündeten Armee zu führen. Er kannte seine Kühnheit und seine ungestüme Tapferkeit, welche durch den ihm anvertrauten ehrenvollen Posten noch erhöht werden mußte, und hielt es für nicht unwahrscheinlich, daß der Herzog aus diesem Kriege nicht wieder zurückkehren werde. Auf diesen Fall, der alle seine Wünsche befriedigt haben würde, traf Herr von Schmidt seine Vorbereitungen; denn kehrte der Herzog auch wirklich zurück, so hatte er für die etwaige Ungnade desselben immer noch einen Rückhalt an dem Grafen Münster.

Sollten die Pläne dieses Verräthers gelingen, so mußte er sich vor allen Dingen der Erziehung des jungen Erbprinzen bemächtigen, damit er diese nach seiner Absicht leiten könne. Herr Prince war ein zu rechtschaffener Mann, als daß man von ihm denken konnte, er werde sich dazu gebrauchen lassen, seinen ihm liebgewordenen Schüler systematisch zu verderben; diese gefährliche Person mußte daher zuerst entfernt werden. Kaum war der Herzog ins Feld gerückt, so begannen die Operationen gegen Herrn Prince. Man warf ihm vor, daß er, der einen deutschen Fürsten erziehen wolle, nicht einmal ordentlich deutsch verstehe, und quälte ihn auf so unerhörte Weise von allen Seiten, daß Herr Prince sich endlich entschloß, dem Herzoge zu folgen, um seinen Schutz gegen die Nichtswürdigkeiten seines Staatssekretärs anzurufen.

Leider kam Herr Prince zu spät. Die Hoffnungen, welche Schmidt-Phiseldeck im Innersten seines Herzens genährt hatte, waren in Erfüllung gegangen. Als Herr Prince nach Antwerpen kam, hörte er den Donner des Geschützes, der immer stärker wurde, je weiter er auf der Straße nach Brüssel reiste. Dort erfuhr er, daß das Schlachtfeld nicht weit von der Stadt sei, und eilte dorthin, getrieben von einer ahnungsvollen Unruhe. Er traf den

*) Aktenst. Nro. 2, 3, 4 und 5.

edlen Herzog von Braunschweig, aber als Leiche, auf einer Bahre, getragen von einer Abtheilung Soldaten. Herr Prince konnte den traurigen Anblick nicht ertragen. Er kehrte in aller Eile nach Braunschweig zurück, wohin ihn die Pflicht rief. Er brachte dem Prinzen Carl die erste Nachricht von dem traurigen Ereigniß, indem er ihn mit dem Titel des regierenden Herzogs von Braunschweig begrüßte.

Die Leiche des für Deutschlands Freiheit gefallenen Herzogs wurde nach Braunschweig gebracht. Nachts bei Fackelschein wurde sie beigesetzt. Herzog Carl, als Hauptleidtragender, folgte zu Fuße zunächst hinter dem Sarge. Die Kanonen donnerten dem entschlafenen Helden das letzte Lebewohl; die gedämpften Trommeln hallten schauerlich durch die Nacht. Der feierliche Zug ging vom Schlosse und quer über den Schloßplatz, über den Bohlweg, den Damm, den Burgplatz nach der ganz schwarz ausgeschlagenen Domkirche. Die Truppen, welche der Herzog so oft zum Kampfe geführt hatte, trugen schwarze Uniformen, und bildeten den ganzen Weg entlang ein Spalier. Die Thränen aber, welche dem Herzoge von seinem treuen Volke nachgeweint wurden, verherrlichten sein Begräbniß mehr, als aller Trauerpomp. Die Braunschweiger verloren in ihm einen edlen und kräftigen Beschützer, einen weisen und gerechten Fürsten und einen wahren Vater seines Volkes.

Drittes Kapitel.

Der König von England bemächtigt sich der Vormundschaft über den Herzog Carl und das Herzogthum Braunschweig. — Herr von Schmidt-Phiseldeck. — Verbrecherische Pläne. — Herr Thomas Prince. — Abscheuliche Intriguen gegen ihn. — Der Rath Eigner. — Graf Schulenburg-Wolfsburg, Titularminister. — Erziehungsplan für den Herzog Carl. — Der Baron von Linsingen. — Wetteifer zwischen den beiden Erziehern. — Reisen der jungen Prinzen zu ihrer Familie. — Unerhört nichtswürdige Behandlung. — Zweck derselben. — Aufenthalt in Lausanne. — Eine Scene im Theater zu Marseille. — Frage wegen der Mündigkeit. — Frechheit des Herrn von Linsingen. — Unverhüllte Schurkerei. — Die Narrenhäuser. — Muthlosigkeit des jungen Herzogs. — Ursachen dieser Verfolgungen. — Haß und Neid zwischen den beiden Linien des Hauses Braunschweig. — Versuche zur Annäherung und Heirathen. — Schlechter Erfolg. — Der Prozeß gegen die Königin Caroline. — Das Glas Limonade. — Plötzlicher Tod der Königin. — Nichtswürdigkeit und Unverschämtheit des Herrn von Linsingen. — Eine Anekdote. — Entschluß des Herzogs Carl. — Gründe dazu. — Die englischen Aerzte und die blinden Prinzen. — Unerwarteter Tod des Herzogs August von Braunschweig. — Tod der Prinzessin Charlotte und ihres Kindes. — Plötzlicher Tod des Accoucheurs.

Als Herzog Friedrich Wilhelm starb, zählte sein ältester Sohn und Erbe erst 10 Jahre, und sowohl für seine Person, als für die Regierung des Herzogthums Braunschweig war eine Vormundschaft nöthig. Der Herzog hatte allerdings ein Testament

gemacht und dieses im Jahre 1812 in England deponirt. Da zu jener Zeit aber das braunschweigische Land dem Königreich Westphalen einverleibt, und bei der damaligen Macht Napoleons an ein Wiedererlangen desselben nicht zu denken war, so hatte der Herzog in diesem Testamente auch nichts wegen einer Regierung darüber, im Fall seines frühzeitigen Todes, verfügt. Dessenungeachtet übernahm der damalige Regent von Großbritannien und Irland, Georg IV., durch Erlasse vom 18. Juli 1815, sowohl die Vormundschaft über den jungen Herzog, wie über das Land. Seine Ansprüche hierzu begründete er durch seine nahe Verwandtschaft mit dem Herzog Carl und dadurch, daß er als König von Hannover der nächste Nachbar desselben sei. Die andern Verwandten waren nicht mächtig genug, diese Vormundschaft dem Könige streitig zu machen und Herr von Schmidt-Phiseldeck, der damals an der Spitze der Geschäfte in Braunschweig stand, hatte um so weniger etwas dagegen, als dadurch seine eigennützigen Pläne befördert wurden. Im braunschweigischen Gouvernement befand sich zu jener Zeit kein einziger Mann von überwiegendem Verdienst. Der Rath Schmidt war noch der am wenigsten Unerfahrene in demselben. Wenn auch von seinen übrigen Talenten nicht viel zu sagen ist, so muß man das zur Intrigue doch anerkennen. Er fühlte wohl, daß es ihm nie gelingen werde, eine unabhängige Macht zu erringen, und so viel Klugheit besaß er, um nicht nach dem Unerreichbaren zu streben. Auf den äußern Schein gab er nicht viel, und zog es vor, sich ohne denselben eine feste und dauernde Macht in den Grenzen des Herzogthums zu gründen. Wahrscheinlich war dies der Preis, um welchen er sich zum Nachtheil seines Fürsten und seines Landes dem Grafen Münster verkaufte, dessen Bekanntschaft er, wie schon gesagt, auf dem Wiener Kongreß gemacht hatte. Ihm kam es wenig darauf an, ob das Land gleichsam ein Anhängsel von Hannover wurde oder nicht, wenn er nur seinen niedrigen Ehrgeiz befriedigen konnte, und in materieller Beziehung gut gestellt wurde.

Betrachten wir die Karte von Deutschland, so werden wir finden, daß das Herzogthum Braunschweig tief in das Königreich Hannover einschneidet, ja dasselbe in zwei ungleiche Hälften theilt. Diese geographische Lage hat für Hannover viel Unbequemes, und es konnte nicht fehlen, daß zwischen beiden Ländern mancherlei Differenzen entstehen mußten, wenn die beiderseitigen Regierungen nicht im vollständigsten Einverständniß unter einander waren. Es

mußte daher in dem Regenten Hannovers ganz natürlich der Wunsch entstehen, einen überwiegenden Einfluß auf die Regierung des Herzogthums auszuüben, und wo möglich mit der Zeit dasselbe dem Königreiche vielleicht einzuverleiben, welches dann allerdings sehr schön arrondirt sein würde. Niemals bot sich aber eine günstigere Gelegenheit dar, diese Wünsche theilweise zu befriedigen, als gerade jetzt, wo kein kräftiger Herrscher die Rechte seines Landes und Volkes vertheidigte und bewahrte. Graf Münster war gleichsam der Vicekönig von Hannover, und Georg IV. hatte ihm ebenfalls die Sorge für die braunschweigische Regierung mit übertragen. Diese Sorge und die Erreichung seiner Absichten wurde ihm dadurch außerordentlich erleichtert, daß an der Spitze der braunschweigischen Beamten ein Mann stand, der ihm und seinem Könige mit Leib und Seele verkauft war. Wie schon oben angedeutet, befand sich im braunschweigischen Regierungsrath kein einziger Mann, welcher es hätte wagen können, Herrn Schmidt entgegen zu treten, und auf diese Weise ging es dann vortrefflich, daß alle Regierungssachen des Herzogthums Braunschweig gleichsam als Privatsachen zwischen dem Grafen Münster und Herrn Schmidt abgemacht wurden.

Um nun wenigstens das Decorum zu bewahren, beschloß man, einen Staatsminister zu ernennen, von dem man überzeugt war, daß er sich mit dem Titel als Chef der Regierung begnügen, und der bereit sein würde, für diesen nichtsbedeutenden Glanz auch die Verantwortlichkeit für die Handlungen zu übernehmen, die Graf Münster und Herr Schmidt etwa für gut finden möchten. Dieses System ließ sich so lange durchführen, als der Herzog Carl unmündig war; allein dies genügte weder dem Grafen Münster, noch Herrn Schmidt. Beide strebten danach, den Einfluß, den sie auf die Regierung des Herzogthums hatten, auch für spätere Zeiten auszudehnen. Dies konnte aber nur erreicht werden, wenn es gelang, dem Herzoge Carl eine solche Erziehung zu geben, wie sie den Wünschen dieser beiden Herren entsprach; das heißt, wenn sie ihn zu einem charakter- und willenlosen Menschen erzogen, der froh war, wenn ihm Andere die Sorge für die Regierung abnahmen. Mit einem Wort, man wollte ihn, noch ehe sein Verstand zur Reife gediehen war, zu einem moralischen Eunuchen machen, wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen.

Herr Prince hatte aber bereits gezeigt, daß er keineswegs der Mann war, der sich zu einem so schändlichen und verbreche-

rischen Vorhaben hergeben würde. Er mußte um jeden Preis entfernt werden, und spann man zu diesem Zwecke die nichtswürdigste Kabale, die jemals ins Werk gesetzt wurde. Nach dem Tode des Herzogs nahm Herr Schmidt den Schein an, als habe er seine Ansichten in Bezug auf Herrn Prince vollkommen geändert, als bereue er die früher gegen ihn gethanen feindseligen Schritte. Er näherte sich ihm und schien durch Aufmerksamkeit und freundliches Entgegenkommen sein früheres Betragen gut machen zu wollen.

Herr Prince war Mitglied eines Kollegiums der Universität Orford, und als solches verbunden, wenigstens einmal jährlich dort zu erscheinen, bei Verlust einer ziemlich ansehnlichen Pension, die er von diesem Kollegium bezog. Diese Reise war eine Förmlichkeit, und Herrn Prince in seiner Stellung als Erzieher des jungen Herzogs störend und unangenehm. Herr von Schmidt bot ihm die Vermittlung der braunschweigischen und englischen Regierung dazu an, daß er von dieser auf ihm lastenden Verbindlichkeit befreit würde, und trotzdem seine Pension behielte. Herr Prince hatte dieses Anerbieten mit vielem Danke angenommen, und war nicht wenig erstaunt und bestürzt, als er eines Tages einen übrigens sehr höflichen Brief von dem Vorsteher jenes Kollegiums erhielt, der ihm anzeigte, daß er wegen seines Nichterscheinens seiner Pension verlustig erklärt sei.

Herr Prince war über die erhaltene Hiobspost außer sich und eilte zu Herrn Schmidt, ihn um Aufklärung zu bitten. Dieser hatte aber nicht Lust, ihn anzunehmen. Endlich erwiederte er auf mehrmalige dringende Schreiben: „daß Herr Prince nicht, wie es Gebrauch sei, bei dem Staatsrathe schriftlich darum gebeten habe, seinen Wunsch bei dem Könige zu bevorworten, er deshalb habe glauben müssen, daß Herr Prince seine Bitte fallen gelassen habe." Der ganze Zweck dieser schändlichen Handlungsweise war der, Herrn Prince wo möglich aller weitern Existenzmittel zu berauben, und ihn dadurch geneigter zu machen, sich den Wünschen der vormundschaftlichen Regierung zu fügen. Man irrte sich aber in seinem Charakter. Selbst die Drohung, ihm seine Stelle zu nehmen und ohne Pension zu entlassen, machte keinen Eindruck auf Herrn Prince. Er hielt fest an dem Versprechen, welches er dem Herzoge Friedrich Wilhelm gegeben hatte, seinen Sohn niemals verlassen zu wollen.

Diese Charakterfestigkeit, welche man Widerspenstigkeit taufte,

trug ihm bittere Früchte. Herr Prince verlor ohne Umstände seinen Posten und Niemand bekümmerte sich weiter um ihn. Auf's Tiefste gekränkt verließ der würdige Mann Braunschweig, ging nach Brüssel, wo er in der englischen Kirche predigte, und später nach England. Die ihm widerfahrenen Kränkungen hatten aber einen nachtheiligen Einfluß auf den Verstand des Herrn Prince ausgeübt und denselben zerrüttet, so daß seine Familie genöthigt wurde, ihn in das Narrenhaus Bedlam bringen zu lassen, wo er auch gestorben ist.

Der unglückliche Zustand und Tod des Herrn Prince kam sehr gelegen, denn man fürchtete ihn schon deshalb, weil er von dem letzten Wunsche des auf dem Felde der Ehre gebliebenen Herzogs, in Bezug auf die Vormundschaft über seine Kinder, Kenntniß hatte. Diese war keinesweges dem Könige von England zugedacht, sondern der Herzog wollte, daß die Markgräfin von Baden, die Großmutter des jungen Prinzen, dieselbe führen sollte.

Herr Prince war also entfernt und damit der erste Schritt zur Erreichung der Zwecke der vormundschaftlichen Regierung geschehen. Jetzt handelte es sich darum, die vakante Stelle durch ein Subjekt zu besetzen, welches gewissenloser als sein Vorgänger zu handeln bereit war. Man brauchte nicht lange zu suchen; man fand bald, was man wünschte, in der Person eines gewissen Eigner, der in sich alle erforderlich scheinenden Eigenschaften vereinigte. Er war kalt, abstoßend und bereit, jede ihm vorgeschriebene Erziehungsmethode zu befolgen, wenn man sie ihm nur bezahlte. Das war ein Mann nach dem Sinne der vormundschaftlichen Regierung. Dieser Eigner war ehemals Professor gewesen, und hatte sich unter König Hieronymus durch seine Intriguen die Stelle eines Pagenlehrers zu verschaffen gewußt. Diesen Posten bekleidete er, so lange die westphälische Regierung dauerte; aber es gelang ihm in dieser Zeit nicht, sich die Liebe und das Zutrauen der jungen Leute, deren Lehrer er war, zu erwerben. Alle haßten und verachteten ihn wegen seiner ungerechten Strenge und der schändlichen Art, mit welcher er sie behandelte. In der kurzen Zeit, welche Prinz Carl während des Lebens seines Vaters in Braunschweig zubrachte, gab ihm Herr Eigner im Schlosse einige Lektionen in der Mathematik, unter der Aufsicht des Kaplans Prince. — Dies war also der Mann, den man an die Stelle eines von seinem Schüler geachteten und geliebten Lehrers setzte.

Man gab sich in der That viel Mühe, den Prinzen so zu

erziehen, wie man ihn erzogen, und wie in der Folge klar werden wird. Jede Erziehungsmaßregel mußte erst durch vier Instanzen, und was in der einen etwa versäumt worden war, konnte in der darüber stehenden ergänzt werden. Die erste war dieser Herr Eigner, den man mit dem Range eines Rathes bekleidet hatte. Die zweite war der Rath Schmidt=Phiseldeck, der keine höhern Titel annehmen wollte, dessen Gehalt man dafür aber verdoppelt hatte *). Die dritte Instanz war der Graf Ernst von Münster **), Favorit Georgs IV., und die vierte endlich Se. Majestät selbst.

Ein Erzieher für Prinz Carl, der das Gelingen der Pläne der Vormundschaft für die Zukunft sichern sollte, war also gefunden. Nun brauchte man, und besonders Schmidt=Phiseldeck, noch einen Strohmann, den man den Titel Staatsminister und die Verantwortlichkeit aufbürden konnte. Dies war ein wichtiger Punkt für Herrn Schmidt. Das wäre ein schlechter Fuchs, der nur einen Ausgang aus seinem Baue hätte. Der Erziehungsplan konnte scheitern. Die Erziehung, welche Herzog Carl bis dahin gehabt hatte, konnte so mächtig nachwirken, daß es unmöglich war, ihn so zu verpfuschen und zu entmannen, als man beabsichtigte. Wie nun, wenn er eines Tages kam und Rechenschaft von dem eigentlichen Regenten des Landes, von Herrn Schmidt forderte? — Die Vormundschaft hatte zwar gütig dafür gesorgt, ihren getreuen und würdigen Diener für diesen Fall nicht allein Schutz, sondern auch Ersatz zu gewähren; allein Herr Schmidt war ein zu guter alter Praktikus, und wußte sehr gut, daß man die Schalen selten aufhebt, wenn man die Orangen gegessen hat. Er mußte in jedem Falle sicher gestellt sein. Er mußte die Verantwortlichkeit aller seiner Handlungen auf andere Schultern laden, und sich dadurch völlig rein waschen können, wenn der Herzog wirklich, trotz aller Machinationen dagegen, einst zur Regierung kam. Schwachköpfe, die für einen Titel Alles hingeben, findet man fast überall. Auch Schmidt=Phiseldeck fand einen Strohmann, wie er für seine Zwecke taugte. Graf Schulenburg=Wolfsburg gab sich zur Rolle eines Ministerschattens her. Er repräsentirte, fühlte sich glücklich dabei, und ließ im Uebrigen Schmidt=Phiseldeck regieren. Dieser korrespondirte allein mit London. Er war in der That der Premier=Minister, obwohl er diesen Titel, der ihm wäh=

*) Aktenstücke Nro. 6 und 7.

**) Nro. 8.

rend der vormundschaftlichen Regierung drei Mal angeboten wurde, aus übergroßer Bescheidenheit, oder — aus den oben angeführten Gründen ablehnte.

Bisher war Prinz Carl mit Güte und Vernunft behandelt worden. Man ließ seinem Geiste freien Spielraum, sich zu entwickeln, freute sich der Elasticität desselben, und sah nicht in jeder Aeußerung des Willens ein Verbrechen. Man wollte ihn nicht zu einen blöden Sklaven, sondern zu einen kräftigen Herrscher erziehen. Dadurch gewann der junge Prinz eine Unabhängigkeit des Charakters, eine Art von Freimuth, wie ihn vernünftige und wohlmeinende Erzieher mit Vergnügen an den ihnen anvertrauten Knaben bemerken würden. Die Vormundschaft hielt diese Eigenschaften, wenn sie Gelegenheit hatten, sich weiter auszubilden, für zu gefährlich, und Herr Eigner wurde angewiesen, diesen Geist der Unabhängigkeit in spanische Stiefeln zu schnüren und, wo möglich, mit der Wurzel auszurotten. Dazu gab es denn kein passenderes Mittel, als Drohungen und brutale Behandlung. Ein zehnjähriger Knabe, und wäre er noch so geisteskräftig, läßt sich dadurch einschüchtern, und dies gelang auch bei dem Prinzen so gut, daß er selbst seinen nächsten Verwandten und Freunden nicht seine Leiden zu klagen wagte. Sein Verfolger begleitete ihn überdies wie sein Schatten, und wenn man den Prinzen fragte, ob er glücklich und zufrieden sei, so entriß die Furcht seinem Munde ein lügnerisches Ja. Mit einem Worte, man wollte ihn zu einen willenlosen und kraftlosen Werkzeuge machen. Ob durch diese verkehrte Erziehungsweise alle in der Seele des talentvollen Knaben schlummernden guten Keime erstickt und die bösen gepflegt wurden, darauf kam es diesen moralischen Henkern nicht an.

Man sagt, die Vorsehung sei der Waisen Vater und Mutter. Ihre Zwecke und Wege sind unerforschlich; gegen den Prinzen zeigte sie sich aber schlimmer, als es Stiefeltern jemals gethan haben. Sie begünstigte seine Verfolger dadurch, daß sie ihnen stets Menschen in den Weg führte, die von ihr besonders zur Vollführung ihrer Pläne gemacht schienen. Die Vormundschaft befürchtete, daß es Herrn Eigner nicht allein gelingen möchte, den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Am 8. Oktober 1819 gab man ihm noch eine Art Sir Hudson Lowe bei, einen gewissen Baron von Linsingen, Hannoveraner von Geburt und Verwandter des Grafen von Münster. Der Herzog und sein Bruder Wilhelm hatten in Hannover den Festlichkeiten beigewohnt, welche dort bei

der Vermählung des Herzogs von Clarence mit Adelaïde, Prinzessin von Meiningen, gegeben wurden. Als diese Festlichkeiten beendigt waren, brachten der Rath Schmidt und Eigner die Prinzen nach Schloß Derneburg bei Hannover, wo ihnen dieser Baron von Linsingen als ihr Oberhofmeister vorgestellt wurde. Bisher war er Kammerherr, und der Person der Prinzessin Adelaïde von Meiningen attachirt gewesen. Sie kannten sich daher sehr genau seit ihrer Kindheit, woher es denn kam, daß der Herr Baron sich außerordentlich beeilte, die neue Herzogin von Clarence während der häufigen Abwesenheit ihres Gemahls zu trösten. Später besuchte dieser, nämlich der Herzog von Clarence, den Herzog Carl und blieb acht Tage im Schlosse zu Braunschweig.

Kaum waren diese beiden Herren, von Linsingen und Eigner, im herzoglichen Schlosse einheimisch geworden, so entspann sich zwischen ihnen eine Art von Wetteifer, der Vormundschaft in deren Sinne zu dienen. Sie schienen fast um einen Preis zu ringen, welcher Demjenigen ausgesetzt war, der es am besten verstand, den jungen Herzog zu mißhandeln. Wir werden weiter unten in dieser Beziehung Details angeben, die jeden wohlmeinenden Leser mit Abscheu und Indignation erfüllen werden. Eigner und Linsingen waren nur die würdigen Instrumente des Königs Georg IV. und seines Günstlinges, des Grafen Münster. Auf diese beiden Letztern fällt der Fluch und die Schande dieser Erziehung; sie waren es, welche zu eigennützigen Zwecken planmäßig darauf hinarbeiteten, den Herzog zu einer moralischen Null, zu einem steten Gefangenen, zu einer bloßen Maschine zu machen. Erreichten sie ihren Zweck nicht, so wie sie wünschten, so lag dies sicher nicht an ihren Bemühungen und eben so wenig an dem Eifer der beiden Gouverneurs. Diese wandten allen nur erdenklichen Fleiß an, um allen Regeln einer moralischen und wissenschaftlichen Erziehung Hohn zu sprechen, wie sie in unserer Zeit von einem Fürsten verlangt wird, der zum Herrscher eines Volkes bestimmt ist. Mit eifersüchtigem Auge wachten diese Seelenhenker über den jungen Herzog. Wer diesem nur die geringste Zuneigung, und nur das mindeste Interesse für den künftigen Herrscher zeigte, konnte darauf rechnen, auf alle mögliche Weise geplagt, verfolgt und entfernt zu werden. Niemals verlebte wohl ein Knabe seine Jugend freudenloser als der Herzog.

Während der ersten Jahre der Vormundschaft ließ Georg IV. seine Mündel mit ihrer Tante, der Schwester des Königs der

Niederlande, eine Reise durch Holland machen, in welchem Lande der Herzog, wie wir gesehen haben, schon einmal gewesen war. Zu Amsterdam, Harlem, dem Hag und Brüssel wohnten die Prinzen in den königlichen Schlössern, und König Wilhelm behandelte sie nicht wie Fremde, sondern wie Kinder seines Hauses. Eben so freundlich wurde der Prinz Carl fast an allen andern Höfen aufgenommen, denn wie wir gesehen haben, war er mit den meisten verwandt. So sehr die Vormundschaft auch besorgte, daß Prinz Carl sich bei seinen Verwandten über die unwürdige Behandlung beklagen möchte, so mußte sie doch schon des Scheins wegen gestatten, daß der Prinz jährlich eine Reise zu seinen Verwandten machte. Allein auch dorthin begleiteten ihn seine Quälgeister, und diese Reisen, die für ihn hätten Erholungen sein können, wurden ihm durch die Unverschämtheit seiner Erzieher verleidet. Diese waren unterweges stets darauf bedacht, sich in dem Reisewagen die besten und bequemsten Plätze zu sichern; der Herzog mußte rückwärts sitzen. Eben so machten sie es in den Gasthöfen und in den verschiedenen Landhäusern, in welchen sie sich aufhielten. Die bequemsten und besten Zimmer nahmen sie stets für sich in Beschlag.

Die nichtswürdige Behandlung, welche Herzog Carl zu erdulden hatte, ist so unerhört, daß wir, aus Furcht, keinen Glauben zu finden, es aufgeben würden, Details anzuführen, wenn diese nicht sowohl durch den Prinzen Wilhelm, wie durch den Stallmeister Hünersdorf und durch andre Leute des Herzogs in ihren Erklärungen bestätigt und beglaubigt worden wären *). Wer würde es für möglich halten, daß der Herzog mit seinem 18. Jahre noch eben so wie ein Kind von sechs Jahren behandelt wurde? In diesem Alter war es ihm nicht einmal erlaubt, aus einem Zimmer ins andere, oder in den Garten spazieren zu gehen, ohne besondere Bewilligung seiner Kerkermeister, ohne daß ihm einer derselben auf dem Fuße folgte.

Man hatte diesen beiden Herren eine Summe Geldes anvertraut, wovon sie einen größern oder geringern Theil dem Herzoge zu seinem Gebrauch geben sollten, je nachdem sich dieser fleißig beim Unterrichte, oder ihren Befehlen gehorsam gezeigt hatte. Diese Maßregel war ohne Zweifel sehr gut, denn nichts ist besonders solchen Menschen, denen ein glücklicher Zufall einen hohen Rang

*) Aktenst. Nro. 9, 10, 11 und 12.

und Vermögen gegeben hat, nöthiger zu wissen, als daß die Grundlage von Allem die Arbeit ist, und daß das individuelle Wohlbefinden in direkter Proportion zur Erfüllung der Pflichten stehen muß. Aber wie wurde diese an und für sich gute Maßregel ausgeführt? — Um sich die Mühe zu erleichtern, fanden es Eigner und Linsingen viel bequemer, ihrem Schüler wöchentlich nur eine bestimmte Summe von noch nicht einem Thaler zu geben, und sich das Uebrige zuzueignen. Dies geschah noch, als der Herzog bereits sein 18. Jahr angetreten hatte!

Alle die Quälereien, welche der Herzog zu leiden hatte, hatten nicht allein den Zweck, ihn in der Geduld zu üben; nein, man wollte ihn dadurch zum Ungehorsam reizen, um dadurch wenigstens scheinbar neue noch empfindlichere Quälereien zu rechtfertigen, die dann für Strafe gelten sollten. Man wollte um jeden Preis eine Widersetzlichkeit des Herzogs herbeiführen, und scheute dazu kein Mittel. Eins zum Beispiel, welches jene Nichtswürdigen anwandten, bestand darin, daß sie den Herzog Carl in ein Zimmer einschlossen. Dort ließen sie ihn zwei Tage lang ohne alle Nahrung, und noch nicht zufrieden damit, ihn durch Hunger zu strafen, verhinderten sie ihn sogar am Schlafen, indem sie während der Nacht einen abscheulichen Lärm unter seinen Fenstern machen ließen. — Zum ersten Male wurde diese Strafe in Zürich angewandt, weil der Herzog ein Butterbrot mit Fleisch nicht hatte essen wollen, obgleich er sich um des lieben Friedens Willen erbot, dasselbe in ein Stück Papier zu wickeln und als ein kostbares Pfand der Zuneigung seines Gouverneurs mitzunehmen. Herrn Eigners Augen sprühten bei diesem Vorschlage Blitze, die er durch eine Art von Donner begleitete, den er sehr geschickt mit seinem Munde hervorzubringen wußte. Allein trotz seiner Geschicklichkeit im Hervorbringen solcher künstlichen Gewitter, wollte sich dies Mal der Herzog nicht davor fürchten.

Seit der Verabschiedung des Herrn Prince war die Lage des Herzogs fortwährend so unerträglich, daß mehrmals die Verzweiflung ihn auf den Gedanken brachte, zu entfliehen und sich so lange verborgen zu halten, bis er mündig geworden sein würde. Mehr als einmal dachte er an Selbstmord, als das einzige Mittel, allen Qualen zu entgehen, die man ihn erdulden ließ. Aber dies wäre seinen Feinden wahrscheinlich eben recht gewesen, und die Vorsehung gab dem jungen Herzog die Kraft und den Muth, bis ans Ende auszuhalten. Verzagte Seelen werden durch beständige

Quälereien und Unterdrückung ganz niedergedrückt, während andere von etwas härterem Stoff dadurch nur mehr gekräftigt werden.

So sehr man sich auch bemüht hatte, es verborgen zu halten, so war dennoch etwas von der Behandlung, welche der Herzog zu erdulden hatte, bekannt geworden. Der gesunde Theil der Familie des Herzogs wurde davon empört, obgleich die schändlichsten Dinge ihm gar nicht zu Ohren kamen. Die Markgräfin von Baden reklamirte mehrmals vergebens die Vormundschaft über ihren Enkel. König Georg IV. liebte, wie er sagte, seinen Neffen viel zu sehr, als daß er nicht gern die Mühe der Vormundschaft hätte behalten sollen! Um diese Liebe recht vor aller Welt zu zeigen, ertheilte er seinem Neffen, dessen Glück er hinterrücks zu untergraben trachtete, die Decoration eines sogenannten Guelphen-Ordens, den er gestiftet hatte. Wie sehr er aber seinen Neffen liebte, kann man unter Anderm auch daraus entnehmen, daß er ihm niemals den Titel „Herzog" gab, der ihm seit dem Tode seines Vaters zukam. Bis zu seiner Mündigkeitserklärung nannte er ihn stets „Prinz".

Im Jahre 1819 wurde der junge Herzog auf Befehl Georgs IV. nach Lausanne gebracht. Die dortige Gesellschaft bestand zu jener Zeit meistentheils aus Engländern; allein die Gouverneure schleppten ihr Schlachtopfer nur dahin, wo es ihnen beliebte; und luden sie Personen zur Tafel des Herzogs, so waren es stets solche, von denen sie überzeugt sein konnten, daß diese „sicher", das heißt unfähig waren, etwas zu sagen, was dem Herzog über seine Lage und über seine unerhörte, unwürdige Stellung hätte die Augen öffnen können. Davor hatte man eine sehr große Angst, und so lange Herr von Linsingen bei der Person des Herzogs blieb, was leider bis zu dessen 17. Jahre der Fall war, wußte er es stets zu verhindern, daß dem Herzoge irgend ein historisches Buch, oder gar eine Zeitung in die Hände fiel. Irgend eine darin enthaltene Anspielung hätte ja leicht den Herzog seine Lage beurtheilen lehren können; überhaupt sollte er über Politik durchaus im Unklaren bleiben.

Wenn der Herzog Gäste bei sich zur Tafel hatte, so machte Herr von Linsingen die Einladungen stets in seinem eigenen Namen, und lud nur solche Personen, die außer den andern erforderlichen Eigenschaften auch noch die Ehre hatten, ihm vorgestellt worden zu sein. Während den Unterrichtsstunden des Prinzen war einer der Gouverneure stets zugegen, wie es die an Herrn

Schmidt geschickten Berichte dieser Herren beweisen *). Das Lieblingswort des Herrn von Linsingen war: „ich werde Sie bestrafen"; der Herzog mußte es oft genug hören.

Im Jahre 1821 hielten sich beide Prinzen kurze Zeit in Marseille auf. Herr von Linsingen geruhte zu befehlen, daß man den Abend ins Theater gehen werde. Die unmittelbar an die Bühne stoßende schlechte Parterre-Loge, welche man für die Prinzen genommen, hatte nur zwei Plätze, von denen man die Schauspieler sehen konnte. Der erste dieser beiden Plätze war so angebracht, daß man, auf ihm sitzend, dem Publikum den Rücken wandte; der zweite, etwas höher, war unmittelbar hinter dem ersten. Es blieb endlich noch ein dritter Platz übrig, von welchem man, wegen der sonderbaren Bauart der Loge, nichts als das Publikum und das Innere des Schauspielhauses sehen konnte, indem man der Bühne den Rücken zukehrte. Prinz Wilhelm trat zufällig zuerst in die Loge und nahm den ersten Platz ein, der Herzog den zweiten, und dem Baron von Linsingen blieb nichts anders übrig, als sich auf den dritten zu setzen. Auf seinem einfältigen Gesichte war deutlich der Aerger darüber zu lesen, daß er für dies Mal zu spät gekommen war, da er von jeher gewohnt war, für sich die besten Plätze in Beschlag zu nehmen. Nun spekulirte er, wie er wohl einen der Prinzen mit guter Manier von seinem Platze verdrängen könne. Nach dem ersten Akte begann er seine Manoeuvres; er rühmte es, wie gut man von seinem Platze aus das Innere des Theaters sehen könne, und bot dem Herzog einen Tausch an. Als dieser darauf nicht einging, versuchte der Herr Oberhofmeister eine andere Finte. Er machte die Bemerkung, was wohl die Leute dazu sagen würden, wenn der Herzog bei der Rückkehr nach Lausanne nicht das Geringste über die innere Bauart des Schauspielhauses zu Marseille zu sagen wisse. Diese Aeußerung machte jedoch durchaus keinen Eindruck auf den Herzog; er beantwortete sie sehr richtig, indem er sagte, daß man gewöhnlich nicht ins Theater gehe, um den Saal, sondern um das Stück und die Schauspieler zu sehen. Er schloß mit dem Wunsche, daß Herr von Linsingen ihn nun in Ruhe lassen möge, da er ihm ja den Willen gethan, und ins Theater gegangen sei. Als der Oberhofmeister sah, daß er auf die angegebene Weise nicht zum Ziele kommen konnte, versuchte er es auf andere Art. Er bat

*) Aktenst. Nro. 13.

den Herzog, den angebotenen Platz doch nur versuchsweise anzunehmen, und versprach ihm den seinigen wieder einzuräumen, wenn ihm der andere nicht besser gefallen sollte. Unter dieser Bedingung wurde nun auch wirklich getauscht, und Herr von Linsingen war sehr glücklich, sich noch vor Beginn des zweiten Aktes im Besitz eines so lebhaft begehrten Platzes zu sehen, den der Herzog ihm übrigens ohne Schwierigkeit überlassen haben würde, wenn der Oberhofmeister ihn offen und geradezu darum gebeten hätte. Nach dem zweiten Akte bat der Herzog, ihm seinen Platz wieder zu geben; allein sein Gesuch ward mit Stillschweigen übergangen, und als ihn endlich der Herzog an sein Versprechen erinnerte, antwortete ihm der Herr von Linsingen: es schicke sich nicht, daß er vor und der Herzog hinter ihm sitze, und übrigens sei sein Platz auch unendlich schlechter, als der, welchen er dem Herzoge abgetreten habe. „Nun," antwortete dieser, „so sind wir ja Beide zufrieden gestellt, wenn Sie mir meinen ersten Platz wiedergeben." Als sich Herr von Linsingen so in die Enge getrieben sah, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er sich seiner natürlichen Ungeschliffenheit überließ. Er sprach so laut und mit solcher Heftigkeit gegen den Prinzen, daß darüber im Parterre gemurrt wurde, und sich die Blicke Aller nach der Loge der Prinzen richteten. Der Herzog war mit Recht über das hinterlistige und unverschämte Benehmen seines Oberhofmeisters und auch darüber erzürnt, daß er bei dieser Scene ganz allein den Blicken des Publikums ausgesetzt war, und zog sich von dem Augenblicke an in den Hintergrund der Loge zurück. Das erregte aber die Galle des Herrn von Linsingen in noch weit höherem Grade. Er sagte dem Herzog eine Grobheit nach der andern, und beschuldigte ihn des Eigensinnes, weil dieser es vorzog, lieber gar nichts, als nur den Saal und das Publikum zu sehen. Dabei blieb aber Herr von Linsingen fortwährend auf dem ergaunerten Platze. Als die Prinzen in ihren Gasthof zurückgekehrt waren, mußte sich der Herzog abermals mit den härtesten und bittersten Vorwürfen überhäufen lassen. Es ist wirklich überflüssig, dieser Erzählung noch irgend eine Bemerkung hinzuzufügen. Wer nach diesem ganz der Wahrheit gemäß erzählten Vorfall Herrn von Linsingen noch für fähig hält, einen Prinzen zu erziehen, der muß überhaupt von jeder Erziehung sonderbare Begriffe und durchaus kein Gefühl für Schicklichkeit und Anständigkeit haben.

Von Jugend auf hatte der Herzog, sowohl von seinem Vater,

wie von Herrn Prince immer gehört, daß er nach den braunschweigischen Gesetzen mit dem 18. Jahre mündig würde. Er war daher nicht wenig erstaunt, als ihm Herr von Linsingen eines Tages in Lausanne erklärte, daß er, so lange er seine Stelle, und seine Meinung einige Geltung behielte, es nie und nimmermehr zugeben würde, daß man den Herzog vor dem 25. Jahre für mündig erklärte. Dies und die beständigen Unannehmlichkeiten und kleinlichen Duälereien machten den Herzog eben so ungeduldig als unzufrieden, so daß es wirklich kein Wunder war, wenn er sich manchmal sehr verdrießlich zeigte. Als er einstmals die Aeußerungen seiner Unzufriedenheit nicht zurückhalten konnte, entstand daraus eine Unterhaltung zwischen Lehrer und Schüler, die zu merkwürdig ist, als daß wir nicht wenigstens ein Fragment derselben mittheilen sollten.

„Bilden Sie sich ja nicht ein," sagte Herr von Linsingen, „daß es Ihnen möglich sein wird, sich mit Gewalt der Macht Ihres Vormundes zu entziehen; ein einziger Augenblick gerechten Unwillens von seiner Seite würde genügen, Sie für immer zu verderben." Als der Prinz einige Zweifel darüber und zu gleicher Zeit Neugierde zeigte, die Mittel kennen zu lernen, welche der König wohl dazu anwenden könnte, fuhr Herr von Linsingen auf folgende Weise fort: „Wäre ich der König, so sollten Sie niemals mündig werden, und ich würde das in seiner Stelle so anfangen: Ein Bericht von mir, Baron von Linsingen und von dem Rath Eigner, Ihrem Untergouverneur, würde Sie wegen stillen Wahnsinns für unfähig erklären, sich selbst und noch weniger das Herzogthum zu regieren. Man würde darauf einige Aerzte hersenden, um die Richtigkeit dieses Berichtes zu untersuchen, und nachdem sie dieselbe anerkannt hätten, würden Ihre im Familienrath versammelten Agnaten Sie für ausgeschlossen, für unfähig zur Regierung erklären und Ihrem Bruder Ihr Land und Ihre Krone zusprechen."

Als der Herzog hierauf Herrn von Linsingen bemerkbar machte, daß eine solche Nichtswürdigkeit früh oder später durch die Thatsache selbst entdeckt werden würde, daß er nicht verrückt wäre, hatte dieser die Keckheit, ihm zu antworten, daß das, was für's Erste nur angenommen sei, gar leicht Wirklichkeit werden könne, wie es das Beispiel des Herrn Prince zeige. „Dieser," fuhr Herr von Linsingen fort, „war nicht wahnsinniger als ich, und doch ist er im Zustande völliger Raserei gestorben. Dies war die Folge seines beständigen Zusammenseins mit den wüthendsten Tollen in

Bedlam. Sollte es nöthig sein, so würde man sich für Euer Durchlaucht nach einer ähnlichen Gesellschaft umsehen müssen."

Als der Herr von Linsingen bemerkte, welchen tiefen Eindruck diese seltsamen, mit trockener, berechneter Miene hervorgebrachten Reden auf den Herzog machten, beschloß dieser Elende, zu gelegener Zeit seine fürchterliche Drohung auszuführen, und um gewissermaßen damit einen Anfang zu machen und den Herzog in dieser heilsamen Furcht zu erhalten, waren seine Erzieher eifrig besorgt, ihm auf den verschiedenen Reisen in Deutschland, Holland, der Schweiz und Frankreich, alle die Tollhäuser zu zeigen, die man auf dem Wege fand. Ja, oft machten sie zu diesem Zwecke bedeutende Umwege und verfehlten nie, den Herzog auf den unglücklichen Zustand der armen Wesen aufmerksam zu machen, von denen mehrere in Zwangsjacken geschnürt, an einen Pfahl gebunden oder selbst angekettet waren.

Wir fragen einen Jeden, der vielleicht geneigt wäre, an der verbrecherischen Absicht der Erzieher des Herzogs bei dieser Maßregel zu zweifeln, welchen heilsamen Einfluß dieselbe auf Kinder mit lebhafter Phantasie möglicher Weise haben kann; und ob irgend ein Erzieher, der es gut mit seinen Zöglingen meint, ihnen so oft als nur möglich, den beklagenswerthesten wie scheußlichsten Anblick verschaffen wird? Welchen Eindruck mußte der Anblick dieser geistig zertrümmerten, unter das Vieh herabgesunkenen Menschen auf die zarte und leicht erregbare Seele eines Kindes hervorbringen! Bei dem Herzog erzeugte er eine große Furcht, und er dachte nicht mehr an die Möglichkeit, sich dem Willen seines Vormundes entgegenzusetzen. Um ihren Zweck ja ganz sicher zu erreichen, verfolgten die Erzieher die geheimsten Gedanken des Herzogs, und gaben ihm zu verstehen, daß man auch nach erreichter Mündigkeit keinesweges gesonnen sei, ihn frei zu geben, und daß man, wenn er es jemals wagen sollte, sich der Oberhoheit des Königs zu entziehen, Mittel genug finden würde, ihn nicht allein seiner Staaten, sondern selbst seines Privatvermögens und seiner Freiheit zu berauben.

Obgleich nun der Herzog fast alle Hoffnung aufgegeben hatte, nach den Gesetzen seines Herzogthums mit dem 18. Jahre für mündig erklärt zu werden, so schrieb er doch auf Veranlassung seiner Großmutter, der Markgräfin von Baden, an den damaligen braunschweigischen Staatsminister, Grafen von Alvensleben, den Schmidt-Phiseldeck an die Stelle des gestorbenen Grafen Schulen-

burg gesetzt hatte, und verlangte von ihm eine authentische Kopie von dem Testamente seines Vaters; denn bis jetzt hatte man seltsamer Weise noch nicht daran gedacht, es ihm mitzutheilen. Alles was der Herzog auf seinen Wunsch erhielt, war ein Auszug aus diesem Testamente, in welchem von mancherlei Dingen, allein durchaus nicht von dem die Rede war, was den Herzog für den Augenblick am meisten interessirte.

Sehr viele Leser, welche die Bande der Verwandtschaft für heilig halten, und die lieber ihr Vermögen verlieren, als sich durch ein Verbrechen das ihres Verwandten aneignen würden, werden ungläubig den Kopf schütteln und vielleicht an der Wahrheit dessen zweifeln, was hier mitgetheilt ist. Sie werden sich fragen: Welchen Grund konnte Georg IV. haben, seinen Neffen von Jugend auf auf so abscheuliche Weise zu verfolgen? Sollte ihm, dem mächtigen Könige von Großbritannien, der Hannover nicht einmal einen Sohn hinterlassen konnte, wirklich so viel an dem Besitze des kleinen Herzogthums Braunschweig gelegen sein, daß er, um ihn zu erlangen, so himmelschreiende Verbrechen beging? — Geben wir auch zu, daß der Gedanke, das Herzogthum Braunschweig Hannover einzuverleiben, oder wenigstens davon ganz abhängig zu machen, mehr in dem Kopfe seines Günstlings, des Grafen Münster, seinen Ursprung hatte, so bewegten Georg IV. doch andere eben so mächtige und noch mächtigere Triebfedern: der Haß und der Neid. Dieser trennte schon die beiden Linien des Hauses Braunschweig seit Jahrhunderten. Die ältere Linie, deren Oberhaupt jetzt Herzog Carl ist, beneidete die jüngere Linie, die auf dem englischen Throne saß, um ihre Macht und ihren Rang. Die jüngere Linie des Königs Georg dagegen konnte es nicht ertragen, daß in Bezug auf das Alter die andere Linie den Vorrang hatte; auch gönnte die erstere der herzoglichen Linie weder ihr Privatvermögen, noch ihren Ruhm. Man hatte mehrmals Versuche gemacht, diese beiden Linien desselben Hauses einander näher zu bringen und die Spannung, welche zwischen ihnen beständig herrschte, zu entfernen. Zu diesem Zwecke heirathete die Prinzessin Auguste von England, Schwester Georgs III., den Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, und die Tochter desselben, Prinzessin Caroline von Braunschweig, Georg IV. Diese Heirathen dienten aber nur dazu, die Kluft, welche die beiden Linien trennte, noch zu erweitern.

Es war ein unglücklicher Zufall für den Herzog, daß die

Frage wegen der Majorennität gerade mit dem schändlichen Prozesse Georgs IV. gegen die Königin Caroline zusammentraf. Der König ging mit nichts Anderem um, als die Königin hinrichten zu lassen. Seine Wuth konnte nur einzig und allein durch die Festigkeit des Hauses der Lords gebändigt werden. Der junge Herzog war natürlich über das Verfahren gegen die Königin empört, und der Oberhofmeister wie der Gouverneur hatten sich beeilt, diese Gesinnungen ihres Zöglings dem Könige mitzutheilen. Dieser glaubte nicht ohne Grund, daß die Königin durch die Mündigkeit des Herzogs einen wichtigen Beschützer mehr erhalten würde, und er hatte bereits den Einfluß seines Bruders, des Herzogs von Sussex, seines Vetters, des Herzogs von Glocester, und des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, seines Schwiegersohnes, zu fürchten. Alle diese hochstehenden Personen, wie auch eine große Anzahl Parlamentsmitglieder und Edelleute aus den ersten Familien Englands, nannten sich ganz laut Beschützer und Vertheidiger der Königin.

Der Baron von Linsingen ließ keine Gelegenheit vorübergehen, schlecht von der Königin zu sprechen, und schien es besonders gern in Gegenwart ihrer beiden Neffen, der beiden braunschweigischen Prinzen, zu thun. Mit seiner gewöhnlichen Nichtswürdigkeit ließ er dann einfließen, daß der König im Begriff sei, ein heilsames Beispiel zu statuiren, welches ganz dazu geeignet sei, dem jungen Herzog zu zeigen, wessen er fähig, wenn man seiner Autorität zu widerstreben wage.

Als die Prinzen zu jener Zeit eine Reise durch die Schweiz machten, und man in Interlachen eben im Begriff war, sich zu Tische zu setzen, kamen die mit einem Trauerrande eingefaßten englischen Zeitungen an. Sie verkündeten den plötzlichen und merkwürdigen Tod der Königin. Noch am Abend befand sie sich sehr wohl im Dury-Lane-Theater. Hier hatte sie ein Glas Limonade getrunken und am Morgen sagte sie sterbend: „Der König hat mich vergiften lassen.“ Als Herr von Linsingen diese Nachricht las, rief der Nichtswürdige aus: „Gott sei Dank, daß dieses Weib endlich krepirt ist!“ Dann wandte er sich gegen den Herzog und setzte keck hinzu: „Mag Ihnen dies Beispiel zur Lehre dienen.“

Es mag hier eine Anekdote ihren Platz finden, welche die Königin Caroline als den Hauptgrund des Hasses anführte, mit welchem sie der Graf von Münster verfolgte. — Als die Prinzessin

Caroline noch nicht mit dem Könige von England vermählt war, und in Braunschweig lebte, war die Mutter des Grafen Münster ihre Oberhofmeisterin. Der damals noch junge Graf studirte in Göttingen, und machte seiner Mutter sehr häufige Besuche, so daß er oftmals Gelegenheit hatte, die junge und schöne Prinzessin ganz in der Nähe zu bewundern. Eines Sonntags, als sich diese gerade mit ihrer Mutter, der regierenden Herzogin, in die Kirche begeben wollte, vergaß sich der junge Graf so sehr, daß er der Prinzessin ein Billetdour in den Capuchon warf, worin er sich bitter darüber beklagte, daß sie gegen ihren eifrigsten Bewunderer und Sklaven so gleichgültig sei. Die Prinzessin war über diese Kühnheit sehr entrüstet und weit entfernt, sich durch Geheimhaltung derselben gleichsam mitschuldig zu machen. Sie gab das erhaltene Billet sogleich ihrer Mutter, der Herzogin, und der Graf wurde verbannt.

So sehr man auch den Herzog Carl durch abscheuliche Behandlung reizte, sich offen zu widersetzen, so war dieser doch fest entschlossen, seinen Feinden nicht den Willen zu thun, standhaft bis ans Ende alle Leiden zu ertragen und den Grimm und die Wuth bis zu gelegener Zeit im Innern zu verschließen. Zu diesem Entschlusse hatte ihn nicht allein der plötzliche Tod der Königin Caroline bestimmt, sondern noch mancherlei andere Zufälle, die dem Könige auffallend günstig waren. Dieser mußte in der That in der ganz besonderen Gunst des Schicksals stehen, denn dieses ließ alle Personen, welche sich seinem Willen widersetzt hatten, oder die irgend etwas wußten, was ihm hätte Gefahr bringen können, meistens ganz unerwartet sterben.

Herzog August von Braunschweig, älterer Bruder der Königin von England, war dieser ins Grab vorangegangen. Er war blind und in Folge dieses Unglücks etwas schwach von Geist. Ebendasselbe Unglück verdankten noch zwei seiner Brüder der jüngeren Linie des Hauses Braunschweig und der unseligen Verbindung mit derselben *).

Die Mutter dieser drei Prinzen war eine englische Prinzessin. Bei der Geburt des ersten Sohnes und muthmaßlichen Thronerben wurden ihr zwei englische Aerzte zugeschickt, die dafür Sorge tragen sollten, daß der Neugeborne nach einer Methode behandelt werde, welche sie die englische nannten, und durch welche der

*) Aktenst. Nr. 14.

junge Prinz eben so gesund und kräftig wie die John Bull's ihres Landes werden sollte. Nach diesem System wurde das kaum geborne Kind in ein Gefäß mit eiskaltem Wasser getaucht. Bis zum 15. Jahre fuhr man damit fort. Sobald das Kind am Morgen aus dem Bette kam, mußte es in's kalte Wasser; dasselbe geschah mit zwei andern Söhnen, welche dem ersten folgten. Sie waren zu kräftig und gesund, als daß sie davon gestorben wären, wie es fast den Anschein hatte, daß man es wünschte; obwohl Anhänger der neuen Wasserheilmethode darüber anderer Ansicht sein werden; aber das Faktum läßt sich nicht ableugnen: alle drei auf diese Weise behandelten Prinzen wurden simpel (wie man auch gern die Prinzen Carl und Wilhelm machen wollte) und blind. Der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand hatte die Sorge für die ersten Jahre seiner Söhne der Herzogin überlassen; als er aber die übeln Folgen der englischen Behandlung erkannte, erklärte er, daß sein vierter Sohn und seine Tochter nach seinem Gefallen erzogen werden sollten, und Beide wurden weder simpel noch blind.

Herzog August hatte sich während der drei ersten Jahre der Vormundschaft jeder Dazwischenkunft enthalten. Eines Tages fiel es ihm ein, in den unter dem Schutze der Vormundschaft im Schlosse zu Braunschweig versammelten Ministerrath zu kommen, und seinen Antheil an den Entscheidungen dieser Regierung zu reklamiren. Sechs Wochen darauf befand er sich Abends 8 Uhr noch sehr wohl; um 10 Uhr war er todt!

Im Jahre 1817 verheirathete sich die Prinzessin Charlotte, die Tochter der Königin Caroline, gegen den Willen ihres Vaters, Georg IV., mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg. Sie hatte stets einen sehr unabhängigen Charakter gezeigt, und bei Gelegenheit des Prozesses ihres Vaters gegen ihre Mutter sprach sie sich ganz entschieden für die Letztere aus. Georg IV., der Alles haßte, was sich seinem Willen widersetzte, verfolgte auch seine Tochter mit seinem Hasse, und konnte den Ausbruch desselben nur mit großer Mühe zurückhalten. Endlich wurde die Prinzessin Charlotte Mutter. Georg IV. beeilte sich, ihr einen Accoucheur zu schicken. Mutter und Kind starben. Den Accoucheur selbst fand man zwei Tage darauf todt in seinem Bette, nachdem er eine ansehnliche Belohnung für seine Mühe erhalten hatte. — Das waren allerdings seltsame Zufälle, die wohl geeignet waren, den Herzog zu ernstlichem Nachdenken zu bringen.

Als der Herr von Linsingen und der Rath Eigner sahen, daß alle ihre Bemühungen fruchtlos waren, und es ihnen nicht gelang, den Herzog zu einem Schritte zu bewegen, welcher dem Könige gegründete Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hätte; als der Herzog sich auch nicht unter einem angenommenen Namen durch die Flucht der Macht des Königs entziehen wollte, zu welchem Schritte der Verzweiflung man ihm durch die dritte Hand sowohl die Idee gegeben, als auch die Mittel zur Ausführung angeboten hatte: da setzten die beiden würdigen Erzieher ihre Hoffnung auf den jüngeren Bruder des Herzogs, den Prinzen Wilhelm, von welchem bisher noch wenig die Rede gewesen ist, und von welchem wir auch nur mit Widerstreben sprechen können.

Viertes Kapitel.

Versuch, die Prinzen zu entzweien. — Beschluß, sie zu trennen. — Reise nach Hannover. — Fremde Gesandte. — Empfang des Königs. — Streit wegen der Etiquette. — Die Naturerscheinung. — Abgeschmacktes Kostüm. — Der Marquis von Canningham. — Der Herzog von Braunschweig auf sehr unanständige Weise entlassen. — Eröffnungen wegen der Mündigkeit. — Unverschämter Rath des Grafen von Alvensleben. — Der König weigert sich, nach Braunschweig zu kommen. — Gründe. — Erbitterung des Herrn von Linsingen gegen den Herzog von Kumberland. — Rückkehr nach Lausanne. — Freundschaft zwischen den beiden Prinzen. — Schutz- und Trutzbündniß. — Offener Krieg. — Kleinliche Rachsucht. — Erzwungene Sparsamkeit. — Das Haus Wilhelm Tells. — Die Kupferstiche. — Heftige Scene. — Flucht und Zusammentreffen. — Die Fechtstunde. — Gefährlicher Stoß.

Die beiden Prinzen Carl und Wilhelm hatten bisher in vollkommener Eintracht gelebt. Die Leiden, welche sie gemeinschaftlich zu tragen hatten, verbanden sie nur inniger. Kleine Streitigkeiten, wie sie zwischen Knaben fast eines Alters stets vorkommen, vermochten nie einen nachhaltigen Einfluß auszuüben. Diese glückliche Harmonie zu trennen, wurde nun die abscheuliche Aufgabe der beiden Erzieher. Sie gingen systematisch darauf aus, den Samen der Zwietracht in die jungen Herzen zu säen, einzig und allein, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Prinz Wilhelm war nicht so lebhaften Geistes wie der Herzog, und in ihm erschreckte die Erzieher nicht ein solches Streben nach Unabhängigkeit. Man suchte nun durch tausend kleine Aufreizungen die Brü-

der gegen einander zu erbittern und dem Prinzen Wilhelm wo möglich den Glauben beizubringen, als sei sein Interesse dem seines Bruders gerade entgegengesetzt. Bis jetzt hatte er nie einen andern Gedanken gehabt, als daß sein älterer Bruder zum Herrschen bestimmt sei, und es war ihm nie eingefallen, daran zu denken, daß die Reihe zu regieren an ihn käme, wenn dieser ältere Bruder entfernt wäre. Diesen Gedanken regten die Erzieher erst mit teuflischer Bosheit in ihm an. Sie ließen ihn allmälig immer deutlicher ahnen, daß Derjenige, welcher sich am geschmeidigsten und willigsten ihren Wünschen und denen des Königs von England fügte, wahrscheinlich einst Herzog von Braunschweig werde.

Alle diese hinterlistigen Schritte hatten jedoch nicht sogleich den Erfolg, welchen man sich davon versprach. Der kräftigere Verstand des Herzogs Carl dominirte immer über den seines Bruders, und in die Seele des letzteren kam damals schwerlich der Gedanke, den rechtmäßigen Herzog von seinem Platze zu verdrängen. Ihn zu erwecken bedurfte es noch vieler und jahrelang konsequent fortgesetzter Schurkereien.

Als die Gouverneure von dem schlechten Erfolge ihrer Bemühungen Bericht abgestattet hatten, beschloß König Georg in Uebereinstimmung mit dem Grafen Münster und Herrn von Schmidt-Phiseldeck, einen andern Weg zur Erreichung des gesteckten Zieles einzuschlagen. Die Prinzen waren von frühester Jugend an unzertrennlich gewesen und an einander gewöhnt; beide litten gemeinschaftlich, und die Interessen des einen waren die des andern; denn damals verband sie eine aufrichtige und innige Freundschaft. Um sie einander zu entfremden, mußte man sie trennen. Ein Vorwand zu dieser Maßregel war bald gefunden. Die Gouverneure beschwerten sich darüber, daß es für sie zu schwierig sei, die beiden Prinzen zu bändigen, wenn sie beisammen blieben, indem beide gemeinschaftlich gegen die Autorität ihrer Erzieher konspirirten. Herzog Carl sollte unter Aufsicht seiner Erzieher, Linsingen und Eigner, nach Wien gehen. Prinz Wilhelm dagegen sollte den Obersten von Dörnberg und den Baron von Hohenhorst zu Gouverneurs erhalten und die Universität Göttingen besuchen. Diesen Beschluß wollte der König seinen Neffen selbst mittheilen, und entschloß sich 1820 zu einer Reise nach Hannover, wohin die Prinzen beschieden wurden.

Letztere reisten über Karlsruhe, der Residenz ihrer Großmutter, und noch über einige andere Residenzen ihrer schon früher genannten

Verwandten. Schloß Montbrillant in Hannover wurde ihnen eingeräumt, und sollten sie hier die Ankunft ihres Oheims erwarten. Alle deutsche Fürsten hatten außerordentliche Gesandte nach Hannover geschickt, oder waren in Person dahin gekommen, um den König von Großbritannien und Hannover am Tage seiner Ankunft zu bekomplimentiren. Der Kaiser von Oesterreich schickte seinen Neffen, den Erzherzog Ferdinand, und der König von Preußen den General Grafen Tauentzien. Die beiden braunschweigischen Prinzen hatten die Weisung erhalten, sich den andern Mitgliedern der königlichen Familie anzuschließen, die den König in seinem Schlosse Herrenhausen empfangen wollte. Als man dort angekommen war, erhob sich ein sehr wichtiger Etiquettestreit. Die Herzogin von Kumberland behauptete, man müsse Se. Majestät beim Aussteigen aus dem Wagen empfangen; die Herzogin von Kambridge dagegen wollte, daß dies erst oben an der Treppe geschehen solle. Nachdem die andern Mitglieder der königlichen Familie an dieser kleinen Diskussion lebhaften Antheil genommen hatten, wurde endlich beschlossen, der Ansicht der Herzogin von Kumberland zu folgen.

Nachdem man eine kleine Weile gewartet hatte, genoß man das unaussprechliche Glück, Se. brittische Majestät rückwärts aus dem Wagen kriechen zu sehen, so daß der Theil des Königs den ehrfurchtsvoll Harrenden zuerst sichtbar wurde, welcher unzweifelhaft der am meisten ausgebildetste seines Körpers, aber gerade der Antipode seines Gesichts war. Diese zuerst sichtbare höchst merkwürdige Naturerscheinung, die vollkommen der goldnen Kugel glich, welche an der Ecke der Königs- und neuen Friedrichsstraße in Berlin angebracht ist, war ein würdiges Symbol des englischen Volkes. Man dachte unwillkührlich bei diesem Anblick an Englands Rostbeef und an seine Guineen. England konnte stolz darauf sein, daß au seines Königs Hinterfront die Zeichen seines Wohllebens und seines Reichthums angebracht waren.

Der König trug auf seinem Kopfe einen sehr hohen, zuckerhutähnlichen Czako, und war in einen blauen, kurzen ungarischen Ueberrock gekleidet, der über und über mit goldenen Stickereien und goldenen Schnüren bedeckt, aber, da er nur bis ungefähr ans Knie reichte, durchaus nicht im Stande war, weder die ungeheure Rundung seines Bauches, noch die nicht minder erhebliche an der entgegengesetzten Front zu bedecken. Wie würden die unter englischer Hoheit stehenden Indianer erstaunt und von Ehrfurcht durch-

drungen gewesen sein, wenn sie ihren großen weißen Vater im Westen in dieser Pracht erblickt hätten! Vergoldet von oben bis unten hätten sie ihn gewiß für den rechten Sohn der Sonne gehalten. Mit dem Könige in einem Wagen saß der Mann seiner Maitresse, der Marquis von Canningham.

Als der König ausgestiegen war, umarmte er seine Schwägerinnen und seine Brüder, die Herzoge von Kumberland und Kambridge. Die Anderen, welche ihm brevi manu vorgestellt waren, grüßte er durch ein leichtes Neigen des Kopfes. Ein finsterer Blick streifte beiläufig den Herzog von Braunschweig. Dieser hatte überhaupt an diesem Tage nicht das Glück, von dem Könige angeredet zu werden, der es im Gegentheil sorgfältig zu vermeiden schien, seinen Blicken zu begegnen. Als der Herzog dem Könige mit den andern Gliedern der Familie in seine Zimmer folgte, verabschiedete Georg IV. seinen Neffen wie einen Bedienten durch eine Bewegung des Kopfes und der Hand, und dies auf Veranlassung des Herrn von Linsingen.

Wie wir schon früher erzählten, hatte dieser den Herzog bereits darauf vorbereitet, daß der König durchaus nicht gesonnen sei, ihn mit dem 18. Jahre für mündig zu erklären; allein wie lange er eigentlich beabsichtigte, sich die Vormundschaft anzumaßen, war dem Herzoge bis jetzt noch nicht mitgetheilt worden. Dies sollte er jetzt erfahren. Graf Alvensleben erhielt den Auftrag, ihm anzuzeigen, daß der König ihn erst nach vollendetem 21. Jahre für mündig anerkennen würde. Nachdem der Graf sich seines Auftrages entledigt hatte, fügte er Folgendes hinzu: „Ich muß Ihnen rathen, Prinz, sich ruhig und ohne Widerrede dem Willen Sr. Majestät zu fügen; denn glauben Sie mir, das ist das Klügste. Bedenken Sie wohl, daß jeder Widerstand von Ihrer Seite, äußere er sich nun durch Worte oder durch Handlungen, gerade eine entgegengesetzte Wirkung von der haben wird, welche Sie erreichen wollten. Denken Sie vielmehr daran, den König wieder zu besänftigen, wenn nur ein Theil der Anklagen Grund hat, welche in den Berichten Ihrer Erzieher enthalten sind. Ferner erinnere ich Euer Durchlaucht an Ihre Lande, und bitte Sie, deren Schicksal nie aus dem Auge zu verlieren; dieselben würden gerade wie Sie in dem ungleichen Kampfe untergehen. Jetzt ist noch nicht Alles für Sie verloren, durch ein verständiges, geregeltes und ordentliches Betragen können Sie Ihren Onkel wieder aussöhnen. Morgen ist es zu spät, wenn sie sich nicht gutwillig den Anordnungen

unterwerfen, welche Ihr Vormund für gut gefunden hat. Würden Sie es jemals wagen, sich der That nach in den Besitz Ihres Herzogthums setzen zu wollen, so würde der König Sie festnehmen und für immer als einen wüthenden Tollen einsperren lassen. Setzen Sie sich daher nie dem Zorne des größten Königs der Erde aus!"

So jung der Prinz war, so sah er doch klar ein, daß es sich hier um das Recht des Stärkeren handelte. Er hielt es daher für gut, dem Grafen von Alvensleben nicht anders als durch ein Achselzucken zu antworten; das sagte genug.

Eine Deputation des Herzogthums Braunschweig kam nach Hannover, um Georg IV. zu einem Besuch der Hauptstadt einzuladen; allein sie wurde kühl empfangen und ihr Gesuch abgeschlagen. Die guten Braunschweiger hatten sich den Unwillen Sr. Majestät zugezogen. Die in England gestorbene Königin Caroline wurde nach Braunschweig gebracht, um in der Familiengruft beigesetzt zu werden. Ihre Leiche wurde dort im Triumph empfangen und eingeholt. Das Volk spannte die Pferde aus und zog den Leichenwagen bis zur Domkirche, begleitet von dem Beifall der ganzen Stadt. Empfindlicher konnte man freilich Georg nicht beleidigen.

Am Tage, als der König nach England zurückkehrte, reiste auch der Herzog Carl wieder nach Lausanne ab. Unterwegs erschöpfte sich Herr von Linsingen in Schmähungen gegen den Herzog von Kumberland. Er konnte nicht Namen finden, die ihn verächtlich genug bezeichneten. Er nannte ihn Fälscher und Meuchelmörder, und äußerte, daß nur ein ganz Elender und Ehrloser einem solchen Herrn dienen könne. Damit machte sich Herr von Linsingen ein sehr schlechtes Kompliment, denn drei Jahre später war er Kammerherr und Vertrauter des Herzogs von Kumberland.

Beide Prinzen hatten, durch die erduldeten Leiden zum Aeußersten getrieben, gleichsam eine Offensiv- und Defensiv-Allianz gegen ihre beiden Erzieher geschlossen. Sie fügten sich nur der Gewalt, ermangelten dafür aber nicht, den Exekutoren derselben bei jeder Gelegenheit ihre tiefste Verachtung recht auffallend zu zeigen. Bei Tische wandten ihnen die Prinzen den Rücken, redeten nie ein Wort zu ihnen, und beantworteten keine ihrer Fragen. Herr Eigner, der kälter und gleichgültiger war als sein Kollege, machte sich nicht viel aus dieser Art der Behandlung, da ja sein Gehalt dadurch nicht geschmälert wurde; allein Herr von Linsingen zeigte

sich bei Weitem empfindlicher. Sein Hochmuth konnte eine so geringschätzige Behandlung durchaus nicht ertragen, und er hätte darüber aus der Haut fahren mögen. Da er nicht einmal seinem Zorne Luft machen konnte, wie er gern wollte, so verschluckte er eine Menge Aerger, den ihm seine beiden Zöglinge, die er grausam genug gequält hatte, von ganzem Herzen gönnten. Die Prinzen waren einmal erbittert und hatten längst alle Achtung vor ihren Erziehern verloren. Diese hatten auch nie etwas gethan, sie zu gewinnen; denn mit ungerechter, brutaler Strenge erwirbt sich kein Lehrer die Liebe und die Achtung seiner Schüler. Hätten Eigner und Linsingen gleich von vorn herein die Prinzen mit ernster Milde behandelt, so würden diese sich manche kleine Unarten nicht erlaubt haben. Wie verkehrte Ansichten diese Herren von der Erziehung hatten, beweist auf's Neue die Handlungsweise, welche sie diesen gegen ihre Person gerichteten Unarten entgegensetzten. Sie ließen sich nämlich gewissermaßen mit ihren Zöglingen in einen Krieg ein, und in ihrer kindischen Einfalt wiederholten sie den Prinzen gegenüber mehr als einmal, „daß sie doch sehen wollten, wer den Andern am meisten schaden könne." Dieser Wettkampf erzeugte natürlich eine Erbitterung, wie sie nicht ärger gedacht werden kann.

Wir sehen uns hier genöthigt, in manche etwas kindische Einzelheiten einzugehen; allein es ist nöthig, um ein getreues Bild von der Qual zu entwerfen, welche die Prinzen durch ihre eben so grausamen als abgeschmackten Erzieher zu dulden hatten, wie diese bemüht waren, ihre Zöglinge gleichsam durch unzählige Dornenstiche zur Verzweiflung zu bringen.

Die Gouverneure waren stets sorgfältig bemüht, auszuforschen, welche Gesellschaften wohl den Prinzen die langweiligsten und unangenehmsten sein möchten. Hatten sie dies ohne große Schwierigkeit entdeckt, so wurden die Prinzen gezwungen, diese Gesellschaften unendlich oft zu besuchen, und Herr von Linsingen beeilte sich, die widerwärtigsten Personen, aus denen sie zusammengesetzt waren, zu den Prinzen einzuladen. Gefielen sich die Prinzen dagegen irgendwo, so konnten sie darauf rechnen, daß sie unter irgend einem Vorwande abgehalten wurden, wieder hinzugehen. Fanden die Prinzen in der Gesellschaft Jemand, für den sie sich besonders interessirten und mit dem sie sich vorzüglich gern unterhielten, so erhielt diese Person gleich den Befehl, nie mehr die Prinzen anzureden.

Nichts war den Gouverneurs fataler, als wenn sie sich mit den Prinzen bei deren Verwandten befanden, dann mußten sie ihren Zorn hinunterschlucken und respektvolle Mienen annehmen, wenn sie lieber ihrer natürlichen Rohheit und Gemeinheit freien Lauf gelassen hätten. Sie entschädigten sich aber später, wenn sie mit den Prinzen allein waren, für ihre gezwungene Zurückhaltung in doppeltem Maase.

Die Zimmer, welche man den Prinzen in ihrem Landhause Villamont zu Lausanne angewiesen hatte, waren ärmliche und enge Löcher, in denen man sich kaum umwenden konnte, während die Gouverneurs die bequemsten Zimmer für sich in Beschlag genommen hatten. Um die Prinzen zu quälen, war zwar den beiden Folterknechten jede Stunde recht; allein es war ihre besondere Liebhaberei dazu vorzüglich die des Mittagsessens zu wählen. Kaum hatte man sich niedergesetzt, so brach auch der Hagel von Vorwürfen, Schmähungen und Drohungen über die Prinzen herein, die übrigens daran gewöhnt sein konnten, da dies fast täglich ohne besondere Veranlassung geschah. Wußten sie gar nichts anderes aufzutreiben, so machten sie jede Bewegung der Prinzen lächerlich. Bald lachten sie über ihre Art zu kauen, bald über ihre Art die Gabel zu halten; kurz ohne Ausbeute ging ein solches Mittagsessen niemals vorüber. Herzog Carl war eben kein Gourmand; allein ein jeder Mensch ißt die eine Speise lieber als die andere. Seine Erzieher merkten sich diejenigen besonders genau, welche ihm vorzüglich zuwider waren und diese erschienen so oft als nur irgend möglich auf der Tafel. Das Betragen des Prinzen gab es, wie wir schon oben erzählten, ihren Erziehern deutlich genug zu verstehen, wie verächtlich sie ihnen erschienen, und es kam mehrmals vor, daß diese würdigen Gouverneure äußerten: „Wir wissen es sehr gut, daß Sie uns verwünschen, allein eben deshalb bleiben wir, wo wir sind.“

Obgleich die Prinzen, der eine 15, der andere 16 Jahre alt waren, so durften sie doch buchstäblich fast keinen Schritt ohne besondere Erlaubniß ihrer Erzieher thun. Wollten sie aus einem Zimmer ins andere gehen, wollten sie lesen, essen, kurz die geringfügigste Sache thun, so mußten sie um Erlaubniß fragen. So karg den Prinzen ihr Taschengeld zugemessen war, so durften sie doch keinesweges nach Gefallen darüber verfügen. Unter dem Vorwande, für ihre Bedürfnisse selbst sorgen zu wollen, verboten die Gouverneure den Prinzen, selbst die geringfügigsten Kleinig-

keiten einzukaufen, besonders wenn es Dinge waren, die ihnen vielleicht Freude gemacht hätten. Auf diese Weise kam es denn, daß die Prinzen, im Verhältniß zu ihrem Taschengelde von drei Francs wöchentlich, manchmal sehr reich waren und die große Summe von 20 Franken erspart hatten. Das war aber ein neues Unglück und eine neue Quelle des Verdrusses für sie. Ihre Gouverneure fanden es gefährlich, die Prinzen in Besitz einer solchen Summe zu lassen, und trafen solche Sicherheitsmaßregeln gegen den etwaigen Mißbrauch, daß diese einer Confiscation sehr ähnlich sahen. Wurde nun endlich einmal die Ausgabe des gesammelten Schatzes gestattet, so mußten die Prinzen die genaueste Berechnung über die Verwendung desselben ablegen und oft befahlen die Herren geradezu, was dafür gekauft werden solle. Ein solcher Befehl führte einst zu einer sehr fatalen Scene, wobei sich ohne Zweifel der Oberhofmeister mehr blamirte, als der Herzog Carl, sein Zögling.

Die Prinzen machten mit ihren unvermeidlichen Begleitern eine Reise durch die Schweiz; man reiste zu Fuß, weil dies der Gesundheit (wahrscheinlich des Geldbeutels der Gouverneure) zuträglicher sei. Auf dieser Reise kam man auch nach Altdorf, welcher Ort durch die Scene berühmt ist, welche hier zwischen Tell und Geßler vorfiel. Man blieb hier einige Tage und machte Excursionen in die umliegende Gegend, unter andern auch nach der Teufelsbrücke. Am Morgen erhielten die Prinzen von ihren unverschämten Gouverneuren den Befehl zum Aufbruch, stets mit der stehenden Phrase: „Man nehme Hut und Handschuhe und vorwärts!“ Eines Tages besuchte man das Haus Wilhelm Tells. Die Erinnerungen, welche dieser Ort erweckte, waren ganz dazu geeignet, den Herzog trübe zu stimmen. Hier hatten starke Menschen gelebt, welche für ihre Freiheit Alles wagten und denen es mit Muth und festem Willen gelang, sie zu erkämpfen. Mit doppeltem Ingrimm empfand er hier die schimpfliche Sclaverei, in welcher er lebte. Der Herzog war nichts weniger als gleichgültig gegen die Schönheiten der Natur, allein es erging ihm, wie einem freien Waldvogel, der sie durch die Stäbe seines Käfigs erblickt; sie erfreuten ihn nicht, sondern erfüllten nur sein Herz mit einer schmerzlichen Sehnsucht nach Freiheit. Seine Gouverneure, die überhaupt nicht die Menschen dazu waren, in dem Herzen ihres Zöglings zu lesen, legten seine innere Betrübniß für Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit aus. Im zweiten Stock des Hauses

hatten Kupferstichhändler ihre Blätter ausgebreitet, welche Abbildungen aus der reizenden Umgegend enthielten, wie sie jeder Reisende gern zur Erinnerung mit sich nimmt. War schon der Anblick der Gegend selbst nicht vermögend, den Herzog aus seiner melancholischen Stimmung zu reißen, so war es wohl sehr natürlich, daß er sich um die papiernen Herrlichkeiten, die auf den Tischen ausgebreitet lagen, gar nicht kümmerte. Herr von Linsingen witterte Trotz und befahl dem Herzog, diese Kupferstiche anzusehen. Er gehorchte, obgleich mit Widerwillen, und als ihn Herr von Linstingen fragte, wie ihm diese Kupferstiche gefielen, antwortete er, um nicht aufs Neue den Zorn seines Oberhofmeisters zu erregen: so, so. Durch diese gleichgültige Antwort wurde der Herzog diesen unerträglichen Menschen aber keinesweges los. Er fragte, ob der Herzog nicht Lust habe, einige dieser Kupferstiche zu kaufen. Als dieser die Frage verneinte, schrie Herr von Linstingen mit seiner gewöhnlichen Grobheit: „Wenn man nichts kaufen will, dann wirft man auch solche Kupferstiche nicht so durch einander.“ Der Herzog antwortete ihm: daß, wenn Herr von Linstingen Kupferstiche kaufen wolle, es ihm ja freistehe, mit seinem Gelde zu machen, was ihm beliebe, daß es ihm aber keinesweges zukomme, über das des Herzogs zu disponiren, der durchaus nicht Lust habe, etwas zu kaufen, selbst wenn er Geld hätte. „Sie sollen aber Geld haben, antwortete der Oberhofmeister, und haben Sie keines bei sich, so will ich Ihnen welches leihen.“ Der Herzog lehnte dieses Anerbieten ab, was Herrn von Linstingen in die größte Wuth versetzte. „Ich befehle Ihnen, die Kupferstiche zu kaufen,“ schrie er, und als der Herzog ihn bat, ihn gefälligst gehen zu lassen, fuhr er zitternd vor Wuth fort: „Gerade um Sie nicht gehen zu lassen, wie Sie wollen, bin ich Ihr Gouverneur; ich soll Sie erziehen, und das will ich Ihnen zeigen!“ Dies brüllte er mit solcher Wuth, daß alle Anwesenden eben so erstaunt als erschrocken waren.

Diese nichtswürdige Behandlung, die der Prinz wegen eines so kleinlichen Gegenstandes vor so vielen Leuten zu erdulden hatte, erfüllte ihn mit Scham und Zorn. Er verließ seinen Gouverneur, schlug einen Nebenweg ein, und war entschlossen, nicht mehr nach dem Hause zurückzukehren. Nachdem er eine Zeit lang den eingeschlagenen Weg verfolgt hatte, und eben über eine Wiese ging, hörte er hinter sich eilige Schritte und ein Keuchen wie von

einem Jagdhunde, der sich müde gehetzt hat. Er sah sich um und erblickte den Herrn von Linsingen, der ihm schäumend vor Wuth und Anstrengung nachsetzte. Da der Herzog von seinem Gouverneur, den er in so gänzlich derangirtem Zustande sah, das Schlimmste erwarten konnte, so kehrte er sich um und erwartete ihn festen Fußes. Als Herr von Linsingen den Herzog erreicht hatte, war er ganz außer sich und gestikulirte mit Armen und Beinen wie ein Verrückter. Der Herzog hatte alles Mögliche zu thun, um den Elenden zu sich zu bringen.

Nach solchen Scenen, die übrigens nicht so sehr selten vorfielen, da die Taktlosigkeit der Gouverneure sie oft herbeiführte, suchten diese den Prinzen Wilhelm zu gewinnen, indem sie denselben stets auf Kosten seines Bruders lobten und ihm die Aussicht eröffneten, daß er einst, wenn er fortfahre, sich hübsch gehorsam zu zeigen, mit Hülfe des Königs von England, den Platz seines durch die Geburt bevorzugten Bruders einnehmen könnte.

Die Prinzen hatten in Lausanne Fechtunterricht. Nachdem ihr Lehrer sie einzeln geübt hatte, ließ er beide Brüder gegen einander fechten. Wer jemals Fechtunterricht gehabt hat, wird sich erinnern, daß sich in diese Uebungen stets eine kleine Erbitterung mischt, besonders wenn beide Gegner gleich ehrgeizig sind. Diese Erbitterung bei den beiden Prinzen zu nähren und zu vergrößern, war die Aufgabe, welche sich die beiden Erzieher stellten. Durch Lob erregten sie ihre Eigenliebe in der Hoffnung, sie eifersüchtig auf einander zu machen. Je hitziger sie während des Fechtens wurden, desto mehr ermunterte man sie, entweder durch Beifall oder Tadel. Sprang ein Knopf vom Floret, wie es so häufig geschieht, so waren die Gouverneure weit davon entfernt, die Fechtenden zu trennen; sie schienen im Gegentheil zu wünschen, daß das Gefecht erst recht hitzig würde. Eines Tages hatten sich die beiden Prinzen kurz vor der Fechtstunde wegen eines kleinen englischen Hundes gestritten und der Herzog den Prinzen Wilhelm niedergeworfen. Als dieser daher das Floret in die Hand nahm, war er noch etwas aufgebracht gegen seinen Bruder und setzte ihm herzhaft zu. Der Herzog verwundete den Prinzen am rechten Schenkel, und dieser, darüber wüthend, machte einen so heftigen Ausfall gegen den Herzog, daß derselbe unfehlbar von dem knopflosen Floret durchbohrt worden wäre, wenn er dem Stoße nicht

durch eine geschickte Wendung ausgewichen wäre. Wie heftig derselbe war, geht daraus hervor, daß das Floret in der hinter dem Herzog befindlichen Thür stecken blieb. Der französische Kammerdiener des Herzogs, Meyer, der vor der Thür kehrte, war Zeuge dieser Scene und konnte sich nicht enthalten, dem Herzog zuzurufen: „Hätte der Stoß getroffen, Sie wären todt."

Fünftes Kapitel.

Oberst von Dörnberg. — Hitziges Fieber des Herrn von Linsingen. — Sein Sprung aus dem dritten Stock. — Brief Georgs IV. an seine beiden Neffen. — Reise des Herzogs nach Karlsruhe. — Herr von Ende. — Kostbare Dokumente. — Die Schrift des Präsidenten Hurlebusch. — Antwort des Herzogs auf den Brief des Königs. — Trennung der beiden Prinzen. — Verlängerter Aufenthalt in Karlsruhe. — Antwort des Königs Georg IV., überbracht durch Herrn von Bülow. — Geheime Aufträge desselben. — Herr von Linsingen wird abgedankt. — Bitten des Herrn Eigner. — Gesandtschaft des Herzogs von Wellington. — Ein mündlicher Auftrag an Herzog Carl. — Dessen Abreise nach Wien wird verzögert. — Der König von Preußen. — Ein Rath desselben. — Behutsamkeit des Herzogs. — Aufenthalt in Stuttgart und München. — Schloß Tegernsee. Kaiser Alexander von Rußland. — Unterredung mit ihm. — Der Kaiser Franz I. von Oesterreich. — Auftrag des Herzogs von Wellington an ihn. — Fürst Metternich. — Bemerkungen über die Majorennitätsfrage. — Böses Gewissen.

Als die Prinzen wieder nach Lausanne zurückgekehrt waren, schickte Graf Münster im Auftrage des Königs seinen Vetter, den Obersten Baron von Dörnberg dort hin. Wie wir schon erzählten, war der Oberst dazu bestimmt, den Prinzen Wilhelm als Gouverneur nach Göttingen zu begleiten; außerdem hatte er aber noch einen andern Auftrag, von dem wir weiter unten reden werden. Um den beiden verhaßten Erziehern recht auffallend ihre Verachtung zu bezeigen, benahmen sich die Prinzen so artig und zuvorkommend als möglich gegen den Herrn von Dörnberg, wäh-

rend sie Herrn von Linsingen und Herrn Eigner mit der seit einiger Zeit angenommenen Gleichgültigkeit behandelten. Das Betragen der Prinzen gegen Herrn von Dörnberg stimmte durchaus nicht mit den Berichten überein, welche die beiden Erzieher über sie gemacht hatten. In diesen waren sie als trotzig und störrisch und als durchaus unfügsam dargestellt worden. Der Oberst konnte von all dem nichts entdecken, und äußerte Herrn von Linsingen sein Erstaunen darüber. Diesen, der etwas heftiger Natur und hochmüthiger als Herr Eigner war, den die Geringschätzung der Prinzen weniger incommodirte, alterirte die kluge Art, welche die Prinzen gewählt hatten, ihren Oberhofmeister in den Augen des Obersten von Dörnberg zu compromittiren, um so heftiger, als er gar nichts dagegen thun konnte. Er war also genöthigt, seine Wuth zu zähmen und seinen Grimm hinunter zu schlucken. Dies bekam ihm schlecht. Er verfiel in ein hitziges Fieber, und da er seine Wuth an Niemand auslassen konnte, so that er es an seiner eigenen Person. In einer Nacht, in welcher er unbewacht war, sprang er aus dem Bette und stürzte sich drei Stock hoch zum Fenster hinaus. Er fiel auf weiche Gesträuche und Blumenbeete, und that sich keinen Schaden. Er rannte nach seinem Zimmer zurück, und den vereinten Kräften des Stallmeisters von Hünersdorf, des Haushofmeisters Rinaldi und noch zweier Bedienten gelang es, ihn im Bette fest zu halten.

Der Herzog erfuhr erst am andern Morgen etwas von diesem Sprunge. Er sah zufällig zum Fenster nach dem Garten hinaus und erblickte unter sich den Hausarzt, den Herrn von Hünersdorf, den Haushofmeister und mehrere andere Leute, welche den Platz unter den Fenstern des Barons untersuchten, die mit denen des Herzogs in einer Front lagen. Als der Herzog selbst einige Unordnung in den Orangenbäumen und auf den Blumenbeeten bemerkte, fragte er seinen Kammerdiener, was da vorgegangen sei. Dieser wollte nicht gleich mit der Sprache heraus; als aber der Herzog in ihn drang, erzählte er ihm den Vorfall der vergangenen Nacht. Der Herzog wollte die Erzählung nicht glauben und äußerte sein Mißfallen über einen so schlechten Scherz, den sich, wie er glaubte, sein Kammerdiener erlaubte. Endlich mußte er den wiederholten Betheuerungen Glauben schenken und rief: „Also ist Herr von Linsingen todt!“ Gott bewahre! antwortete der Kammerdiener, er befindet sich so wohl wie Euer Durchlaucht. Das schien dem Herzog vollends unglaublich und er ging selbst hinunter,

um die Personen, welche er unten im Garten gesehen hatte, über den Vorfall zu befragen.

Außer dem Auftrag, den Prinzen Wilhelm nach Göttingen abzuholen, hatte der Oberst von Dörnberg auch noch den, den beiden Prinzen einen Brief Georgs IV. einzuhändigen *), der an sie gemeinschaftlich gerichtet war. In diesem Briefe bestätigte der König Alles, was sowohl der Baron von Linsingen, als der Graf von Alvensleben den Prinzen in Bezug auf das Ende ihrer Minderjährigkeit mitgetheilt hatten, damit diese, wie der König bemerkte, nicht etwa glauben möchten, daß jene Herren aus eigner Machtvollkommenheit gehandelt hätten.

Als die Prinzen diesen Brief des Königs erhalten hatten, befahl ihnen Herr von Linsingen, denselben auf der Stelle zu beantworten, und schickte sich an, ihnen diese Antwort zu dictiren. Sie sollten Sr. Majestät demüthig danken, daß dieselbe sich zu ihrem Glücke noch länger mit der Vormundschaft belästigen wolle. Eine solche Feigheit war des Rathgebers würdig, allein der Herzog verabscheute sie. Er weigerte sich, den Brief sogleich zu beantworten, indem er vorwandte, daß eine so wichtige Antwort eine reifliche Ueberlegung verlange. Dagegen konnte Herr von Linsingen vorläufig nichts einwenden, und die Krankheit, in welche er gleich darauf verfiel, hinderte ihn, auf die Ausführung seines Befehls zu dringen. So gewann der Herzog Zeit. Der Zustand des Oberhofmeisters verschlimmerte sich so, daß er nicht daran denken konnte, den Herzog selbst nach Wien zu bringen, wo man ihn schon seit einiger Zeit erwartete. Unter diesen Umständen kam Herr von Linsingen mit dem Obersten von Dörnberg dahin überein, daß dieser die beiden Prinzen nach Karlsruhe zu ihrer Großmutter bringen solle. Dort sollten sie so lange bleiben, bis es der Gesundheitszustand des Herrn von Linsingen erlauben würde, dorthin nachzukommen, und den Herzog zur Reise nach Wien abzuholen.

Kurz vor der Abreise nach Karlsruhe gelang es dem Herzoge, endlich in den Besitz eines Documents zu kommen, dessen Abschrift man ihm vorenthalten hatte. Es war das Codicill zu dem Testamente seines Vaters, datirt von London den 16. Juli 1812 **).

In Karlsruhe wurden dem Herzoge endlich die Augen geöff-

---

*) Aktenst. Nr. 15.
**) Aktenst. Nro. 16.

net, und er ward in den Stand gesetzt, seine Lage zu beurtheilen. Von Jugend auf hatte er gehört, daß er mit dem 18. Jahre mündig werde; daran hatte er niemals gezweifelt, obgleich er nie einen schriftlichen Beweis für diese Behauptung gesehen hatte, die übrigens allgemein als wahr galt. Die Ansprüche, welche der König erhob, hatten den Herzog unsicher gemacht, ob er auch dem Gesetze nach wirklich Recht habe. Er war daher sehr erfreut darüber, die unumstößlichen Beweise dafür zu erhalten. Er verdankte dieselben dem badischen Oberkammerherrn, Baron von Ende, einem Hannoveraner. Dieser ermahnte ihn zum festen Auftreten, wie es seiner guten Sache gezieme, und theilte ihm ein kürzlich erschienenes Schriftchen mit, welches von einem der gelehrtesten Juristen Deutschlands herausgegeben worden war.*) In dieser Schrift beweist der Verfasser vollständig, daß der Herzog Carl unläugbar das Recht habe, sich nach vollendetem 18. Jahre für mündig zu erklären. Außer dieser Schrift machte Herr von Ende den Herzog noch mit einem sehr alten Werke über das deutsche Recht bekannt, in welchem sich ein Tractat vom Jahre 1535**) vorfindet, der zwischen zwei Herzogen von Braunschweig, ihren Staaten und dem deutschen Kaiser geschlossen wurde. In diesem Vertrage wird das Ende der Minderjährigkeit ganz ohne allen Zweifel mit vollendetem 18. Jahre festgesetzt.

Bisher hatte sich der Herzog geweigert, den in Lausanne vom Könige erhaltenen Brief wenigstens im Sinne des Herrn von Linsingen, zu beantworten. Jetzt veranlaßte ihn der Baron von Ende zu einer Antwort. Auf die in Händen habenden Beweise gestützt, sollte der Herzog den König eben so ehrfurchtsvoll als dringend bitten, ihm nicht länger ein Recht vorzuenthalten, auf welches er gegründete Ansprüche habe. In demselben Briefe nahm der Herzog die Gelegenheit wahr, sich bitter über die unwürdige Behandlung seiner beiden Erzieher zu beklagen und den König zu bitten, sie durch andere zu ersetzen, die menschlicher wären.

Es war jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo die beiden Brüder getrennt werden sollten, die seit fünfzehn Jahren fast keine Stunde von einander entfernt waren. Die Gründe zu dieser Trennung haben wir schon früher angegeben. Beide Brüder liebten sich und schieden ungern und mit Schmerz; allein dieser Schmerz

---

*) Aktenstücke Nro. 17 und 18.
**) Nro. 19 und 20.

würde noch weit lebhafter gewesen sein, wenn sie in die Zukunft hätten blicken und sehen können, wie durch diese Trennung die Pläne ihrer Feinde zur Reife gebracht werden sollten. Damals hätte sich Prinz Wilhelm bei dem Gedanken entsetzt, seinem einzigen Bruder Krone und Vermögen zu rauben, und er würde es mit Abscheu von sich gewiesen haben, wenn ihm Jemand prophezeit hätte, daß er einst mit dessen Feinden gemeinschaftliche Sache machen, und diesen als ein Werkzeug zu seines Bruders Verderben dienen würde. —

Oberst von Dörnberg ging mit dem Prinzen Wilhelm nach Bruchsal, wo sich damals dessen Großmutter aufhielt, und reiste dann nach einem Aufenthalt von drei Tagen nach Göttingen ab.

Durch die Krankheit des Herrn von Linsingen, der auf Anrathen seiner Aerzte die Bäder in Baden gebrauchte, verlängerte sich der Aufenthalt des Herzogs Carl in Karlsruhe. Er sah hier die königliche Familie von Baiern, die großherzoglich Darmstädtische Familie und fast alle seine Verwandte. Unterdessen erhielt der Herzog eine Antwort von Georg IV., die ihm durch einen besondern Gesandten, den braunschweigischen Legationsrath von Bülow, überbracht wurde. In diesem Antwortschreiben nimmt der König vollkommen die Partei der Erzieher des Herzogs und sagt, daß sie nur durchaus seinen Instructionen gemäß gehandelt hätten. Um übrigens den Wunsch des Herzogs zu erfüllen, sollten ihre Stellen durch die Herren von Dörnberg und von Hohenhorst ersetzt werden.

Herr von Bülow hatte indessen den geheimen Befehl vom Könige, bei der Markgräfin, und wo möglich bei dem Herzoge selbst dahin zu wirken, daß letzterer Friede mit seinen Gouverneurs mache und darin willige, sie zu behalten. In Bezug auf Herrn von Linsingen, der den Herzog auf zu nichtswürdige Weise behandelt hatte, wollte dieser aber durchaus nicht nachgeben. Er wollte ein für alle mal nichts von ihm hören. Eigner dagegen hatte sich der Markgräfin zu Füßen geworfen und hoch und theuer die Liebe und Zuneigung beschworen, welche er gegen ihren Enkel hege, obgleich man die Art derselben hinlänglich zu kennen Gelegenheit hatte. Die Markgräfin war gütig genug, ein Fürwort bei ihrem Enkel für Herrn Eigner einzulegen, und dieser behielt seine Stelle, indem er Besserung angelobte. Durch die Correspondenz mit dem Könige und durch den Wechsel der Gouverneurs verging viel Zeit und wurde der Herzog verhindert, für's Erste

nach Wien abzureisen. Die Ankunft des Herrn von Dörnberg verzögerte sich auch, da dieser noch so lange in Göttingen bei dem Prinzen Wilhelm bleiben mußte, bis sein Nachfolger, der Major von Münchhausen dort eingetroffen sein würde. Auf diese Weise vergingen zwei Monate. Endlich kam Prinz Wilhelm mit dem Herrn von Münchhausen nach Rohrbach, wo sich die Markgräfin damals aufhielt, um sowohl sie als seinen Bruder wiederzusehen. Herr von Dörnberg hatte zum Arrangement seiner Angelegenheiten vom Könige Urlaub erhalten und kam erst nach Ablauf desselben ebenfalls nach Rohrbach. Er hatte den Herzog davon benachrichtigt, daß der König von England dem Herzog von Wellington, der als bevollmächtigter Minister dem Congreß zu Verona beiwohnen sollte, einen mündlichen Auftrag an seinen Neffen anvertraut habe, und daß der Herzog von Wellington, um sich desselben zu entledigen, über Wien reisen werde. Herzog Carl befürchtete, daß man es ihm zum Vorwurf machen könne, wenn er diese Gelegenheit, sich durch Vermittelung des Herzogs von Wellington mit seinem Vormunde zu besprechen, vorübergehen lasse, besonders da das Ende seiner Minderjährigkeit heranrückte. Er wollte diese Pflicht nicht versäumen, und forderte daher Herrn von Dörnberg auf, die Abreise nach Wien so sehr als möglich zu beeilen. Es trat jedoch abermals ein unerwartetes Hinderniß ein. Man erhielt die Nachricht, daß der König von Preußen auf seiner Reise zum Congreß nach Verona über Karlsruhe gehen nnd noch im Laufe einer Woche eintreffen würde. So sehr nun auch der Oberst von Dörnberg darauf drang, die von dem Könige von England befohlene Reise nach Wien schleunigst anzutreten, so unterblieb dies doch, besonders auf dringende Vorstellungen der Markgräfin von Baden. Der König von Preußen hatte sich in früherer Zeit eben nicht sehr günstig gegen den Herzog Carl gezeigt; er hatte ihn, wie wir gesehen haben, wie einen Feind verfolgt. Er hatte den Herzog im Jahre 1814 zum letzten Male in London gesehen. Reiste Letzterer nun bei der Nachricht von dem baldigen Eintreffen des Königs von Karlsruhe ab, so mußte es ganz den Anschein gewinnen, als suche der Herzog absichtlich ein Zusammentreffen zu vermeiden, was der König leicht hätte übel nehmen können. Es wurde daher beschlossen, daß der Herzog blieb. Der König kam an und machte der Markgräfin eine besondere Visite in Bruchsal. Der Herzog von Braunschweig empfing ihn im Namen seiner Großmutter am Eingange des Schlosses.

Einige Tage darauf ging der Herzog mit seinem Bruder nach Karlsruhe, um dem Könige einen Besuch zu machen und den Festen beizuwohnen, welche der Großherzog von Baden zu Ehren seines Gastes veranstaltet hatte. Hier in Karlsruhe sagte der badische Oberkammerherr Baron von Ende dem Herzoge, daß der Cabinetsrath des Königs, Herr Albrecht, ihm mündlich den Rath ertheilen lasse, sich an die zu Verona versammelten Monarchen zu wenden und ihre Gerechtigkeit und Hülfe gegen den König von England anzurufen, dessen augenscheinliche Absicht es sei, die Vormundschaft, gegen alle bestehende Verträge und offenbar zum Nachtheil seines Neffen, ungebührlich zu verlängern.

Ein solcher Schritt schien jedoch dem Herzoge zu gewagt. Er war eine offenbare Feindseligkeit gegen König Georg IV., und der Herzog dachte mit Entsetzen an das grauenvolle Glück desselben, welches alle seine Widersacher schnell vom Leben zum Tode beförderte. Ihm waren noch zu gut die gräßlichen Drohungen im Gedächtniß, welche Herr von Linsingen und später der Graf von Alvensleben ausgesprochen hatten, als daß er auf die Gefahr hin, sie erfüllt zu sehen, wagen sollte, seinem mächtigen Vormunde offen den Krieg zu erklären. Der Herzog war damals noch nicht 17 Jahre, und stets in einer abhängigen, gedrückten Lage gewesen, so daß seine bei dieser Gelegenheit gezeigte Aengstlichkeit sehr wohl zu entschuldigen ist.

Als der König von Preußen abgereist war, beschloß auch Herzog Carl nun endlich nach Wien zu gehen. In Stuttgart blieb er zwei Tage bei seinem Vetter, dem Könige von Württemberg. Von hier ging er nach München, von wo ihn sein Onkel, der König von Baiern, mit nach dem Schlosse Tegernsee nahm. Es schien fast, als solle er durchaus nicht nach Wien. Er blieb drei Wochen in Tegernsee; nicht allein, weil ihn die Liebenswürdigkeit der königlichen Familie, sondern weil ihn dort eine ähnliche Veranlassung, wie vor einiger Zeit in Karlsruhe zurückhielt. Man erwartete nämlich den Kaiser Franz von Oesterreich, und den Kaiser Alexander von Rußland, die ebenfalls zum Congreß nach Verona gingen.

Der Kaiser Alexander hatte mit dem Herzoge eine sehr lange Unterredung über dessen Angelegenheiten. Er verhehlte es durchaus nicht, daß er vollkommen wisse, wie der Herzog das Recht habe, sich mit dem vollendeten 18. Jahre für mündig anzusehen; erklärte aber auch zugleich, daß er auf dem Congreß zu Verona

nicht zu seinen Gunsten auftreten könne, wenn der Herzog ihn nicht in einem officiellen Schreiben dazu auffordere.

Dies war ungefähr dasselbe, als ob er den ihm durch den Cabinetsrath Albrecht ertheilten Rath befolgt hätte und dieselben Gründe, welche den Herzog bewogen hatten, ihn nicht zu befolgen, verboten ihm auch, den von dem Kaiser Alexander zur Bedingung seiner Intervention gestellten Brief zu schreiben. Er kannte zu gut den eigensinnigen Character seines Oheims und wußte, daß ein so feindseliger Schritt ihn zu dem heftigsten Widerstande reizen würde. Er schien nun einmal fest entschlossen, diese Vormundschaft noch länger zu usurpiren und weder die Briefe des Herzogs, noch die der Markgräfin, in welchen sie ihm bittere Vorwürfe über sein Benehmen gegen ihren Enkel machte, vermochten es, ihn einen Finger breit von seinem Vorsatze abzubringen.

Fast zu gleicher Zeit mit dem Kaiser Alexander waren auch der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich in Tegernsee eingetroffen. Der Oberst von Dörnberg hatte dem Herzoge den Auftrag des Herzogs von Wellington mitgetheilt. Im Fall Herzog Carl sich durch dessen Gründe nicht davon überzeugen ließ, daß er Unrecht habe, auf seine Mündigkeitserklärung mit dem vollendeten 18. Jahre zu dringen, sollte der Herzog von Wellington all seinen Einfluß und seine Geschicklichkeit anwenden, den Kaiser zu bewegen, daß er seine Autorität zu Gunsten des Königs Georg IV. gegen den Herzog Carl geltend mache. Der Herzog von Wellington hatte einige Tage vergeblich auf den Herzog Carl gewartet, der auf die erzählte Weise verhindert wurde, mit ihm zusammenzutreffen. Als der edle Lord so außer Stande gesetzt war, seinen ersten Auftrag zu erfüllen, begann er sogleich zur Ausführung des zweiten zu schreiten und that alles nur Mögliche, um den Kaiser zu Gunsten seines Herrn zu stimmen. Der Kaiser sprach jedoch mit dem Herzog kein einziges Wort in Bezug auf diese Angelegenheit, so lange ihr gemeinschaftlicher Aufenthalt zu Tegernsee währte, und der Herzog wagte es nicht, einen Gegenstand in Anregung zu bringen, welchen der Kaiser absichtlich zu vermeiden schien.

Der Aufenthalt in Tegernsee war übrigens sehr angenehm. Der König von Baiern gab zahlreiche und glänzende Feste zu Ehren seiner Gäste. Der herrliche See, welcher von allen Fremden aufs Höchste gepriesen und bewundert wird, war des Abends

bedeckt mit illuminirten Kähnen und auf den Bergen der Umgegend leuchteten Freudenfeuer. Der Herzog lernte hier Eugen Beauharnois kennen, welcher mit dem Kaiser Alexander in einem sehr engen freundschaftlichen Verhältnisse zu stehen schien.

Als die Monarchen nach Verona abgereist waren, ging der Herzog mit der königlichen Familie von Baiern nach München, und von da nach Nymphenburg, wo er 14 Tage blieb. Der Herzog von Wellington hatte Wien bereits verlassen; sowohl der Kaiser als der Fürst Metternich, dem der Kaiser, wie der König von Baiern sagte, die ganze Angelegenheit wegen der Mündigkeit des Herzogs zur Entscheidung übergeben hatte, waren in Verona, und es gab keinen besonders wichtigen Grund mehr, der den Herzog Carl so schleunig hätte nach Wien rufen können. —

Am Schlusse dieses Kapitels wollen wir einige Worte in Bezug auf die Frage über die Mündigkeit des Herzogs sagen. Ohne eine böswillige Absicht hätte diese Frage gar nicht angeregt werden können, da die vorhandenen Documente und Bestimmungen so klar und deutlich sprechen, daß ein Zweifel gar nicht stattfinden kann. Alle Cabinette Europas waren darüber völlig einig, und in allen war es bekannt und angenommen, daß der Herzog am 30. Oktober 1822, beim Antritt seines 19. Jahres, die Regierung des Herzogthums Braunschweig übernehmen würde. Wir fühlen uns um so weniger aufgefordert, das unzweifelhafte Recht des Herzogs hier auseinanderzusetzen und darzulegen, als dies von berühmten Rechtsgelehrten auf die genügendste Weise geschehen ist. Von Ränkemachern läßt sich jedoch die gerechteste und klarste Sache anfechten und sie werden immer Anhänger finden, die sich auf ihre Seite schlagen.

Wir setzten schon früher die Pläne auseinander, welche der Graf Münster und Herr von Schmidt-Phiseldeck in Bezug auf das Herzogthum Braunschweig hatten. Was Letzterer in seiner Vorsicht geahnt hatte, war eingetroffen. Den beiden gewissenlosen Erziehern, so sehr sie sich auch bemüht hatten, den Instructionen ihrer Obern nachzukommen, war es doch nicht gelungen, den Geist des Herzogs Carl so niederzudrücken, und zu einem so charakter- und willenlosen Menschen zu machen, als es gewünscht wurde. Wäre dieser schändliche Plan gelungen, so würde man vielleicht gar nichts dagegen eingewendet haben, daß der Herzog nach vollendetem 18. Jahre die Regierung übernähme. Konnten Graf Münster und Schmidt-Phiseldeck hoffen, daß sich der Herzog

willenlos allen ihren Anordnungen fügen würde, so mußte es ihnen nur erwünscht sein, wenn er recht früh dem Namen nach die Zügel der Regierung ergriff. Dann wurde alle Verantwortlichkeit vollends von ihnen genommen und sie konnten ohne Furcht vor einer einstigen Rechenschaft in ihrem eigenen und im Interesse Hannovers in dem Herzogthum Braunschweig nach Gefallen wirthschaften. Die Sache lag aber ganz anders. Anstatt den Herzog zu einen blödsinnigen, furchtsamen Schwachkopf zu machen, hatte die erlittene Behandlung nur dazu gedient, einige gefährliche Keime, die in dem Herzen jedes Menschen schlummern, mehr zu entwickeln, als es bei einer vernünftigen Erziehung geschehen wäre. Uebermäßiger Druck und fortgesetzte Mißhandlung müssen die sanfteren Gefühle im Herzen niederdrücken und dieses verhärten. Sie rufen natürlich Widerstand hervor, und gerade was man bekämpfen und niederdrücken wollte, ist das Resultat der übermäßigen Anwendung der Gewalt: Trotz und Eigensinn. Wenn man von Jugend auf gepeinigt und verfolgt wird, wenn man nie ein Zeichen der Liebe und des Zutrauens, nie eine Aufmunterung, sondern nur stets Strafe und Kränkung selbst für die unbedeutendsten und unschuldigsten Handlungen empfängt, wenn alle Umgebungen nur darauf lauern, irgend eine Schwäche, irgend eine unerlaubte Handlung zu erspähen, dann muß das Herz mit Erbitterung erfüllt werden und Haß und Mißtrauen gegen die Menschen in demselben Raum gewinnen. Aehnliche Resultate hatte die absichtlich verfehlte Erziehung bei dem Herzoge Carl hervorgebracht und so, wie er war, mußten ihn diejenigen in Braunschweig, welche ein böses Gewissen hatten, allerdings fürchten. Sie fanden es zu natürlich, daß der Herzog den Wunsch haben mußte, sich einst an den Urhebern seiner Leiden zu rächen, als daß sich dieselben nicht hätten fürchten sollen. Diese Furcht und dann hauptsächlich der Wunsch, die höchst angenehme Stellung, welche er im Herzogthum einnahm, noch möglichst lange zu behalten, bewog Herrn Schmidt-Phiseldeck, der darüber mit dem Grafen Münster und dem Könige von England ganz einig war, die Majoritätsfrage zweifelhaft zu machen. Zeit gewonnen, ist sehr viel gewonnen, das dachte der verrätherische Staatsdiener, welcher, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach, als souveräner Herr im Herzogthume Braunschweig waltete. Herr Schmidt speculirte gar nicht schlecht. Er wußte sehr wohl, daß der Herzog dem Ende seiner Minorität schon seit Jahren entgegenseufzte, wie ein Gefangener dem Tage seiner Frei-

lassung. Die Hoffnung auf diese Zeit hatte ihm allein Kraft gegeben, alle Leiden standhaft zu ertragen. Kam nun der so heiß ersehnte Augenblick, und mit ihm nicht die Freiheit, so mußte man von dem lebhaften und ungeduldigen Herzoge Aeußerungen des Mißfallens erwarten, die leicht der Art sein konnten, daß sie den Zorn des königlichen Vormundes erregten und diesen zu den strengsten Maßregeln veranlaßten. Bei dem rachsüchtigen und kleinlichen Charakter König Georgs IV. hatte Herr Schmidt gegründete Hoffnung, daß derselbe, wenn der Herzog seinen Stolz durch Widerstand beleidigte, alle Mittel gut heißen und in Bewegung setzen würde, um seinen verhaßten Neffen zu verderben. Der Graf von Alvensleben hatte dem Herzog in Hannover ziemlich klaren Wein über die Absichten des Königs eingeschenkt. Später ging seine offenherzige Unverschämtheit fast eben so weit, als die des Herrn von Linsingen; er sagte nämlich dem Herzoge: „daß der König alle seine Macht anwenden werde, um seinen Neffen erst viel später und vielleicht niemals für mündig zu erklären.“ Also das war es, worauf Graf Münster und Herr Schmidt hinarbeiteten. Wie niedrig erscheint nicht dieses würdige Paar, allein in wie viel erbärmlicherm Lichte steht Georg IV., der mächtige König von Großbritannien da, der sich von seinen Creaturen zu ihren niedrigen Absichten gebrauchen läßt! — Es handelte sich hier um nichts, als um einen offenbaren und unerhörten Mißbrauch der Gewalt, den sich wenigstens der König auch nicht einmal sehr große Mühe gab zu verbergen, oder zu bemänteln. Wie unhaltbar, wie vague sind die Gründe, durch welche er die unrechtmäßige Verlängerung der Vormundschaft in dem Briefe an die beiden Prinzen beschönigt, und wie perfid und zweideutig ist der Schluß desselben. Er spricht verblümt dasselbe aus, was Graf Alvensleben mit dürren Worten sagt. Der Brief schließt: „Ich gebe mich gern der Hoffnung hin, daß Ihr Betragen bis zu dieser Zeit (bis nach vollendetem 21. Jahre nämlich) mich zu dem Glauben berechtigen wird, daß Sie dann würdig sein werden, Andere zu beherrschen und Ihre eigene Angelegenheiten zu verwalten.“

Jeder weitere Commentar zu dem Briefe des Königs ist überflüssig. Er war an beide Brüder gemeinschaftlich gerichtet; dadurch gewann das Verfahren ein unpartheiisches Ansehen, es sollte scheinen, als handle man nur ganz einfach nach dem Rechte und nicht einzig und allein gegen den Herzog Carl. Wie sehr

man sich im Unrecht fühlte und befürchtete, daß die Beweise für die gerechten Ansprüche des Herzogs bekannt würden, geht aus einer Bekanntmachung hervor, die auf ausdrücklichen höhern Befehl in Braunschweig erlassen wurde. Wie wir erzählten, wurden dem Herzog Carl im Juni 1820 von dem Oberkammerherrn von Ende die Augen über seine Rechte geöffnet und die Beweismittel bekannt gemacht. Auf diese gestützt beantwortete der Herzog den oben angezogenen Brief des Königs. Bald darauf wurde jene Bekanntmachung erlassen. Sie lautet:

„Im Namen des vormundschaftlichen Regenten, Georgs IV. In der kürzlich von Herrn Hurlebusch veröffentlichten Schrift, über den Zeitpunkt der Mündigkeit für die Prinzen des Hauses Braunschweig, finden sich, und besonders über den Regierungsantritt des Herzogs Carl, glückseligen Andenkens, Nachweisungen, die solcher Art sind, so daß man versucht wird zu glauben, daß sie nicht anders zur Kenntniß des Verfassers gelangt sein können, als durch eine Mittheilung aus den Archiven. So viel Ursache wir nun auch haben, von der Discretion derjenigen Personen überzeugt zu sein, welche bei den herzoglichen Archiven angestellt sind, so nehmen wir nichts desto weniger diese Gelegenheit wahr, um den bei den Archiven Angestellten nochmals zu empfehlen, daß sie bei Mittheilung Alles dessen, was ihnen aus den Archiven bekannt werden könnte, die größte Vorsicht beobachten und um ihnen ins Gedächtniß zurückzurufen, daß ein für alle Mal kein in den Archiven deponirtes Aktenstück ohne unsre besondere Erlaubniß mitgetheilt werden darf."

Sechstes Kapitel.

Ankunft des Herzogs Carl in Wien. — Mißvergnügen des preußischen Hofes. — Unverschämtheit des Herrn Eigner. — Schwere Krankheit des Herzogs. — Nichtswürdiges Benehmen des Herrn Eigner während derselben. — Freundlicher Empfang am kaiserlichen Hofe. — Erste Zusammenkunft mit dem Fürsten Metternich. — Demüthigung der Gouverneure des Herzogs. — Liebenswürdigkeit des Fürsten. — Briefe des Grafen Münster und des braunschweigischen Geheimeraths-Kollegii. — Rathschläge des Fürsten Metternich und seine Versprechungen. — Sein Brief an König Georg IV. — Verlegenheit des Königs von England. — Antwort des Grafen Münster auf den Brief an den König. — Die Mündigkeit des Herzogs anerkannt. — Fernere Unterhandlungen mit dem Fürsten Metternich. — Versprechungen des Herzogs Carl. — Angenehmes Leben des Herzogs in Wien. — Zuvorkommenheit und Artigkeit der vornehmen Welt. — Diner bei dem Fürsten Metternich. — Interessante Bekanntschaften. — Der König von Neapel. — Der Herzog von Reichsstadt. — Abschiedsaudienz bei dem Kaiser. — Reise über Prag und Dresden.

Der Herzog kam endlich im Oktober 1822 nach Wien. In diesem Monate wurde er mündig und hätte dem Rechte nach die Regierung seines Herzogthums antreten sollen. In Wien hoffte er endlich eine Entscheidung zu erhalten, welche gleichsam in die Hände des Fürsten Metternich gelegt war. Dieser ausgezeichnete Staatsmann befand sich mit dem Kaiser in Verona. Der Herzog war sehr begierig auf die nähere Bekanntschaft dieses Ministers, über den Georg IV. sich in einem Briefe an den Herzog

sehr schmeichelhaft ausgesprochen hatte. In diesem Briefe schreibt der König: „Gehen sie nach Wien und lernen Sie dort vom Fürsten Metternich, wie man regieren muß, um vom Volke angebetet und gepriesen zu werden."

Der preußische Hof betrachtete diese Reise nach Wien durchaus nicht mit Gleichgültigkeit. Die anglo-österreichische Erziehung, welche der Herzog erhielt, wollte ihm gar nicht gefallen. Seit mehr als einem Jahrhundert war es der preußische Hof gewohnt, daß die braunschweigischen Prinzen und selbst die regierenden Herzöge als Generäle in der preußischen Armee dienten. Er konnte seine Empfindlichkeit darüber nicht bergen und gab sie deutlich dadurch zu erkennen, daß er das ihm von Georg IV. angebotene Schiedsrichteramt in Bezug auf die Frage über die Majorität ablehnte. Diese Gereiztheit des berliner Hofes war Georg IV. erwünscht, und er sorgte unter der Hand dafür, daß sie mehr erregt als beschwichtigt wurde. Die Behandlung, welche der Herzog seit seiner frühen Jugend von Seiten Preußens erfahren hatte, war eben nicht geeignet, ihn günstig für diesen Hof zu stimmen, und um auch andrerseits jede etwaige Annäherung für die Folge zu verhindern, erhielt Graf Münster den besondern Auftrag, diese Abneigung des Herzogs Carl zu erhalten und zu vermehren. Der Graf erfüllte die ihm gestellte Aufgabe nach besten Kräften. Er erinnerte ihn, so oft es anging, daran, daß ihn der König von Preußen einst an Napoleon hatte ausliefern wollen. „Preußen war es, sagte er, welches Bonaparte die Thore zum Herzogthum Braunschweig öffnete, indem es selbst sich Hannovers bemächtigte; es war allein an der Besitznahme der braunschweigischen Staaten schuld. Nachdem Ihr Großvater in der Vertheidigung Preußens gestorben war, nahm es das Herzogthum Oels in Schlesien in Besitz. Gedenken Sie der Offiziere, die auf Befehl Preußens erschossen wurden, weil sie dem unabhängigen Banner Ihres edlen Vaters gefolgt waren, und vergessen Sie niemals, wie sehr Sie die preußische Polizei verfolgte, um Sie zu verhindern, nach London zu entfliehen, und um Sie lebend in die Hände des Feindes Europas zu liefern. Nach Ihrer Mündigkeit sind Sie das Oberhaupt der aus einem Stamm entsprossenen Regentenfamilien Englands und Braunschweigs; der König hält es nicht für angemessen, daß Sie in solcher Stellung den Rang eines preußischen Generals bekleiden und er hofft, daß von Ihnen die Art nie ver-

geſſen werde, wie Preußen die ihm von Ihrer Familie ſeit länger als einem Jahrhundert geleiſteten Dienſte vergolten hat."

Wie wir im vorigen Kapitel erzählten, war es dem Herrn Eigner gelungen, durch Bitten und Verſprechungen ſeinen Platz bei dem Herzoge zu behaupten. Er war dieſem natürlich nach Wien gefolgt; allein ſeine Unverſchämtheit hatte er nicht abgelegt, wie durch unzählige Beiſpiele erläutert werden könnte, wenn es uns nicht anekelte, dergleichen Dinge zu oft zu wiederholen. Nur einen Fall wollen wir hier erzählen, der durch einen Augenzeugen, dem Kammerherrn von Hohenhorſt, in folgendem Briefe mitgetheilt wird:

„Zu Ende des Jahres 1822, oder in den erſten Tagen des darauf folgenden Jahres waren Se. Durchlaucht eines Abends, um die Oper Blaubart zu hören, in einer Loge des Kärnthnerthor-Hoftheaters zu Wien, und in Höchſtihrem Gefolge der Hofrath Eigner und ich. Die Vorſtellung hatte bereits angefangen, als Se. Durchlaucht, wie ich glaube, eine frühere Unterredung mit mir fortſetzend, in der Loge mit mir ſprachen. Der Hofrath Eigner, wahrſcheinlich in der Meinung, daß dieſes Sprechen von den Nachbarn gehört würde, ſagte, nachdem das Sprechen noch einige Zeit gewährt, folgende oder ganz ähnliche Worte mit unverkennbarer Heftigkeit zu Sr. Durchlaucht: „Wenn Sie nicht ruhig ſind, ſo werden Sie hinaus gebracht werden;" worauf Se. Durchlaucht erwiederte: „„Ich möchte doch ſehen, wer mich hinaus bringen will."" „Die Polizei," war die Antwort des Hofraths Eigner. Se. Durchlaucht entgegneten hierauf noch etwas, doch weiß ich mich deſſen nicht genau zu erinnern."

gez. Baron von Hohenhorſt.

Gegen dieſes unverdächtige Zeugniß wird wohl Niemand einen Zweifel haben können. Der hier erzählte Vorfall, der noch keineswegs zu den Schlimmſten ſeiner Art gehört, beweiſt hinlänglich, welch ein ungehobelter und ungeſchliffener Patron dieſer Eigner war. Wir müſſen in der That die Geduld des Herzogs bewundern, der bereits ſein 18. Jahr zurückgelegt hatte und wohl darauf Anſpruch machen konnte, nicht länger als ein Kind und jedenfalls anſtändig behandelt zu werden.

Die Grobheit und Rückſichtsloſigkeit dieſes fatalen Eigners wurde um dieſe Zeit dem Herzoge beinahe tödtlich. Die Fürſtin Eſterhazy gab ihm einen Ball. Während des Tanzes wurde der Hut des Herzogs vertauſcht. Da er den an Stelle des feini-

gen zurückgelassenen nicht aufsetzen wollte, so stieg er ohne Hut in den Wagen. Da es mitten im Winter und sehr kalt war, so hatte man die Fenster desselben geschlossen. Obgleich Herr Eigner nach seiner Gewohnheit weder einen Mantel noch einen Ueberrock trug, so behauptete er doch vor Hitze umzukommen, und ließ die Fenster des Wagens herunter, um einen Luftzug zu erzeugen. Der Wind wehte scharf, und der Hagel rasselte gegen den Wagen, und es ist kaum zu glauben, daß Herr Eigner sich dabei in der leichten Kleidung hätte wohlbefinden sollen; allein seine Gesundheit lief dabei nicht Gefahr, wie die des Herzogs, der viel getanzt hatte und noch durch und durch naß war. Noch an demselben Abend befand er sich sehr unwohl und war am Morgen so krank, daß er im Bette bleiben mußte. Das ganze Zimmer drehte sich um ihn herum und sein Zustand war drei Monate lang so gefährlich, daß man oft für sein Leben besorgt war.

Während dieser Krankheit machten sich die Gouverneure, ganz besonders aber Herr Eigner, so unangenehm als möglich. Der Hof, der unterdessen von Verona zurückgekehrt war, sandte dem Herzoge drei Aerzte. Diese hatten auf das Strengste befohlen, daß man im Zimmer kein Geräusch machen und keinenfalls die Fenster öffnen solle; überhaupt empfahlen sie dringend an, Alles zu vermeiden, was den reizbaren Zustand des Herzogs vermehren, oder ihn aufregen könne. Man sollte fast glauben, daß Herr Eigner sich die Vorschriften der Aerzte nur so genau einprägte, um ihnen auf alle mögliche Weise entgegenhandeln zu können. Er schien förmlich die Augenblicke abzupassen, in denen es dem Herzog endlich gelungen war, in Schlaf zu fallen. Dann trat er mit möglichstem Geräusch ins Zimmer und weckte den Herzog, indem er ihn am Arme ergriff. Dann deklamirte er mit lauter Stimme, das Buch in der Hand, die Verse, welche er am Abend vorher im Theater gehört hatte, und der Spitzbube behauptete, dies nur zur Unterhaltung des Herzogs zu thun. Schlief derselbe endlich trotz des Geschnarrs wieder ein, so nahm dies Herr Eigner für eine Beleidigung und warf dem Herzoge mit aller ihm eigenthümlichen Grobheit vor, daß dieser seiner Deklamation keine Aufmerksamkeit schenke, nur um ihn zu beleidigen. Dann wandte er sich kurz auf dem Hacken herum, riß die Fenster auf und schrie wie ein Besessener: „Man erstickt bei Ihnen!“ Hatte er seiner Wuth so durch Geschrei hinlänglich Luft gemacht, dann ging er endlich, sich vergnügt die Hände reibend.

Der Herzog war bereits drei Monate in Wien, als er krank wurde; seine Krankheit dauerte eben so lange und es waren also sechs Monate verflossen, ehe er die beim Beginn seiner Krankheit von dem Congreß zu Verona nach Wien zurückgekehrten Kaiser von Oesterreich und die Kaiserin sehen konnte. Die hohen Herrschaften empfingen ihn mit der größten Freundlichkeit und waren so gütig, ihm ihr Vergnügen darüber auszudrücken, die in Tegernsee angeknüpfte Bekanntschaft fortsetzen zu können. So freundlich der Kaiser aber auch war, so beobachtete er gegen den Herzog dasselbe Schweigen über dessen Angelegenheiten, wie zu Tegernsee; er hatte dieselben ganz und gar dem Fürsten Metternich überlassen. Wenige Tage nach dem ersten Ausgange des Herzogs ließ dieser auch durch den Obersten von Dörnberg um eine Audienz ersuchen. Der Herzog hielt es für angemessen, diesem Besuche zuvorzukommen und machte ihm zuerst die Visite. Er trug bei dieser Gelegenheit die Uniform eines englischen Husarenregiments, zu dessen Obersten ihn Georg IV. wohl weniger deshalb ernannt hatte, um ihm einen Rang in seiner Armee zu geben, als um ihn zu verhindern, die Uniform seiner eigenen Truppen zu tragen. Der Oberst von Dörnberg, der Hofrath Eigner und der Kammerherr von Hohenhorst begleiteten den Herzog nach der österreichschen Staatskanzlei.

Diese Visite gab Veranlassung zu einer Demüthigung der Gouverneure, die ihnen der Herzog von Herzen gönnte. Fürst Metternich empfing diesen mit großer Auszeichnung. Während der Herzog allein in das Cabinet des mächtigen Ministers geführt wurde, mußten seine Gouverneure im Vorzimmer warten. Sie waren nicht wenig verdrossen über diese unfreiwillige Trennung von ihrem Zögling und machten ein ziemlich einfältiges Gesicht; allein der Respect fesselte ihre Zungen, denen sie dafür nach der Zuhausekunft freien Lauf ließen. Sie konnten sich nicht mißbilligend genug über die „Insolenz" des Fürsten Metternich äußern.

Diese erste und lange Unterredung mit dem Fürsten war für den Herzog zu wichtig und merkwürdig, als daß er sie nicht getreu im Gedächtniß behalten haben sollte. Wir theilen hier die Hauptpunkte so genau als möglich mit. Beide, der Herzog und der Fürst, waren allein im Cabinet des Letzteren. Nach den ersten üblichen Bewillkommnungskomplimenten wußte der Fürst so geschickt zur Sache zu kommen, die man verhandeln wollte, daß der Herzog den Uebergang gar nicht bemerkte. Man konnte nicht liebens-

würdiger und gewinnender sein, als der Fürst während dieser ganzen Zusammenkunft. Er wußte sich so geschickt auf den Standpunkt herabzulassen, der dem Alter des Herzogs angemessen war; er behandelte die wichtige Sache, welche diese Unterredung veranlaßte, mit einer so wohlwollenden Leichtigkeit, daß der Herzog hingerissen und gezwungen wurde, ihm frei und offen seine Anschauungsweise und seine Gefühle auszudrücken. Die Unterhaltung dauerte etwa eine Stunde, allein sie verging dem Herzoge so schnell, daß sie ihm wie eine einzige Minute erschien.

Unter Anderm sagte der Fürst zum Herzoge: „Man hat mir Sie als einen unruhigen, heftigen Prinzen geschildert, der keinen Widerspruch ertragen kann und dem es selbst an dem gewöhnlichen Verstande fehlt; ich finde nichts von dem Allen. Sie haben Alles das, was man Ihnen angethan und noch anthut, Alles das, was ich Ihnen absichtlich sagte, mit Geduld und Sanftmuth ertragen. Sie haben mir verständige Antworten gegeben und mich niemals unterbrochen, um mir zu widersprechen; ich finde Sie daher durchaus anders, als man Sie mir geschildert hat, und von diesem Gesichtspunkt ausgehend will ich mit Ihnen reden, und bitte Sie, mich anzuhören: Ich halte Sie des Vertrauens würdig und will der Erste sein, der es Ihnen beweist.“ Hierbei legte der Fürst dem Herzoge die ganze, die Mündigkeit betreffende Correspondenz vor.

Aus diesen Briefen *) ging deutlich hervor, daß der Graf Münster den Herzog bei dem Fürsten Metternich vielfach angeklagt hatte; daß er von ihm verlangte, er möge seinen Einfluß dahin anwenden, daß der Kaiser zu seinen Gunsten gegen den Herzog von Braunschweig entschiede. In diesen Briefen versichert Graf Münster auch, er sei vollkommen davon unterrichtet, daß der Herzog öffentliche Schritte zu thun beabsichtige, um sich in Besitz des Herzogthums zu setzen. Graf Münster hatte diesen Briefen die Abschriften der Berichte beigefügt, welche er von Braunschweig erhalten hatte, um zu beweisen, daß die unter Leitung des Herrn Schmidt-Phiseldeck stehende Regierung dieses Landes jedem Versuche des rechtmäßigen Herrschers mit offener Gewalt widerstehen und selbst kein Mittel unversucht lassen werde, denselben festzunehmen und dem Könige in casu casum auszuliefern.

---

*) Aktenst. Nro. 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31 und 32.

Nachdem der Herzog diese Depeschen durchgesehen hatte, fuhr Fürst Metternich fort: „Ich bitte Sie, gnädigster Herr, und das in Ihrem eigenen Interesse, niemals den Versuch zu machen, Sich auf thätliche Weise in den Besitz Ihrer Staaten zu setzen.“ Als der Herzog Carl versichert hatte, daß er eine solche Absicht niemals gehabt habe, fuhr der Fürst fort: „Nun gut! befolgen Sie meinen Rath, verlassen Sie sich ganz auf mich und ich verspreche Ihnen, daß Sie in sechs Monaten an der Spitze Ihrer Regierung stehen und von dem Könige in aller Form für mündig erklärt sein sollen.“

Der Herzog versprach, was der Fürst verlangte, und fügte hinzu, daß er sich ohne Rückhalt und mit vollstem Vertrauen unter seinen Schutz begebe. Hierauf nahm Fürst Metternich wieder das Wort:

„Der Hauptgrund, welchen der König, Ihr Vormund, einwirft und der einzige, den ich, wenn er Grund hätte, entschuldigen würde, ist die Furcht, daß sein noch so junger Neffe sich nach dem Beispiele seines Vetters, des Königs von Württemberg, von den liberalen Ideen des Jahrhunderts verführen lassen möchte. Nichts, sagt er, würde unheilbringender und mehr zu fürchten sein, als wenn in Folge der zwischen Ihnen und Ihrem Onkel entstandenen Differenzen Ihr Name ein Anhaltepunkt für die deutschen Demagogen würde, denen nichts erwünschter sein könnte, als sich des Namens eines deutschen Regenten und besonders des Hauses Braunschweig, für ihre unheilbringenden Pläne zu bedienen. Lassen Sie sich hiermit ja nicht ein.“

Der Herzog war nicht wenig erstaunt über diese Reden des Fürsten Metternich. Er hatte in seinem ganzen Leben nichts von Demagogen und Liberalen gehört. Diese Unwissenheit, besonders in jener Zeit, würde unglaublich scheinen, wenn man nicht wüßte, wie der Herzog erzogen wurde, und daß seine Gouverneure auf das Sorgfältigste bemüht waren, ihm Alles zu verbergen, was in der politischen Welt vorging, und ihre lächerliche Vorsicht so weit zu treiben, daß sie ihm nicht einmal erlaubten, die Zeitungen zu lesen.

Nach dieser ersten Unterredung schrieb der Fürst Metternich nach London, daß der Herzog ihn beauftragt habe, Se. Majestät zu bitten, die Vormundschaft noch ein Jahr lang behalten zu wollen. Dieser Brief mußte den König sehr in Verlegenheit setzen, denn nahm er den Vorschlag, die Vormundschaft noch ein Jahr

zu behalten, an, so gab er dadurch auch dem Herzoge das Recht, diese Bitte zurückzunehmen, was ihn genöthigt haben würde, die Vormundschaft sogleich niederzulegen. Verwarf er dagegen den Vorschlag, so mußte er bei seiner früheren Behauptung bleiben, daß die braunschweigischen Prinzen erst weit später mündig würden, oder er mußte beweisen, daß der Herzog, trotz seiner 18 Jahre, nicht fähig sei zu regieren. Beides konnte er nicht ohne die von ihm selbst dazu bestimmten Schiedsrichter zu beleidigen. Diese waren mit dem Könige sehr verschiedener Meinung in Bezug auf das Ende der Minderjährigkeit der braunschweigischen Prinzen, und was die Fähigkeiten und Neigungen des Herzogs anbetraf, so hatte der Fürst Metternich sich so günstig darüber ausgesprochen, daß weder der Graf Münster noch der König auf dieses Kapitel zurückkommen konnten. So von allen Seiten in die Enge getrieben, mußte er dem Herzog Carl Gerechtigkeit widerfahren lassen. Verwirrung und Scham diktirten dem Grafen von Münster folgende Antwort:

„Se. Majestät kann das Anerbieten des Herrn Herzogs nicht annehmen, ohne indirect anzuerkennen, daß Se. Durchlaucht mit dem 18. Jahre mündig geworden ist; Sie wird die Vormundschaft nur bis zum 30. Oktober 1823 fortführen."

Während seines Aufenthaltes in Wien hatte der Herzog noch mehrere Konferenzen mit dem Fürsten Metternich. In einer derselben sagte der Minister dem jungen Herzoge Folgendes: „Wenn Sie in sechs Monaten die Zügel der Regierung selbst ergreifen, so werde ich mein Möglichstes gethan haben, um für Sie dieses Resultat zu erzielen; aber ich habe nicht vergessen, daß Sie mir das Versprechen gaben, meinem Rathe zu folgen. Jetzt bitte ich Sie um eine neue Gefälligkeit. Der König sagte, daß Sie zu jung wären und Ihnen die nöthige Charakterstärke fehle, um sich selbst und Andere zu beherrschen. Ich habe das Gegentheil behauptet. Kompromittiren Sie mich also nicht in dieser Beziehung. Zeigen Sie, daß Ihre Jugend kein Hinderniß ist, sich selbst und Andere zu beherrschen. Um meinen Absichten, die durchaus nur zu Ihrem Vortheile sind, ganz zu genügen, ist es nöthig, daß Sie, wenn Sie in Braunschweig ankommen, Alles in dem Zustande lassen, wie Sie es finden. Schreiten Sie auf der schon vorgezeichneten Bahn fort; zeigen Sie sich gegen Niemand ungnädig, selbst nicht gegen Herrn von Schmidt und seine Kreaturen, obgleich Sie nach den Briefen, welche ich Ihnen mittheilte, sehr

zu entschuldigen wären, wenn Sie diese Menschen von Ihrer Person und den Geschäften des Herzogthums entfernten, und ich gestehe, daß dies selbst Jemand thun würde, der reifer an Jahren ist als Sie. Es ist jedoch für Ihr künftiges Interesse durchaus nothwendig, daß Sie die Augen so lange als möglich zu schließen wissen. Kommt in Ihrer Regierung irgend ein Umstand vor, der Sie in Verlegenheit setzt, irgend eine Schwierigkeit, die Ihnen zu schwierig scheint, um sie selbst zu lösen, so wenden Sie sich an mich, wie an einen alten Freund, wie an einen Vater. In dem Falle, wo dergleichen Umstände eintreten sollten, gebe ich Ihnen drei Wege der Mittheilung an: erstlich können Sie in aller Sicherheit mit mir durch Vermittelung des Grafen Spiegel von Desemberg korrespondiren, den ich von heute an zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister des Kaisers an ihrem Hofe ernennen werde. Dann können Sie sich auch, wenn es Ihnen passend erscheint, des braunschweigischen Gesandten bedienen, den Sie als Minister-Resident zu Wien akkreditiren werden. Im Fall, daß Sie in Braunschweig Niemand finden sollten, der Ihnen für diesen Posten geeignet scheint, so werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen einen sichern Mann zu empfehlen, der Ihr ganzes Zutrauen verdienen wird. Der dritte Weg endlich wird der durch besondere Kouriere sein, welche Sie direkt an mich adressiren, und durch welchen ich Ihnen meine Antworten ganz unverzüglich übersenden werde.

Da ich vermuthe, daß Ihnen eine diplomatische Verbindung mit Hannover nicht sehr erwünscht ist, und doch ein Gesandter dieses Königreichs Ihr Herzogthum bei dem deutschen Bunde repräsentirt, so denke ich mir, daß Sie sich bei demselben anders repräsentiren zu lassen wünschen werden. Jedoch bitte ich Sie, diesen Umstand genau zu prüfen und von dem Hauptgesichtspunkte aus zu betrachten, den ich Ihnen angegeben habe, daß man nämlich vermeiden muß, dem Könige, Ihren Vormund, durch irgend eine Maßregel zu nahe zu treten. Ich möchte wohl, wenn sich dies ohne große Umstände thun ließe, Ihre Stimme bei dem Bundestage mit der des Herzogs von Nassau vereinigt sehen, der Schwager des Erzherzogs Carl, und auf der Seite unsrer Monarchie ist, und einen vortrefflichen Verstand hat. Einerseits freilich würde man es seltsam finden, wenn Sie Ihr Herzogthum beim Bundestage durch den Baron von Marschall repräsentiren ließen, der Premierminister des Herzogs und schon sein Repräsentant beim

Bunde ist, weil in wichtigen Angelegenheiten, wo es wenigstens 500,000 Seelen erfordert, um eine Stimme zu haben, Ihre beiden Herzogthümer nur eine Stimme haben würden. Andrerseits ist es aber nur zu bekannt, daß der nassauische Gesandte sich immer bereit gezeigt hat, durch seine Stimme die Wünsche zu verstärken, welche Se. Majestät der Kaiser durch seinen Präsidenten zu Frankfurt ausdrücken zu müssen glaubte. Man muß daher in dieser Sache mit eben so viel Klugheit als Vorsicht zu Werke gehen, übereilen Sie sich nicht damit, Ihren Repräsentanten zu ändern; warten Sie ab, bis sich eine günstige Gelegenheit darbietet. Wenn z. B. Georg IV. seinen jetzigen Gesandten am Bundestage, der Sie bis zu diesem Tage an demselben vertreten hat, zurückrufen ließe, so könnten Sie dazu einen andern ernennen.

Es ist da noch ein anderer delikater Punkt, über welchen ich mich ganz offen gegen Sie aussprechen muß: Ich könnte den Grafen Spiegel von Desemberg nicht für beständig an Ihrem Hofe residiren lassen, ohne den Verdacht und die Eifersucht Ihres Exvormundes zu erregen; er muß daher zu gleicher Zeit in Hannover und in Cassel akkreditirt sein; allein ich werde schon dafür sorgen, ihm solche Instruktionen zu geben, denen gemäß er oft wird nach Braunschweig kommen müssen.

Diese Selbstverläugnung, dieses Opfer, dessen Werth ich eben so sehr erkenne wie seine Nützlichkeit, verlange ich von Ihnen nur während drei Jahren. Der König hat die Behauptung aufgestellt, daß sie wenigstens noch so viel Jahre zu jung wären, um zu regieren; ich habe dem widersprochen; Ihre Sache ist es jetzt, zu beweisen, daß ich mich nicht geirrt habe."

Nachdem der Fürst Metternich so gesprochen hatte, reichte er dem Herzoge die Hand. Dieser schlug ein, zum Zeichen, daß er mit Allem einverstanden sei, was man ihm so eben empfohlen hatte.

Abgesehen von der Krankheit, welche der Herzog zu überstehen hatte, gefiel ihm der Aufenthalt in Wien ganz außerordentlich. Er wohnte Anfangs in der Jägerzeile. Die vornehme Welt zeigte sich gegen ihn ganz vorzüglich zuvorkommend, und der Herzog wußte fortwährend nicht, wie er es anfangen sollte, all diesen Einladungen zu genügen, mit denen man so freundlich war, ihn zu überhäufen. In dieser Zeit machte auch der Herzog die erste Bekanntschaft der zukünftigen Schwiegermutter des Fürsten Metternich und ihrer Tochter, Fräulein von Laycamp. Es war dies bei einem Diner, welches der Fürst dem Herzoge gab. Dieser sah

bei derselben Gelegenheit zum ersten Male Herrn von Münch-Bellinghausen, der als Präsident des deutschen Bundes Herrn von Buol-Schauenstein ersetzen sollte.

Gerade als der Herzog nach Wien kam, war dort auch der Herzog von Kumberland. Von dem Kongreß von Verona brachte der Kaiser den König von Neapel mit, den eben keine angenehme Veranlassung zu dieser Reise trieb. Er war, wie bekannt, durch eine Revolution im Königreich beider Sicilien, deren Hauptheerd in Neapel war, gezwungen worden, seine Staaten zu verlassen. Auch hatte der Herzog in Wien mehrmals Gelegenheit, den jungen Napoleon zu sehen, den man dort niemals anders als Franz nannte. Die beiden jungen Fürsten trafen sich häufig auf Promenaden, bei den Hoffesten und Diners der kaiserlichen Familie. Später werden wir auf ihre Bekanntschaft zurückkommen.

Nachdem nun also die Streitigkeiten Georgs IV. mit seinem Neffen durch Vermittelung des Fürsten Metternich auf die angegebene Weise beigelegt waren, bereitete sich der Herzog Carl zur Abreise aus Wien vor, um sein Herzogthum endlich in Besitz zu nehmen. Er hatte eine Abschiedsaudienz beim Kaiser. Am Ende derselben umarmte ihn Franz I. mit väterlicher Freundlichkeit, und schmückte ihn eigenhändig mit dem Großkreuz des ersten Ordens seiner Monarchie.

Der Herzog reiste über Prag und Dresden. König Friedrich August, den die heilige Alliance für seine Treue gegen Napoleon so unwürdig plünderte, empfing ihn mit der größten Auszeichnung. Die ganze königliche Familie war damals in Dresden beisammen, und befand sich dort auch eine Cousine des Herzogs, eine Prinzessin von Baiern, welche einen sächsischen Prinzen geheirathet hatte, wie auch der nachherige König Anton und der jetzige König von Sachsen.

Siebentes Kapitel.

Einzug des Herzogs Carl in Braunschweig. — Georg IV. hält dem Herzoge sein Privatvermögen zurück. — Graf von Alvensleben nimmt den Abschied. — Der Herzog gefesselt durch das dem Fürsten Metternich gegebene Versprechen. — Das Geheimeraths-Kollegium. — Unwürdiges Betragen des Herrn von Schmidt-Phiseldeck. — Der Platz des Premier-Ministers bleibt leer. — Anonyme Briefe. — Warnung vor Vergiftung. — Bösartige Pferde. — Beinbruch. — Entdeckte Spitzbüberei des Herrn von Schmidt-Phiseldeck. — Merkwürdige Uebereinstimmung der Geheimeräthe. — Unwürdiges Spiel. — Wichtige Staatsangelegenheit. — Vermehrung der Truppen. — Schlechter Zustand der Finanzen. — Hof des Herzogs. — Der Herzog entledigt sich seiner Erzieher. — Wahl eines Adjutanten. — Prinz Wilhelm von Georg IV. begünstigt. — Familientrauer. — Prinz Wilhelm und die Orgien. — Die Engländer. — Ein insultirter Bürger. — Fühlbare Rache desselben.

Herzog Carl blieb eine kurze Zeit in Dresden, da er erst seinen zwanzigsten Geburtstag abwarten wollte, um in seine Hauptstadt einzuziehen. Endlich am 30. Oktober 1823 überschritt der Herzog die Grenzen seiner Staaten, die man ihm auf ungesetzliche und unrechtmäßige Weise ein Jahr lang vorenthalten hatte. Wir wollen uns nicht lange bei den Empfangsfeierlichkeiten aufhalten, die überall ungefähr dieselben sind. An der Grenze empfingen den Herzog im Namen der vormundschaftlichen Regierung der Hofjägermeister Graf Veltheim und der Oberstallmeister von Deynhausen. Sie begleitete der Baron von Münchhausen, Gouverneur des Prinzen Wilhelm von Braunschweig, um denselben wegen seines

Nichterscheinens zu entschuldigen. Der Prinz hatte sich das Hüftgelenk verrenkt, was ihm noch viele Schmerzen verursachte und ihn verhinderte, seinen Bruder an der Grenze des Landes zu empfangen.

Die Eskorte, welche den Herzog nach seiner Hauptstadt geleiten sollte, bestand aus einer Abtheilung Kavallerie und einigen hundert Forstbeamten. Da sie auf Befehl und der Etiquette wegen erschienen waren, so legte der Herzog auf ihre Anwesenheit auch nicht mehr Werth, als es der Sache angemessen war; allein wahrhaft erfreute und rührte es ihn, die Menge der Landleute zu sehen, welche zu Pferde aus allen Theilen des Herzogthums herbeigeeilt waren, um ihren jungen Fürsten auf das Herzlichste willkommen zu heißen. Die freiwillige Huldigung des Volkes war dem Herzoge bei Weitem mehr werth, als aller kommandirte Pomp.

Vor der Stadt Braunschweig war die zahlreiche Bürgergarde zu Fuß und zu Pferde aufgestellt. Alle Straßen, durch welche der Herzog passiren mußte, um zum Schlosse zu gelangen, waren mit einer Menschenmenge bedeckt, die ihrem jungen Herzoge freudig entgegenjauchzte. In seinem Enthusiasmus wollte das Volk die Pferde von dem Wagen spannen und diesen selbst in die Stadt ziehen; allein der Herzog verbat sich diese Ehre, die ihm für das Volk etwas Entwürdigendes zu haben schien. Die Bürgergarde hatte genug zu thun, um dem Zuge nur einen Weg durch dies treue und brave Volk zu bahnen. Der zurückgeschlagene Wagen des Herzogs, in welchem dieser neben dem unvermeidlichen Obersten von Dörnberg saß, wurde von zahlreichen Offizieren zu Pferde begleitet, an deren Spitze sich der Militairgouverneur von Braunschweig befand.

Dicht vor den Thoren empfing den Herzog der Bürgermeister mit den Schöppen des Rathes, und überreichte ihm, dem alten Gebrauche gemäß, die Schlüssel der Stadt und einen mit Wein gefüllten goldenen Becher. Alle Fenster der Straßen, durch die der Herzog fuhr, waren mit geschmückten Damen besetzt, die zum Zeichen der Freude und des Grußes mit ihren Tüchern wehten. Auf dem Schloßplatze, wo die Garnison der Stadt aufgestellt war, stieg der Herzog aus und ging nach der Ehrentreppe, an deren Fuß ihn der Prinz Wilhelm, der noch bedeutend hinkte, der Graf von Alvensleben, Präsident des geheimen Raths-Kollegii und die geheimen Räthe von Schmidt-Phiseldeck und von Schleinitz empfingen. Darauf begab sich der Herzog mit dem Prinzen Wilhelm,

gefolgt von seinem ganzen Hofe, dem Generalstabe der Truppen und den Repräsentanten der Stadt und der Bürgergarde ins Schloß. Damals herrschte noch die innigste Freundschaft zwischen den beiden fürstlichen Brüdern; ihre Freude, sich nach so langer Trennung wieder zu sehen, war sehr groß und aufrichtig; wenigstens kann dies in Bezug auf den Herzog Carl auf das Bestimmteste behauptet werden.

König Georg IV. schien geflissentlich zeigen zu wollen, daß er nur gleichsam aus Gefälligkeit gegen Oesterreich und der Form wegen darin gewilligt habe, dem jungen Herzoge die Regierung zu übergeben; der That nach sollte Alles, so hoffte man, beim Alten bleiben. Wenn Ceremonien und dergleichen auch an und für sich unwesentlich, ja meistens lächerlich sind, so hat man sie doch bis jetzt noch nicht abgeschafft, und dienen sie noch häufig zum Maßstab für die Wichtigkeit, welche man einer Handlung beilegt, oder für die Achtung, welche man einer Person zollt. Der Regierungsantritt eines jungen Fürsten, der lange schon hindurch unter Vormundschaft stand, ist ganz gewiß ein wichtiger Akt, und konnte der Herzog wohl verlangen, daß man denselben mit allen gehörigen Förmlichkeiten vollzog. Jedenfalls hätte es der Anstand erfordert, daß der König von England den Herzog von Cambridge, oder doch wenigstens den Grafen Münster nach Braunschweig geschickt hätte, um in seinem Namen dem Herzoge die Regierung zu übergeben. Wollte Georg IV. seine Empfindlichkeit einmal zeigen, nun so brauchte er dies durch keinen feierlichen Akt thun zu lassen; eine einfache Rede würde genügt haben, um der ganzen Uebergabe der Regierung wenigstens einen legalen und offiziellen Anstrich zu geben. Jedes Pupillen-Kollegium, jeder Vormund hält es für seine Pflicht, seinen mündig gewordenen Mündel Rechnung über die Verwaltung seiner Angelegenheiten, seines Vermögens während der Minderjährigkeit abzulegen, und durfte dies auch der Herzog von der vormundschaftlichen Regierung, von seinem Vormunde, dem Könige, mit vollem Fug und Recht erwarten. Von dem Allen geschah nichts. Der Herzog fand in Braunschweig Niemand vor, als den Minister Grafen Alvensleben, der nur den Mund öffnete, um noch am Einzugstage des Herzogs seinen Abschied zu fordern. Ferner fand er da den geheimen Rath Schmidt, der erklärte, daß er über die Handlungen der vormundschaftlichen Regierung nicht Rede und Antwort zu geben habe, da er nicht Premier-Minister gewesen sei. Ebenso verwahrte er sich gegen alle Verantwortlich-

keit wegen der Verwaltung, unter dem Vorwande, daß er nicht offiziell an der Spitze derselben gestanden habe. Zugleich eröffnete dieser Verräther dem Herzoge: daß, wenn der König von England denselben auch in Bezug auf die Regierung seiner deutschen Staaten für mündig erkenne, er dies doch keineswegs in Bezug auf die Verwaltung seines Vermögens, und besonders dessen nicht thun könne, welches in der englischen Bank deponirt sei, da dies ihm die englischen Gesetze nicht erlaubten. Aus diesen Gründen würde der König das Privatvermögen des Herzogs noch fernerhin verwalten, woraus hervorgehe, daß er, Schmidt-Phiseldeck, die Gelder, welche in seinen Händen wären, dem Herzoge nicht herausgeben könne, als bis dieser das 21. Jahr erreicht habe. Bis dahin habe er nur dem Könige von England Rechnung abzulegen, dem er allein dafür verantwortlich sein könnte.

Welche Nichtswürdigkeit, welche Beleidigung für das Volk liegt in diesem Raisonnement! Heißt dies nicht mit deutlichen Worten eingestehen: Geld liegt uns weit mehr am Herzen und scheint uns weit wichtiger, als das Wohl eines ganzen Volkes? Man hielt also den Herzog für fähig, oder gab ihm wenigstens das Recht, ein Volk zu regieren, Gesetze und Befehle zu erlassen; man legte das Schicksal einer Nation in seine Hände und sprach ihm den Verstand ab, um elende Summen Geldes gehörig zu verwenden!

Der Herzog fühlte sehr gut die Bedeutung dieser Machinationen. Er sah ganz klar, daß wenn der König auch durch Vermittelung Oesterreichs gezwungen war, nachzugeben, er dies wenigstens nur in der Form, nicht in der That thun wolle. In der Hauptsache sollte Alles bleiben wie es war. Die Vormundschaft sollte fortgesetzt werden, und man hoffte, daß es den würdigen Erziehern so gut gelungen sein würde, den Geist des Herzogs zu demüthigen, ihn so dumm zu machen, daß er sich ohne Widerrede allen Anordnungen fügen würde. Um nun ja recht sicher zu gehen, im Fall, daß man sich in dieser Voraussetzung getäuscht hätte, und immer ein Mittel zu haben, den Herzog zu zwingen, wenn er sich widersetzen sollte, hielt man ihm sein Vermögen zurück. Dies blieb gleichsam als Geißel für den Gehorsam des Herzogs in den Händen des Königs von England.

Die Stellung des Herzogs in Braunschweig war zu jener Zeit wahrhaftig eine sehr schwierige, und in derselben sich angemessen zu bewegen, wäre selbst für einen erfahrenen Diplomaten

schwierig gewesen, der in der Kunst, sich zu beherrschen und zu verstellen, vollkommen geübt ist; um wie viel schwieriger mußte sie für einen jungen, lebhaften Mann sein, den man behandelt hatte, wie den Herzog. In seinem Innern kochte es, wenn er an die erlittenen Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten dachte, die ihm von der vormundschaftlichen Regierung widerfahren waren. Jeder Billigdenkende, der die vorhergehenden Kapitel mit Aufmerksamkeit und mit nicht ganz abgestumpftem Gefühl gelesen hat, wird es sehr begreiflich finden, daß der Herzog gegen diese vormundschaftliche Regierung und gegen deren nichtswürdige Werkzeuge mit dem tiefsten Grimm erfüllt war, daß er den Wunsch hatte, all' diese Schufte zum Teufel zu jagen, die sich verbündet hatten, um ihn zu quälen und wo möglich gänzlich zu verderben. Welche Qual mußte es ihm nicht verursachen, diese Menschen beständig um sich zu sehen! Mit diesem Schmidt-Phiseldeck fortwährend zu reden, von dessen verrätherischer Nichtswürdigkeit er die Beweise schwarz auf weiß gesehen hatte. Aber den Herzog band ein heiliges Versprechen, und er hatte Kraft genug, es zu halten, so schwer diese Schufte es ihm auch machten. Sie sahen den Herzog durch sein Wort gebunden, und es machte ihnen Freude, den Gefesselten zu reizen. Anstatt durch ihr Benehmen gegen den Herzog das Geschehene vergessen zu machen, gingen sie absichtlich darauf aus, ihn zu erzürnen und zu heftigen Schritten zu verleiten, damit Georg IV. sagen könnte: Seht ihr, ich habe Recht gehabt, der Herzog ist noch zu jung, um zu regieren. Sie setzten alle Rücksichten aus den Augen, die sie ihm als ihren Fürsten und Gebieter schuldig waren, sie behandelten ihn, als stünde er noch immer unter ihrer Vormundschaft. So jung und heftig der Herzog auch war, er gewann es über sich, diese Leute um sich zu leiden, die ihn plünderten wo sie konnten, ja ihnen selbst ein heiteres Gesicht zu zeigen.

Bei der Ankunft des Herzogs bestand das Geheimeraths-Kollegium aus dem Minister Grafen von Alvensleben, den Geheimräthen, Schmidt-Phiseldeck und von Schleinitz, und den beiden Staatssekretären, Baron von Bülow und Eschenburg. Besser konnte man Georg IV. und seinen Absichten nicht dienen, als durch die Art der Zusammensetzung dieses Kollegii. Schmidt-Phiseldeck war die Seele desselben und die andern nur Maschinen, welche unterschrieben, was er für gut fand, ihnen zur Unterschrift vorzulegen.

Der Herzog wohnte den Sitzungen dieses Kollegii bei. Er saß am obern Ende einer mit grünem Tuche bedeckten Tafel, auf welcher Dokumente und Papiere aller Art lagen, auf einem vergoldeten, mit karmoisin Sammet überzogenen Sessel, auf dessen Lehne eine königliche Krone prangte; allein obgleich er den ersten Platz einnahm, war er doch bei den Sitzungen eben so gut ein Figurant, wie die andern Geheimräthe, die schon längst gewöhnt waren, ohne zu prüfen Alles zu unterzeichnen, was ihnen Schmidt-Phiseldeck vorlegte. Der Herzog schien sich in der That um nichts zu kümmern; er ließ Alles geschehen *), obgleich sich manchmal sein Herz darüber empörte, daß ihm ein heiliges Versprechen nicht erlaubte, das Böse zu verhindern, was unter seinen Augen geschah. So peinlich diese Stellung war, so hatte sie doch auch ihr Gutes. Die anscheinende Gleichgültigkeit des Herzogs gegen alle Angelegenheiten des Staates und der Regierung erweckte bei Herrn Schmidt-Phiseldeck und seinen Kreaturen den Glauben, daß der Herzog wirklich so leichtsinnig oder unfähig sei, als ihn die vormundschaftliche Regierung durch die nichtswürdige Erziehung hatte machen wollen. In dieser Sicherheit hielt es denn Schmidt-Phiseldeck kaum für nöthig, sich zu verbergen, und der Herzog gewann klare Einsicht in alle die Schändlichkeiten, welche man gegen das Volk verübte. Er lernte die Bedürfnisse desselben, die Interessen des Landes kennen und beobachtete scharf, um später, wenn sein Wort, welches er dem Fürsten Metternich gegeben, gelöst war, und er die Zügel der Regierung selbst ergriff, dies mit Kraft und Festigkeit thun zu können. Gar häufig machte es Herr Schmidt aber so arg, daß der Herzog das zu Wien gegebene Versprechen bereute; doch wollte er es um keinen Preis brechen und wagte es daher auch niemals, etwas aus eigner Autorität zu entscheiden. Es war dies eine harte Schule. Der Herzog sah und sollte nicht sehen; er mußte unthätig bleiben, wo er viel darum gegeben hätte, handeln zu dürfen. Was man daher der braunschweigischen Regierung in den ersten drei Jahren nach dem Einzuge des Herzogs in seine Hauptstadt vorwerfen kann, fällt diesem nicht zur Last; er muß alle Vorwürfe von sich zurückweisen und auf das Geheimeraths-Kollegium wälzen, welches von Georg IV., oder vielmehr von Herrn Schmidt-Phiseldeck gewählt und von diesem nach Belieben an der Nase herumgeführt wurde.

---

*) Aktenst. Nr. 33.

Schmidt-Phiseldeck war im Interesse des Königs von England und von diesem erkauft. Was galt ihm das Wohl des Landes, was der Vortheil seines Landesherrn; er strebte nur danach, die Zufriedenheit Königs Georg IV. zu erreichen. Diese mußte er erlangen, wenn er den Herzog zu Handlungen verleitete, die denselben compromittirten und dem Könige Gelegenheit gaben, zu behaupten, daß er mit seiner Meinung in Bezug auf die Regierungsunfähigkeit des Herzogs Recht gehabt habe. Zu diesem Zwecke machte Schmidt-Phiseldeck schon Vorbereitungen, als Georg IV. noch wirklicher Vormund war. Er machte im Lande Einrichtungen und erließ Befehle, welche so offenbar den Rechten und Interessen des Herzogs entgegen waren, daß dieser fast gezwungen war, sie aufzuheben und zu widerrufen. Zu gleicher Zeit erwarb sich Herr Schmidt auch dadurch Freunde unter dem Adel des Landes, denn dieser wurde durch seine Verordnungen und Einrichtungen besonders begünstigt. Stieß nun der Herzog bei seinem Regierungsantritt dergleichen ihm und dem Volke durchaus nachtheilige Anordnungen um, so beleidigte er dadurch nicht nur den König, in dessen Namen sie gemacht worden waren, sondern auch den zahlreichen Adel, der sich durch solche Zurücknahme in seinen ihm wohl erworben scheinenden Rechten verletzt fühlen mußte. Wie richtig Schmidt-Phiseldeck in dieser Beziehung gerechnet hatte, wird die Folge zeigen.

Wie wir schon erzählten, bat der Graf Alvensleben gleich in der ersten Sitzung des Geheimeraths-Kolegii, welcher der Herzog beiwohnte, um seine Entlassung. Es war dies eine vorher abgekartete Geschichte. Durch den Regierungsantritt des Herzogs war der Graf Herrn Schmidt unnütz geworden. Er hatte diesem nur als Sündenbock dienen sollen, dem er alle Verantwortlichkeit für seine unverantwortlichen Handlungen aufbürden konnte. Dies wurde nun unnütz. Man hoffte, der Herzog solle die erledigte Strohmannstelle, welche der Graf bisher bekleidet hatte, annehmen, und man muß gestehen, er ließ sich prächtig und ganz nach Wunsch dazu an. Jetzt war es nicht mehr gefährlich den Posten eines Premier-Ministers zu bekleiden, und höchst wahrscheinlich spekulirte Herr Schmidt darauf, daß ihm der Herzog den erledigten Sitz zu seiner Rechten im Geheimeraths-Kollegium einräumen werde, ein Platz, der gar nicht zu verachten war, da an ihm ein jährlicher Gehalt von 12,000 Thalern haftete. So groß aber auch die Unverschämtheit des Herrn Schmidt war, so ging seine Kühn-

heit doch nicht so weit, den Herzog um die erledigte Stelle zu bitten. Dieser war weit entfernt, einen Menschen zu erhöhen, den er als seinen ärgsten Feind und nebenbei als einen verrätherischen Schurken kannte. Hatte der Herzog auch dem Fürsten Metternich versprochen, Niemand seinen Posten zu nehmen, so ging doch seine Gefälligkeit nicht so weit, daß er erledigte Stellen mit Leuten besetzt hätte, von denen er nicht ohne Grund glauben mußte, daß sie ihm nach dem Leben trachteten. Der Lehnstuhl des Grafen von Alvensleben blieb leer, so lange Herr Schmidt im Dienste des Herzogs war, und da man sich einmal daran gewöhnt hatte, wurde er auch in der Folge nicht besetzt.

Wenige Tage nach der Ankunft des Herzogs in Braunschweig erhielt er mehrere anonyme Briefe von ihm ergebenen Personen, die es nicht wagten, sich zu nennen, weil sie die Rache des von ihnen Beschuldigten fürchteten. In diesen Briefen wurde der Herzog gewarnt und davon benachrichtigt, daß Herr Schmidt durch Vermittlung des Grafen Münster den Befehl erhalten habe, ihn zu vergiften. Obgleich der Herzog noch sehr unerfahren war, so wußte er doch, daß dergleichen Briefen und Denunciationen meistens kein Glauben zu schenken ist; allein der Gedanke an das Schicksal der Königin Caroline, der Prinzessin Charlotte und ihres Arztes und die Gewißheit, daß er rings von Feinden umgeben sei, bewirkte doch soviel, daß er einige Notiz von dem Inhalte dieser Briefe nahm. Um sich von der Wahrheit desselben zu überzeugen, beschloß er es ähnlich wie Hamlet zu machen, der ein Schauspiel vor den Mördern seines Vaters aufführen ließ, in welchem ein König ermordet wird, und welches ganz geeignet ist, das Gewissen der Mörder zu beunruhigen. In der nächsten Sitzung des Geheimeraths-Kollegii breitete der Herzog die erhaltenen Briefe auf dem Tische aus, und überließ sie den Geheimeräthen zur Einsicht, nachdem er ihnen in kurzen Worten den Inhalt mitgetheilt hatte. Die Herren waren gar nicht so erstaunt, als der Herzog erwartet hatte; auf ihren Gesichtern zeigte sich keine Bewegung; sie bezeugten laut ihre tiefe Verachtung gegen die Verfasser dieser „verläumderischen“ Briefe, versprachen unverzüglich denselben nachzuforschen, und erneuerten, wie es Verräther seit undenklichen Zeiten zu thun pflegen, den Schwur ihrer Treue*), den sie schon zu brechen bedacht waren. Der Herzog erhielt aber

*) Aktenst. Nro. 34.

bald gegründete Ursache an der Wahrheit des Inhalts jener Briefe zu glauben. Er wurde im Jahre 1823 krank und schreibt seine Krankheit einzig und allein erhaltenem Gifte zu, welches ihm aber nicht in hinreichender Menge beigebracht war, um ihn zu tödten.

Wir werden in der Folge mehrmals Gelegenheit haben zu sehen, wie Alles zum Untergange des Herzogs verschworen war, wie man häufige Versuche machte, ihm das Leben zu nehmen. Ihn zu verderben war der braunschweigische mit dem hannöverischen Adel verbündet und an der Spitze dieser feindlichen Parthei standen als die thätigsten: der Graf von Münster und Schmidt-Phiseldeck. Ermordungen durch Gift oder auf sonstige gewaltsame Weise haben immer ihr Mißliches, und man hätte gern denselben Zweck durch ein weniger auffallendes, gleichsam zufällig scheinendes Mittel erreicht. Man hatte dem Herzoge einen Hanoveraner zum Stallmeister gegeben, und nach Allem, was derselbe that, mußte man glauben, er habe ausdrücklich den Auftrag, den Herzog verunglücken zu lassen. Er war nämlich stets darauf bedacht, demselben solche Pferde zum Gebrauche zu geben, welche entweder durchgingen, oder sonst bösartig waren. Obgleich der Herzog ein sehr guter Reiter war, so hilft doch gegen solche Bösartigkeiten keine Kunst, und die natürliche Folge war, daß er innerhalb eines sehr kurzen Zeitraumes drei sehr gefährliche Stürze machte, und bei dem letzten so heftig gegen einen Baum geschleudert wurde, daß er ein Bein brach.

Doch kehren wir wieder zum Geheimeraths-Kollegium zurück. Hier wurde die Geduld des Herzogs oft auf die härtesten Proben gestellt. Er hatte, wie schon erwähnt, darauf verzichtet, in diesem Kollegium seine Meinung geltend zu machen, wenn sie nicht die der Majorität war, und trotz aller Versuchungen und Reizungen seinen Vorsatz konsequent durchgeführt. Allein man mißbrauchte seine Lage auf eine wahrhaft nichtswürdige Weise. Ja der Geheimerath Schmidt-Phiseldeck war oftmals so unverschämt, die Unterschrift des Herzogs gleichsam zu stehlen. Die Sache ging auf folgende Weise zu. Die in Gegenwart des Herzogs abgemachten Geschäfte wurden in der nächsten Sitzung dem Herzoge zur Bestätigung vorgelegt. Da der Herzog den schon gefaßten Beschlüssen kein Veto entgegen zu setzen hatte und es sehr gut wußte, daß er die Aktenstücke doch nur der Form wegen unterzeichne, so hatte er die schlechte Angewohnheit, welche nur durch seine Lage einigermaßen entschuldigt werden kann, gewöhnlich

ohne zu lesen, seinen Namen zu unterschreiben. Diese aus Ekel und Verdruß entsprungene Gewohnheit war dem Auge des Herrn Schmidt nicht entgangen, und er faßte alsbald den Entschluß, daraus Vortheil zu ziehen.

Eines Tages fiel der Blick des Herzogs ganz zufällig und ohne alle Absicht auf eines der ihm zur Unterschrift vorgelegten Blätter, und eine Reihe von Zahlen erregte seine Aufmerksamkeit. Unwillkürlich kam ihm ein Mißtrauen und seine Miene verfinsterte sich. Diese Veränderung im Gesichte des Herzogs war Herrn von Schmidt nicht entgangen, sie erweckte seinen Verdacht und er war schnell entschlossen. Er griff hastig nach den kaum auf den Tisch gelegten Papieren; allein der Herzog kam ihm zuvor, faßte gleichfalls danach, so daß nur ein abgerissenes Stück in den Händen des ertappten Spitzbuben zurückblieb.

Als der Herzog die Sache näher ansah, entdeckte er, daß Herr von Schmidt unter der äußern Form eines Pachtkontraktes einer Domaine, sich selbst eine bedeutende Summe, unter dem Namen eines Drittels, wollte verschreiben lassen. Und doch durfte der Herzog, ohne seine politische Existenz aufs Spiel zu setzen, einen solchen spitzbübischen Beamten nicht fortjagen, dessen Hand er in seiner Tasche ertappte.

Wie wir schon erzählten, enthielt sich der Herzog im Rathe jeder Entscheidung und schloß sich stets der Majorität an; allein bald bemerkte er mit Erstaunen, daß seine Räthe stets einerlei Meinung waren und ohne Rath zu halten, beständig den gemachten Vorschlägen beistimmten, so daß der Herzog ganz natürlich auf den Verdacht kam, daß man sich bereits in einer vorhergehenden, geheimen Sitzung vereinigt habe. Er gab den Räthen hierüber seine Unzufriedenheit zu erkennen und sagte ihnen, daß es ihre Pflicht sei, ihre Diskussion in Gegenwart ihres Fürsten und nicht im Geheimen zu führen; daß ihre beständige Uebereinstimmung nicht natürlich sei, und auf diese Weise seine Unterschrift niemals ein Beweis für seine persönliche Meinung sein könne.

Die Folge dieser Vorwürfe war eine so unwürdige Spielerei, daß man sich fast schämen möchte, sie zu erzählen. In einer Sitzung, die einer von denen folgte, in welcher der Herzog seine Unzufriedenheit besonders deutlich ausgesprochen hatte, wurde eine neue Art von Parade abgehalten, bei welcher jeder der Räthe die von ihm übernommene Rolle vortrefflich spielte. Die wunderbare Harmonie dieser Herren war plötzlich gestört; ja was noch nie-

mals vorgekommen war, jeder von ihnen hatte eine andere Meinung. Einige vertheidigten das Für, andere das Wider mit einem bewundernswürdigen Ernste. Kurz man hätte das Sprichwort tot capita, tot sensus auf sie anwenden können, wenn Sinn und Verstand in einem dieser Köpfe gewesen wäre. Und welches war die wichtige Frage, die den Rath des Herzogs in solche Verwirrung stürzte? Hing vielleicht das Wohl und Wehe des Landes davon ab? O nein, die Sache war sehr unschuldig und wurde lächerlich durch die Gravität, mit der sie verhandelt wurde: Ein fremder Schuster bat um die Erlaubniß, sich in Braunschweig etabliren zu dürfen! Das war die wichtige Staatsangelegenheit, die so hitzig diskutirt wurde und über welche man sich nicht einigen konnte. Die Stimmen waren getheilt und man hatte die Unverschämtheit, sich mit der Bitte um Entscheidung an den Herzog zu wenden. Dieser war über die ganze unwürdige Komödie empört; allein er unterdrückte seinen Aerger und antwortete seinen Räthen mit dem ernsthaftesten Gesichte: „Meine Herren, ich erkenne ihren Eifer und ihre Einsicht an; allein ich gestehe ihnen, die Sache scheint mir so wichtig, daß ich es nicht wage, die Verantwortlichkeit auf mich zu nehmen. In einem solchen Falle glaube ich, würde es am besten sein, wenn sie darum loosen, wessen Meinung angenommen werden soll." Und einen solchen Rath durfte der Herzog nicht zu allen Teufeln jagen!

Die Neigungen, welche in der frühesten Jugend entstehen, behält man gewöhnlich für das ganze Leben. Der Herzog hatte seine Kinderjahre im Geräusch des Krieges verlebt und sich an den Anblick von Truppen gewöhnt und ihn liebgewonnen. Er gedachte der Zeit, in welcher sein Vater in Braunschweig 15,000 Mann beisammen hatte, und diese Stadt einem Feldlager glich. Als er in Braunschweig einzog, vermißte er den Anblick des Militairs; statt der gewohnten 15,000 Mann sah er kaum 1500, und er beschloß sogleich, ihre Zahl wenigstens auf 5000 zu vermehren. Als er sich nach den Mitteln umsah, entdeckte er, daß man ihn sehr getäuscht hatte, als man ihm sagte, daß während der Verwaltung des Königs von England, oder vielmehr seines Agenten Herrn Schmidt's, die Finanzen in einen sehr „blühenden Zustand" gekommen wären. Wir geben zwar zu, daß die Ansichten über diesen Ausdruck verschieden sein können, allein Niemand wird es einfallen, ihn auf die Finanzen des Herzogthums Braunschweig anzuwenden, wenn sich in denselben ein Deficit von

6,000,000 Thalern vorfindet. Die Domainen des Herzogs waren allein mit einer Schuldenmasse von 2,400,000 Thalern belastet, wofür man jährlich 80,000 Thaler Zinsen bezahlen mußte. Bei diesem „blühenden Zustande" der Finanzen sah der Herzog wohl ein, daß er seine Truppen nicht anders bis auf fünftausend Mann vermehren konnte, ohne seine Unterthanen zu belasten, als wenn er eine beträchtliche Anleihe auf sein Privatvermögen machte. Auf einen ähnlichen Fall hatte man gerechnet, als man den Herzog in Bezug auf sein Privatbesitzthum noch für unmündig erklärte; wollte er aus demselben Nutzen ziehen, so mußte er dazu nothwendig die Erlaubniß seines Vormundes einholen, die dieser geben oder verweigern konnte, je nachdem er mit der Aufführung des Herzogs zufrieden war oder nicht. Da der Herzog einmal den Entschluß gefaßt hatte, seine Truppen zu vermehren, so wollte er ihn auch nicht aufgeben, so unangenehm es ihm auch war, deshalb ein Gesuch an den König von England zu richten. Er gab Herrn von Schmidt den Befehl, sich die Autorisation desselben zu verschaffen, die der Geheimerath auch einige Zeit darauf beibrachte.

Wir haben bis jetzt noch nicht von dem Hofe des Herzogs gesprochen. Derselbe bestand aus folgenden Personen:

1) Baron von Münchhausen, Oberkammerherr.
2) Baron von Hohenhorst, Hofmarschall. Es war dies der Vater desjenigen, der von dem Könige von England bei dem Herzoge in Wien angestellt war.
3) Baron von Thielau, Oberstallmeister.
4) Baron von Sierstropff, Oberjägermeister.
5) Kammerherren waren:
   der Graf von Veltheim,
   der Baron von Geisow,
   von Weltzien,
   von Münchhausen, Gouverneur des Prinzen Wilhelm,
   Baron von Oeynhausen ꝛc. ꝛc.

Als der Herzog in Braunschweig einzog, hatten ihn der Oberst von Dörnberg und sein alter Gouverneur nicht verlassen. Nach der Behandlung, welche der Herzog von ihnen erlitten hatte, wird man es wohl sehr natürlich finden, daß er diese dem Könige von England ergebenen Personen so schnell als möglich aus seiner unmittelbaren Nähe entfernte. Herr Eigner erhielt eine Stelle bei dem Antiquitätenkabinet zu Braunschweig, in welches er selbst hineingehörte; Herr von Dörnberg eine bei dem Militairgouver-

nement der Stadt, und Herr von Hohenhorst bei einem braunschweigischen Gerichte.

Als der Herzog sich so endlich von seinen langweiligen und unerträglichen Aufsehern befreit hatte, dachte er darauf, an seinem Hofe und unter den Offizieren der Truppen einige Personen zu finden, die er in seinen persönlichen Dienst anstellen könnte, und die er seines genauern Umgangs würdigte. Die Wahl eines Adjutanten schien ihm besonders wichtig, und da er sich sehr hütete, irgend etwas zu thun, was ihm in der öffentlichen Meinung hätte schaden können, so beschloß er, sich auch hierin von ihr leiten zu lassen. Seine Wahl fiel auf den Hauptmann Bause, und er war überzeugt, daß sie die Billigung sämmtlicher Offiziere erhielt. Hauptmann Bause vereinigte zwei Eigenschaften in sich, die ihn dem Herzoge angenehmer machten, als jeden anderen seiner Charge. Er war jünger als alle anderen Hauptleute, paßte also besser zu dem Alter des Herzogs und war außerdem der jüngste Adjutant seines bei Waterloo gebliebenen Vaters gewesen, dem er mit Auszeichnung gedient hatte, und wofür er von dem Könige von England decorirt worden war.

Ehe wir darin fortfahren, das Gewebe von Schändlichkeiten zu entwickeln, mit welchem man den Herzog nach und nach umgarnte, müssen wir noch auf den Prinzen Wilhelm zurückkommen, der nun ebenfalls mit seinem Gouverneur in Braunschweig lebte. Während der Herzog in Wien war, hatte Graf Münster den Fürsten Metternich und die Großmutter des Prinzen, Markgräfin Amalie von Baden, für das Projekt einer Vermögenstheilung zwischen den beiden Brüdern zu interessiren gewußt. Die Sache war damals eine bloße Förmlichkeit, denn es verstand sich von selbst, daß die Prinzen erst nach mehreren Jahren die freie Verfügung über ihre Einkünfte erhalten sollten. Es war aber als eine bestimmte und nothwendige Sache ausgemacht worden, daß dem Prinzen Wilhelm das Herzogthum Oels in Schlesien als ausschließliches Eigenthum gegeben werden sollte.

Die Markgräfin von Baden in ihren Briefen und der Fürst Metternich in seinen Konferenzen, hatten beständig darauf hingewirkt, den Herzog zur Abtretung des Herzogthums Oels an seinen Bruder zu bewegen. Sie stellten ihm vor, daß der Besitz dieses Herzogthums für ihn eine beständige Quelle des Verdrusses sein werde. Da es unter Hoheit Preußens stände, so würde er dem Könige von Preußen den Vasallen- und Unterthanen-Eid leisten

müssen, was sich für ihn als regierenden Fürsten durchaus nicht schicke. Sein Bruder Wilhelm dagegen habe diese Rücksichten nicht zu nehmen, da für ihn keine Demüthigung und Unannehmlichkeit darin liege, indem er durch einen solchen Eid seinem Range gar nichts vergebe. Uebrigens müsse der Herzog ja froh sein, seinem geliebten Bruder eine so günstige Stellung geben zu können. Der Prinz Wilhelm wurde von jeher auch von dem Könige von England in jeder Hinsicht seinem ältern Bruder vorgezogen. Als er mündig wurde, trat er sogleich in Besitz seiner in Deutschland gelegenen Güter, während dem Herzoge fortwährend seine Eigenthumsrechte gerichtlich zurückgehalten wurden.

Kurze Zeit nach seinem Einzuge in Braunschweig erhielt er die Nachricht von dem Tode einer von ihm sehr geliebten Tante, der Prinzessin von Baden. Er legte natürlich mit seinem ganzen Hofe Trauer an, und während der ersten sechs Wochen seiner Regierung war er nur von schwarzen Gestalten umgeben. Wegen dieser Trauer wurden alle Feste abgestellt, die zu Ehren des Herzogs gegeben werden sollten; ja er ging nicht einmal ins Theater und war ganz auf den engen Cirkel beschränkt, den er sich aus seinen Umgebungen gewählt hatte. Dem Prinzen Wilhelm behagte diese kleine Gesellschaft wenig und er schloß sich an etwa ein Dutzend Engländer an, welche sich damals in Braunschweig aufhielten, sowohl um ihre Erziehung zu vollenden, als um Deutsch zu lernen.

Gewöhnlich dinirte Prinz Wilhelm bei dem Herzoge. Dieser hatte schon mehrmals, nachdem ihn sein Bruder verlassen hatte, in den Zimmern desselben einen großen Lärm gehört. Als dies eines Abends wieder der Fall war, ließ er sich nach der Ursache erkundigen. Bald darauf erschien der Kammerherr, Baron von Münchhausen, dessen Liebenswürdigkeit den auffallendsten Contrast mit der groben Brutalität des Herrn von Dörnberg und der andern Gouverneure des Herzogs bildete, und sagte, daß der Prinz Wilhelm 12 bis 15 Engländern eine Soirée gebe, deren Fröhlichkeit sich vielleicht etwas zu lärmend äußere. Zugleich fügte der Baron hinzu, daß ihm der Prinz Wilhelm aufgetragen habe, dem Herzoge zu sagen, daß er sich sehr geehrt fühlen würde, wenn derselbe einen Augenblick hinauf kommen und an ihrer Unterhaltung Theil nehmen wolle. Der Herzog nahm die Einladung an und folgte dem Baron von Münchhausen, der einige Schritte voranging, in die Zimmer seines Bruders. Er fand diesen und seine Engländer um einen Spieltisch sitzend, dem zur Seite andere

Tische standen, welche mit Punsch, Kuchen u. s. w. gut versehen waren. Diese erste Gesellschaft, welcher der Herzog beiwohnte, ging ohne Unordnung und selbst anständig vorüber, so daß der Herzog Gefallen daran fand und seinen Bruder und alle diese Herren für den folgenden Abend zum Abendessen bei sich einlud. Alle Gäste fanden sich zur bestimmten Stunde im Schlosse ein.

Diese Gesellschaften hatten so eine Zeit lang ihren ungestörten Fortgang. Einmal versammelte man sich in den Zimmern des Herzogs und das andere Mal in denen des Prinzen Wilhelm. Bald wurden auch einige andere Personen eingeladen; unter ihnen der Kammerherr von Weltzien und der Hauptmann Bause. Diese Gesellschaften waren zu jener Zeit manchmal sehr fröhlich, ja ausgelassen, allein sie hielten sich noch immer in den Grenzen eines gewissen Anstandes. Doch leider artet Alles in dieser bösen Welt allmälig aus, und so wurden diese Gesellschaften nach und nach wahrhafte Orgien, die regelmäßig mit der völligen Betrunkenheit fast sämmtlicher Gäste endeten; nur der Herzog, sein Adjutant, der Kammerherr von Weltzien und der Gouverneur des Prinzen Wilhelm blieben nüchtern. Prinz Wilhelm trank gern, konnte aber nicht viel vertragen und war daher gewöhnlich zuerst betrunken. Unglücklicher Weise hatte er, wie es in der Säufersprache heißt, einen sehr „bösen Soff." Man verzeihe uns diesen Ausdruck; allein von unflätigen Dingen läßt sich einmal nicht immer zierlich reden. War der Prinz betrunken, so wollte er Alles zerbrechen und in Stücke schlagen, und nicht immer blieb es nur beim Wollen. Dann suchte er Streit mit Jedermann und wollte Alles umbringen, was ihm bei der Ausführung seiner bösartigen Weinlaunen in den Weg kam. Als er einst in diesem Zustande war, stieß er einem jungen Engländer, Herrn Watherhall, ein Messer in die Brust und verwundete ihn ziemlich gefährlich.

Wir suchen vergeblich nach einem einigermaßen anständigen Worte, um den unanständigen und bestialischen Zustand auszudrücken, in welchen der übermäßige Genuß des Weines und starker Liqueure den Prinzen Wilhelm täglich versetzte; wir müssen nothwendig wieder zu den Kunstausdrücken der gemeinsten Kneipen unsre Zuflucht nehmen. Wenn der Prinz Wilhelm besoffen war, (dies ist das einzige passende Wort, um die Sache auszudrücken), so wählte er unter den Engländern, aus denen sein bachantischer Hof bestand, einige aus, deren Zustand sich dem seinigen am meisten näherte. Mit diesen durchrannte er Arm in

Arm die Straßen und öffentlichen Plätze Braunschweigs und insultirte Männer und Weiber, die ihm begegneten.

Dem Herzoge mißfiel diese Aufführung ganz außerordentlich und er war auch besorgt wegen der Gefahren, welchen sich sein Bruder dadurch aussetzte. Er schickte ihm deshalb immer Jemand nach, der ihn vorkommenden Falls beschützen konnte. Dieses Amt erhielt gewöhnlich der diensthabende Adjutant oder Kammerherr, oder auch einige von den jungen Engländern, die zufällig ihren Verstand nicht im Glase gelassen hatten. Der Art waren also die anständigen Unterhaltungen und Zeitvertreibe des Prinzen Wilhelm und es wundert uns in der That nicht, daß König Georg IV. ihm größere Zuneigung schenkte, als seinem Bruder, dem Herzog Carl. Das lustige Leben des Prinzen erweckte im Könige süße Erinnerungen, es herrschte zwischen beiden eine spirituose Sympathie. Wenn der Prinz sich auch jedes Mal glücklich betrank, so liefen seine Abenteuer doch nicht immer so ab. Eines Abends machte es dem Prinzen Spaß, einem ehrlichen Bürger, der ruhig seines Weges ging, von hinten einen ziemlich heftigen Schlag auf den Kopf zu geben, welcher Hut und Perücke des Mannes zugleich entführte. Dem barhäuptigen Bürger gefiel der Scherz sehr übel; er stürzte sich auf den Prinzen und bearbeitete ihn mit solcher Kunst und mit solchem Eifer, daß derselbe bald so lang er war in einer Gosse lag, die mit Schmutz und anderen Scheußlichkeiten angefüllt war, wie man sie längs einer Kasernenmauer findet. Da fand ihn die Schaar seiner Getreuen, welche zu seiner Hülfe herbeieilte: allein leider kamen sie zu spät, die Sache war einmal geschehen, und wenn sich auch der Schmutz von den Händen und dem Gesichte abwaschen ließ, so nahm doch kein Gott die bürgerlichen Schläge von dem durchlauchtigsten Rücken. Alles, was man thun konnte, war, den Prinzen aufzuheben und in einem unbeschreiblichen Zustande nach Hause zu bringen.

Wenn der Prinz betrunken war, kannte er sich selbst nicht mehr; bei dem geringsten Widerstande bemächtigte sich seiner eine solche Wuth, daß er eines Tages den Adjutanten des Herzogs, Hauptmann Bause, mit Säbelhieben getödtet haben würde, wenn sich die Anwesenden nicht zwischen Beide geworfen hätten. Herr Bause wollte nämlich den Prinzen daran verhindern, seine Zimmer zu verlassen, und sich aufs Neue auf den Straßen zu blamiren. Bei der unglücklichen Affaire mit dem Bürger hatte der Prinz

sich aber auf eine so eclatante Weise compromittirt, daß dieser Vorfall geeignet war, ihn zum Nachdenken zu bringen, und ihm zur Lehre zu dienen. Um den alterirten Bürger, der mit vollem Recht nach Rache schnob, zu beruhigen und von dem weitern Verfolgen der Sache abzuhalten, waren die Engländer so indiscret gewesen, ihm seinen Beleidiger zu nennen, so daß man sich die Geschichte in der ganzen Stadt erzählte. Wenn ähnliche Vorfälle auch öfter vorkamen, so hatten sie doch wenigstens das Gute, daß sie den Prinzen Wilhelm auf der Stelle nüchtern machten. Als er nach dem Vorfalle mit dem Bürger wieder seiner Sinne mächtig wurde, war er außer sich. Er beschwor alle Zeugen des Vorfalls, die Sache geheim zu halten, und drohte Jeden umzubringen, der sie verriethe.

Doch wenden wir uns von diesem traurigen Gemälde ab. Leider haben wir noch mehr Schändlichkeiten ähnlicher Art zu berichten, doch dürfen sie in einem Buche, wie dieses ist, nicht fehlen. Wir haben uns vorgenommen, die strengste Wahrheit zu sagen, und wenn wir hin und wieder einige Vorfälle und Scenen nur gleichsam durch einen Schleier erblicken lassen, so thun wir dies aus Achtung vor den Lesern, für welche dieses Werk bestimmt ist, nicht aber aus Rücksicht gegen die vornehmen oder geringen Personen, von denen wir zu reden haben.

Achtes Kapitel.

Schmidt=Phiseldeck. — Kassenspiel. — Die sogenannte Konstitution. — Oligarchie. — Schwierige Lage des jungen Herzogs. — Unart des Herzogs von Cambridge. — Vergeltung. — Große Reise des Herzogs Carl durch Europa. — Italien. — Mailand. — Venedig. — Verona. — Bologna. — Florenz. — Tod des Großherzogs. — Rom. — Neapel. — Der König von Neapel und die Erzherzogin Marie Louise. — Rückreise. — Florenz. — Livorno. — Mordversuche zu Genua und Turin. — Frankreich. — Lyon. — Erster Aufenthalt des Herzogs in Paris. — Besuch bei dem sterbenden Könige Ludwig XVIII. — Der Graf von Artois und der Herzog von Orleans. — Tod und Leichenbegängniß Ludwigs XVIII. — Don Miguel. — Reise des Herzogs und des Infanten nach Straßburg. — England. — Kühler Empfang des Königs. — Zwiespalt desselben mit seinen nächsten Verwandten. — Kluges Benehmen des Herzogs Carl. — Der König macht ihn zum englischen General. — Der Herzog von Sussex. — Spottnamen. — Dirty. — Geräuschvolles Leben in London. — Feste über Feste. — Reise des Herzogs nach Schottland. — Schloß Chatsworth. — Schloß Fotheringhay. — Erinnerung an Maria Stuart. — Schloß Kenilworth. — Erinnerung an Heinrich den Löwen. — Edinburgh. — Holy=Rood. Das Toilettenzimmer der Maria Stuart. — Das Blut Rizzio's. — Die Bourbons zu Holy=Rood. — Der Herzog wird Ehrenbürger von Edinburgh. — Glasgow. — Kunstreiter. — Die Schlacht bei Waterloo. — Reise in die schottischen Hochlande. — Rückkehr nach London. — Musikfest in York. — Rennen zu Doncaster. — Parforcejagd zu Melton Mowbray. — Rückkehr nach Paris.

Wenn wir die Lage des jungen Herzogs betrachten, so werden wir sehr natürlich finden, daß sie ihm endlich unerträglich wurde. Gebunden durch die Heiligkeit des Versprechens, welches

er dem Fürsten Metternich geleistet hatte, mußte er leiden, daß unter seinen Augen die nichtswürdigsten Betrügereien und Ungerechtigkeiten vorgingen, daß man sowohl die Rechte der Unterthanen als seine eigenen mit Füßen trat. Welche Qual mußte es für ihn sein, einen Mann an der Spitze der Geschäfte und der Regierung zu sehen, den er als eine Creatur seines erbittertsten Feindes, als einen Betrüger in jeder Beziehung kannte; der seit Jahren bemüht war, ihm und seinem Lande im Intresse eines fremden Fürsten zu schaden. Schmidt-Phiseldeck war es gewesen, der auf dem Wiener Kongresse sein Vaterland und seinen Fürsten verrieth; der alles Mögliche that, um die Mündigkeitserklärung des Herzogs Carl zu verzögern, obgleich er am besten wußte, daß diese mit vollendetem 18. Jahre hätte stattfinden müßen; *) der mit einem Wort beständig dahin arbeitete, den Herzog mit gefesselten Händen und Füßen dem Könige von England auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Hätte es Schmidt-Phiseldeck wenigstens noch ehrlich mit seinem Lande gemeint, dann würde ihm der Herzog vielleicht die gegen seine Person gerichteten feindseligen Schritte verziehen haben; allein er war ein Verräther durch und durch, an Fürst und Volk. Er stahl diesem wie jenem ihre heiligen Rechte, er stahl beiden ihr Geld. Vergebens bemühte er sich, alle Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen, indem er sich scheinbar unterordnete; er war der Maschinist des braunschweigischen Puppentheaters, er leitete Alles, alle Puppen tanzten an seinem Draht. Die elenden Räthe, die er gleichsam als Sündenböcke vorschob, waren nicht das Geld werth, welches ihre Studien kosteten; es gab keinen unter ihnen, der es gewagt hätte, eine andere Meinung geltend zu machen, ja nur auszusprechen, als Schmidt-Phiseldeck. Dieser hatte sich Alles sehr bequem eingerichtet und war schlau genug, seine Spitzbübereien so zu verstecken, daß sie dem Uneingeweihten nicht klar wurden. Er wußte sehr gut, daß im Trüben am Besten fischen ist, und sein ganzes Finanzsystem bestand darin, alle Kassen, die er unter sich hatte, in Unordnung zu bringen und durch einander zu werfen. Er warf die Fonds bunt durch einander, eine Kasse mußte der andern Vorschüsse machen und die Wiederbezahlung war oft nur Schein. Um dies besser zu verstehen, muß man wissen, daß es in Braunschweig vier Kassen gab, deren jede ihre besondere Bestimmung

*) Aktenstücke Nro. 35.

hatte, welche alle unter dem directen Einflusse des Herrn Schmidt standen, nämlich:

1) die Kasse des Herzogs,
2) die Hauptkasse,
3) die Domainenkasse,
4) die Militairkasse.

Außerdem gab es noch eine fünfte, die Kammer- und Staatskasse. Diese letzte stand nicht unter der unmittelbaren Direction des Herrn Schmidt, allein seine Industrie wußte indirect darüber zu disponiren. Wie dem auch sein mag, aus dieser Menge von Kassen entstand ein Durcheinander von Rechnungen, welches selbst Barême unmöglich gewesen wäre, zu entwirren. Ein Schlüssel öffnete alle Schlösser, die Kassen liehen sich brüderlich, so daß das Deficit, welches in allen zusammen war, niemals in einer bemerkt wurde. Die Hauptsache war es, die Unterschrift des Herzogs zu erlangen, und wie Herr Schmidt dieselbe zu erhalten wußte, haben wir gesehen.

Es ist indessen eine große Seltenheit, daß die Geldangelegenheiten jungen, besonders reichen Fürsten viele Sorge machen. Da sie noch unerfahren sind, wissen sie den Werth des Geldes gewöhnlich nicht zu schätzen und neigen sich zur Verschwendung. Wenn diejenigen, welche die Verwaltung ihrer Kassen unter sich haben, nur immer Geld genug herbei schaffen, ohne daß das Volk dadurch überlastet wird, so nehmen sie es mit dem Rechnungsablegen nicht genau und drücken die Augen zu, wenn Ungehörigkeiten vorfallen. Hieraus können wir schließen, daß auch die Unzufriedenheit des jungen Herzogs von Braunschweig andere und für ihn wichtigere Gründe hatte. Dieses Kassenspiel, von welchem wir oben redeten, verdroß den Herzog gewiß; allein, da man eigentlich doch nur ihm das Geld stahl, so konnte er es unter den obwaltenden Umständen schon allenfalls über sich gewinnen, die Augen zu verschließen. Mit dem tiefsten Schmerze und Unwillen mußte es ihn aber erfüllen, daß die vormundschaftliche Regierung im Lande Einrichtungen traf, welche sowohl für das ganze Volk, als für ihn sehr nachtheilig und gefährlich werden konnten. Georg IV. hatte mit dem braunschweigischen Adel einen Vertrag geschlossen, der den Herzog sowohl als das Volk der Willkühr einer Anzahl Grafen und Barone Preis gab.

Als die deutschen Fürsten noch von Dankbarkeit gegen ihre Völker durchglüht waren, die ihr Aeußerstes gethan hatten, die

Bayerische Staatsbibliothek München

wankenden Throne aufrecht zu erhalten, da fühlten sie, daß das deutsche Volk mündig und dem Gängelbande entwachsen sei, daß es ein Recht habe, an seiner Regierung Theil zu nehmen. In diesem Gefühl wurde dann beschlossen, den verschiedenen Staaten Repräsentativverfassungen und Freiheiten mancherlei Art zu geben, die ihnen freilich nach dem Naturrechte und der gesunden Vernunft nie hätten abgesprochen werden können, welche die Fürsten aber aus schnödem Egoismus bis dahin ihnen entzogen hatten. Die Glut der Dankbarkeit verlosch aber bald und die Fürsten suchten sich von den ihren Völkern gemachten heiligen Versprechungen loszumachen. Die ehrlichsten unter ihnen sagten ihren Unterhanen gradezu: wir wollen unser Versprechen nicht halten; andere, die nicht so offen waren, oder die sich ihres schändlichen Wortbruches schämten, suchten das Volk hinzuhalten, oder durch hingeworfene Brocken von den versprochenen Herrlichkeiten, zu beruhigen. Bricht ein Privatmann ein gegebenes Versprechen, so findet der Benachtheiligte sein Recht bei den Gerichten; allein leider giebt es kein Gericht, bei welchem man den deutschen Bund wegen begangener Ungerechtigkeiten verklagen könnte, und die Völker sind geradezu darauf angewiesen, sich mit Gewalt Recht zu verschaffen. Das heißt aber in der Fürstensprache schändliche Empörung, ja eine bescheidene Erinnerung an ihr heiliges Wort galt ihnen schon als Beleidigung und Hochverrath. Auch die guten Braunschweiger hofften doch irgend eine Belohnung oder Anerkennung für die nur im Interesse des Fürsten im letzten Kriege gemachten Anstrengungen zu erhalten; allein man vertröstete sie von einem Tage zum andern. Handelt es sich um Opfer für das Vaterland, dann thut der Adel immer, als ob er gar nicht da wäre; Niemand ist bescheidener, als die Aristokratie. Gilt es aber Begünstigungen für gebrachte Opfer zu verlangen, dann kehrt sich das Verhältniß um, dann steht der Adel in den ersten Reihen. Wir wollen dem braunschweigischen Adel nicht Unrecht thun und behaupten, daß er zum Wohle und im Interesse des Volkes die vormundschaftliche Regierung an die Erfüllung des vom deutschen Bunde gegebenen Versprechens einer Repräsentativverfassung wiederholt erinnert habe; das hieße in der That edelmännische Gesinnungen ganz verkennen. Der braunschweigische Adel bat um Wiederherstellung seiner „Rechte", das heißt der alten Unrechte, die in der Feudalzeit Geltung hatten und zu jener Zeit vielleicht auch passend waren. Als Georg IV. zu fürchten anfing, daß es ihm vielleicht doch nicht gelingen möchte

nach dem Regierungsantritt des Herzogs Carl diesen nach Gefallen zu gängeln und zu leiten, zeigte er sich den Forderungen des Adels geneigter, der ihm ganz ergeben war. Die Feindschaft gegen den Herzog bestimmte ihn endlich, dem Herzogthum Braunschweig eine Verfassung zu geben, welche Fürst und Volk gänzlich der Willkühr einiger Edelleute Preis gab. Nach dieser Verfassung hatte die Ritterschaft auf dem Landtage 78 Stimmen, während die ganze übrige Bevölkerung nur 50 Stimmen hatte, von denen man die der adligen Prälaten noch abziehen kann. Der Adel hatte also beständig die Majorität und konnte durchsetzen, was er seinem Interesse für angemessen fand. Und welch ein Geschöpf auf der ganzen Welt ist eigennütziger und egoistischer, als ein Aristokrat! So jung der Herzog auch war, und so wenig er noch mit sich einig sein konnte, welche Verfassung wohl für sein Volk am ersprießlichsten wäre, so fühlte er doch klar und deutlich, daß diese von der Vormundschaft gegebene oligarchische Verfassung ein offenbares Unrecht gegen ihn und sein Volk war. Ist ein Fürst ein vernünftiger, uneigennütziger Mann, so kann er wohl zugeben, daß das Volk sich selbst regiert, er kann sich auch für seine Person dem deutlich ausgesprochenen Willen desselben fügen, denn der Fürst ist des Volkes wegen und dieses nicht des Fürsten wegen da; allein er kann unmöglich zugeben, daß eine Anzahl gieriger Blutsauger mit dem Volke nach ihrem Gefallen umspringen und dasselbe aussaugen, und daß sie ihn am Gängelbande führen. Diese von der Vormundschaft dem Lande gegebene Verfassung sollte nun der Herzog sanctioniren, an die Annahme derselben knüpfte Georg IV. gleichsam die Majorenitätserklärung. Der Herzog konnte den Ausbruch seines Zornes kaum zurückhalten, als ihm der Rath Schmidt dieses unwürdige Ansinnen vortrug. Er fand sich in einer sehr übeln Lage, und ihn in dieselbe zu bringen, war eben die Absicht des saubern Herrn Vormundes. Erkannte er die Verfassung an, so trat er die Rechte seines Volkes mit Füßen und verletzte die Grundgesetze des Herzogthums; erkannte er sie nicht an, so beleidigte er dadurch offenbar Georg IV. und brachte den bei seinem Eigennutz angegriffenen Adel gegen sich auf! ja was noch schlimmer war, er wurde dem ganzen Volke verdächtig. Versprach er nicht zugleich eine freiere, für das Volk günstigere Verfassung, so mußte dieses glauben, er sei überhaupt ein Feind jeder Beschränkung der fürstlichen Gewalt und strebe nach einer despotischen Machtvollkommenheit. Konnte der Herzog

Bayerische
Staatsbibliothek
München

aber ein solches Versprechen geben, ja konnte er seine Absicht nur ahnen lassen? Würden dann nicht alle Fürsten sogleich seine Feinde geworden sein und sich mit Georg IV. verbunden haben, die von demselben dem Herzogthume gegebene Verfassung aufrecht zu erhalten? Wie sehr man fürchtete, daß der Herzog sich den liberalen, zeitgemäßen Ideen anschließen möchte, haben wir in einer der Unterredungen gesehen, welche er mit dem Fürsten Metternich hatte, wo ihn dieser warnt, dem bösen Beispiel des Königs von Würtemberg zu folgen. Wollte der Herzog Etwas für die Sache der Freiheit thun, so konnte er es erst, wenn es ihm gelungen war, die oligarchische Verfassung umzustoßen, welche die vormundschaftliche Regierung dem Herzogthum gegeben hatte. Für drei Jahre hatte sich der Herzog die Hände gebunden; er durfte nichts Bestehendes ändern. Da es ihm aber zu peinlich war, beständig Zeuge der Ungerechtigkeiten zu sein, welche diejenigen, die in seinem Namen regierten, an seinen Unterthanen begingen, so beschloß er so lange zu reisen, bis die Zeit seines Versprechens abgelaufen, er Herr seiner Handlungen und im Stande sein würde, das Böse wieder gut zu machen, welches er jetzt geschehen lassen mußte.

Ehe der Herzog jedoch diese große Reise antrat, auf welcher wir ihm folgen wollen, müssen wir noch seines ersten kleinen Ausfluges nach Hannover erwähnen, den er bald nach Besitznahme seines Herzogthums machte. Man drängte den Herzog, dem Herzoge von Cambridge zuerst einen Besuch zu machen; allein die Sache schien ihm durchaus nicht so eilig und er würde sich schwerlich zu dieser Reise verstanden haben, wenn ihn nicht die jungen Engländer dazu beredet hätten, welche wir bereits aus den Gesellschaften des Prinzen Wilhelm kennen gelernt haben. Es waren dies lustige Kameraden und treffliche Bursche. Der Zweck, der sie zu dieser Reise antrieb, den wir der Wahrheit gemäß nicht verhehlen wollen, war etwas seltsamer Art. Sie beschloßen einstimmig, „sich hagelvoll zu betrinken" bei dem ersten Feste, welches der „Hahnrei" dem Herzoge geben würde. Der „Hahnrei" war nämlich der Herzog von Cambridge, den die Engländer gewöhnlich so nannten, was für ihre gute Beobachtungsgabe zeugt.

Nur zwei junge Lords begleiteten indessen den Herzog von Braunschweig nach Hannover. Außerdem hatte er noch die Kammerheren Baron von Weltzien, von Münchhausen und seinen Adjutanten Bause bei sich. Der Stallmeister Baron von Oeynhausen war vorangeschickt worden, um dem Herzoge von Cambridge

Bayerische Staatsbibliothek München

anzuzeigen, daß ihn der Herzog Carl am andern Tage um 11 Uhr besuchen werde.

Als regierender Fürst hatte der Herzog von Braunschweig einen weit höhern Rang als ein apanagirter Prinz, wie der Herzog von Cambridge, der überdies der jüngern Linie seines Hauses angehörte und nichts als ein bloßer Privatmann, ein großbritannischer Unterthan war, welches auch die Vorrechte sein mochten, die mit dem hohen Posten eines Generalgouverneurs von Hannover verbunden waren. Wer nur die gewöhnlichsten an den Höfen geltenden Formen kennt, wird eingestehen müssen, daß, wenn sich beide in einer fremden Stadt begegnet wären, der Herzog von Braunschweig wegen seines höhern Ranges das Recht hatte, den ersten Besuch von dem Herzog von Cambridge zu erwarten: in Hannover schien dies schon die gewöhnliche Höflichkeit zu erfordern. Aber der Herzog von Cambridge war nicht allein von einer solchen Artigkeit weit entfernt, sondern er erlaubte sich sogar, den Herzog von Braunschweig im Hôtel Cambridge über eine halbe Stunde warten zu lassen, ehe er ihn annahm. —

Der Herzog hielt sich nicht lange in Hannover auf und kehrte über Hamburg in seine Hauptstadt zurück. Die Liebenswürdigkeit der beiden jungen Lords, welche ihn begleiteten, machte diese kleine Reise zu einer sehr heitern und angenehmen.

Den Herzog hatte die Unhöflichkeit des Herzogs von Cambridge nicht wenig verdrossen, und er dachte darauf, ihm mit gleicher Münze zu bezahlen, um ihm wenigstens zu erkennen zu geben, daß seine Unart bemerkt worden sei. Die Gelegenheit zeigte sich bald und wollte es der Zufall, daß er mit denselben Waffen geschlagen wurde, mit denen er den Herzog von Braunschweig verletzt hatte.

Als dieser kaum von seiner Reise zurückgekehrt war, wurde ihm der Besuch des Herzogs von Cambridge angemeldet, der die ihm abgestattete Visite erwiedern wollte. Das braunschweigische Schloß war sehr weitläuftig, und dem Herzog Carl kam die Lust an, den Vicekönig von Hannover zu einem Spaziergang durch die Zimmer desselben zu zwingen, in der Art, wie sich Heinrich IV. an dem Herzog von Mayenne rächte, als er ihn sehr schnell eine ziemlich weite Promenade in den Gärten von Monçeaur machen ließ. Er gab den Befehl, den Herzog von Cambridge, so bald er erschiene, durch alle Salons, durch alle Gallerieen zu führen, wo er den Hof, obgleich nach und nach, versammelt fand. Bei

dieser ganzen Reise fragte der unglückliche Vicekönig beständig, wo der Herzog sei, und immer wies man ihn in den nächsten Saal. Endlich kam er eben so erschöpft und müde, wie Mayenne, in ein letztes Vorzimmer, wo man ihm eine Stunde Zeit ließ, sich auszuruhen. Dann endlich wurden ihm die beiden Flügelthüren des Audienzsaales geöffnet.

Die Gründe, welche den Herzog Carl bewogen, eine große Reise durch Europa zu unternehmen, haben wir bereits angegeben. Er verließ Braunschweig Anfangs 1824 und schlug den Weg nach Italien ein. Er berührte Karlsruhe, die Residenz seiner nächsten Verwandten, und ging von hier nach Bern und Schaffhausen, wo er noch die Nachwehen des in Braunschweig erhaltenen Giftes empfand. Dann reiste er durch Wallis, ging über den Simplon und nach Mailand, wo er sich jedoch nur sechs Wochen aufhielt. In Verona blieb er acht Tage, um hier den Circus und die berühmten Grabmäler zu sehen, unter Andern das Grab von Romeo und Julie in der Kapuzinerkirche. In Venedig hielt sich der Herzog nur 14 Tage auf und ging von hier über Bologna nach Florenz, wo er den Großherzog in einem hoffnungslosen Zustande fand; wenige Tage darauf starb derselbe. Nach einem Aufenthalte von einem Monate in Florenz ging der Herzog nach dem an Denkmälern so reichen Rom und von hier nach dem herrlichen Neapel und Castellamare.

Die Hauptstadt beider Sicilien glich damals einem verschanzten Lager. Oesterreichische Regimenter bivouaquirten in den Straßen und auf den großen Plätzen; überall waren Zelte aufgeschlagen, um die Leute gegen die versengenden Strahlen der Sonne zu schützen; überall waren Kanonen aufgefahren, bei denen Artilleristen mit brennenden Lunten standen.

Der Herzog sah den König von Neapel und seine Familie sehr oft, wie auch die Erzherzogin Marie Louise, Herzogin von Parma, welche sich zu jener Zeit in Neapel aufhielt. In der Zwischenzeit hatte der Herzog eine Reise nach der Südspitze von Calabrien gemacht. Von Neapel ging er wieder über Rom und Florenz, verfolgte dann aber nicht die früher eingeschlagene Straße über Bologna, sondern wandte sich nach Livorno, von wo er nach einem 14tägigen Aufenthalt nach Genua abreiste. Hier entging er nur durch ein Wunder dem Dolche eines Meuchelmörders, der wahrscheinlich von denselben Personen angestellt war, die ein Interesse dabei hatten, ihm das Leben zu nehmen. Nachdem er in

Genua die Paläste der Doria und Fiesko bewundert hatte, reiste der Herzog durch die Boquetta, durch die berühmte Ebene von Maregno und Alexandria und ging nach Turin. Hier sollte Gift der Ungeschicklichkeit des genuesischen Bravo nachhelfen. Er wurde in einer Nacht so plötzlich und gefährlich krank, daß der herbeigerufene Arzt erklärte, der Herzog habe Gift, und wenn die Hülfe zwei Minuten später gekommen, so wäre er ohne Rettung verloren gewesen. Starke Dosen Gegengift, die von Zeit zu Zeit gegeben wurden, retteten den Herzog, der sich langsam erholte, so daß er erst 14 Tage darauf über den Mont Cenis nach Lyon gehen konnte. In dieser Stadt gefiel es dem Herzog sehr und er verließ sie nach einem achttägigen Aufenthalt nur ungern, um sich nach Paris zu begeben, welche Stadt er zum Erstenmale besuchte.

Er nahm seine Wohnung in der Straße St. Honoré, im Hôtel Maurice, wo ihn der englische Gesandte am französischen Hofe, Lord Stuart des Rosthay, abholte und in die Tuilerien brachte. Der Herzog hatte schon viele schöne Schlösser gesehen; allein dennoch überraschte ihn die Ueppigkeit der Wohnung der französischen Könige.

Als er in das Kabinet Ludwigs XVIII. trat, sah er den König vor einem Arbeitstische sitzen; allein er war so schwach, daß er sich bei dem Herzoge wegen der Unmöglichkeit aufzustehen, um ihn zu empfangen, entschuldigte. Mit Anstrengung erhob er den Kopf, um den Herzog anzusehen, ließ ihn aber sogleich wieder herab sinken.

Der Graf von Artois, welcher bald darauf als Carl X. gekrönt werden sollte, und den der Herzog besuchte, nachdem er das Kabinet des Königs verlassen hatte, war sehr niedergeschlagen über den Zustand seines Bruders, und der Herzog verhehlte dem Thronerben nicht, daß er den König mehr todt als lebendig gefunden habe. Der Graf schien tief betrübt über die Mittheilung des Herzogs, der vielleicht zuerst den hoffnungslosen Zustand des Königs von Frankreich erkannte.

Während dieses ersten Aufenthalts in Paris speiste der Herzog sehr oft bei dem Herzoge von Orleans und wohnte den Concerten bei, welche derselbe im Palais-Royal gab. Ueberhaupt behandelte ihn der Herzog von Orleans mit großer Auszeichnung und war so gütig, ihm in eigner Person seine schöne Gemäldegallerie zu zeigen und zu erklären.

Im Hôtel Maurice, wo der Herzog Carl von Braunschweig

abgestiegen war, logirte neben ihm, Thür an Thür, der Infant Don Miguel, so daß Beide Gelegenheit hatten, sich täglich zu unterhalten. Beide wohnten dem Leichenbegängniß Ludwigs XVIII. bei, der während des Aufenthaltes des Herzogs in Paris gestorben war.

Der Herzog und Don Miguel verließen Paris zu gleicher Zeit, um sich nach Straßburg und von da nach Deutschland zu begeben. In Straßburg angekommen, beklagte sich Don Miguel sehr bitter beim Herzoge darüber, daß, da er von seinem Vater, dem Könige Johann IV. von Portugal nach Frankreich geschickt sei, um hier unter Aufsicht des Königs zu bleiben, er ohne dessen Erlaubniß seinen Aufenthaltsort nicht verändern dürfe. Er mußte also so lange in Frankreich bleiben, bis es ihm gelungen sein würde, ein exéat von dem neuen Könige Carl X. zu erlangen, und er fürchtete sehr, daß man ihm die Erlaubniß, nach Deutschland zu reisen, verweigern würde. Als der Herzog seine Besorgnisse sah, schlug er ihm vor, ihn als seinen Adjutanten in den Wagen zu nehmen und so über die Rheinbrücke nach Kehl zu bringen. Don Miguel war noch unentschlossen, als die erbetene Erlaubniß von Paris eintraf.

Der Herzog hatte beinahe ein Jahr in Italien und Frankreich zugebracht; das zweite Jahr war für den Aufenthalt in England bestimmt. Es verlangte ihn, die Orte wiederzusehen, in denen er in seiner Kindheit gelebt hatte, und deren er sich mit so vielem Vergnügen erinnerte.

Nach Allem, was vorhergegangen, war es wohl sehr natürlich, daß das Verhältniß zwischen dem Herzoge Carl und seinem Oheim, dem Könige von England, eben kein freundschaftliches sein konnte. Der König konnte es nicht über sich gewinnen, seinem Neffen freundlich zu begegnen. Der Empfang war kalt und mußte eine Visite, welche der Herzog Carl dem Herzog von Susser gemacht hatte, zum Vorwande dieses Empfanges dienen.

König Georg IV. lebte mit seinem Bruder nämlich in offenem Zwiespalt. Weder er, noch sein Schwager, der Herzog von Glocester erschienen mehr am königlichen Hofe, und Prinz Leopold war vollkommen in Ungnade gefallen, weil er bei dem scandalösen Prozesse, dessen wir früher gedachten, die Partei seiner Schwiegermutter genommen hatte.

Der Herzog Carl war jedoch weit entfernt, dem Könige irgend eine Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben. Er benahm sich

mit so viel Klugheit, daß er dadurch den König zwang, ihm mit Artigkeit und der ihm gebührenden Auszeichnung zu begegnen. Er wurde oftmals zu Georg IV. eingeladen und sogar von ihm zum englischen General und Chef eines Cavallerieregiments ernannt, welches der Herzog von Kumberland ihm abtreten sollte. Dieser war aber mit den Begünstigungen gar nicht zufrieden, welche sein Bruder ihrem Neffen gewährte, und auf seine Vorstellungen hin, ließ diesem der König den Hosenbandorden anbieten, wenn er auf den ihm gegebenen Generalstitel verzichten wolle Hierzu hatte der Herzog jedoch keine Lust und trug in England nun Generalsuniform. In dieser ließ er sich malen und schickte das Portrait dem Könige, der es annahm als eine Huldigung, deren wahre Bedeutung er nicht errathen zu wollen schien.

Trotz des Mißvergnügens, welches der König darüber bezeugte, dinirte der Herzog doch sehr häufig bei dem Herzog von Sussex. Dieser legte sich durchaus keinen Zwang an und schimpfte wacker auf seinen Bruder, den König, den er nie anders als den Bigamisten nannte. Ueberhaupt verschonte er mit seinen beißenden Reden Niemand, und wußte für Jeden, der ihm nicht gefiel, einen passenden Spottnamen zu erfinden. Den Herzog von Kumberland nannte er beständig den damned backdoor gentleman und den Grafen von Münster Dirty. Diesen Spitznamen verdankte der Graf folgender Anekdote: Als er nach England kam, fragte ihn Jemand nach dem Alter seiner Gemahlin. Er antwortete: she is dirty and I am dirty too.*) Manchmal war bei dem Herzoge auch Schauspiel, und man sah hier unter Andern einige der ausgezeichnetsten Künstler Londons, Namens Meathews und Liston.

Trotz der Kälte des Königs verging dem Herzoge die Zeit in London sehr angenehm. Er konnte kaum Zeit finden, allen Vergnügungen und Festen beizuwohnen, zu denen er eingeladen war. Brillante Feste, Diners, Schauspiele, Spazierfahrten, Landpartieen, Wasserfahrten jagten sich. Man machte die Nächte zu Tagen, die Tage zu Nächten. In einer einzigen Nacht wurden oft fünf bis sechs Bälle besucht.

Vaurhall, Richmond u. s. w. wurden nach und nach von

---

*) Sie ist schmutzig und ich bin noch schmutziger. Ein Wortspiel zwischen thirty dreißig und dirty schmutzig, indem Deutsche das englische th gewöhnlich wie d aussprechen.

dem Herzoge besucht. Der Lord-Mayor zwang ihn, so zu sagen, große Diners anzunehmen, nicht allein in seinem Hause, sondern auch sogar auf einem Dampfschiffe, wo er dem Herzoge zu Ehren eine lange Rede hielt, die dieser beantworten mußte.

Die Wasserpartien waren damals (1825) in London sehr Mode. Es verging selten eine Woche ohne eine solche. Auch die Dejeuners Dansants waren sehr en vogue. Die bei dem Herzoge von Devonshire und bei der Herzogin von St. Albans zeichneten sich durch ihre Pracht aus. Bei dem des Herzogs von Devonshire spazierte eine ganze zahme Menagerie, darunter ein ungeheurer Elephant, zwischen den Gästen umher.

In London herrscht ein seltsamer Gebrauch. Anstatt nach einer durchtanzten Nacht schlafen zu gehen, giebt man sich Rendezvous. Herrn und Damen der Gesellschaft besteigen theils den St. Paulsthurm, um den Sonnenaufgang anzusehen, oder machen einen Spazierritt im Hyde-Park oder in der Constitutional Alley.

In diesen Gesellschaften sah der Herzog oftmals Sir Hudson-Lown, den berüchtigten Kerkermeister Napoleons, wie auch den Herzog von Wellington, Herrn Canning und andere berühmte Männer, die er schon beim Könige getroffen hatte. — Gegen den Herbst, als die Londoner Saison beendigt war, reiste der Herzog längs der englischen Küste über Ramsgate, Margate, Worthing, Brighton, nach Bath, welches mehr im Innern des Landes auf der Straße nach Schottland liegt, wohin der Herzog gehen wollte.

Er blieb einige Tage in Bath und reiste dann nach Bristol, Clifton, Birmingham, Liverpool und Leichester. Dann besuchte er das in der Nähe von Manchester liegende Schloß des Herzogs von Devonshire Chatsworth. Er sah auch das Schloß Fotheringhay, wo die eben so schöne als unglückliche Königin Maria Stuart hingerichtet wurde. Man zeigt dort noch den Saal, in welchem es geschah, und das Beil, mit welchem der schöne Kopf abgeschlagen wurde. Der Herzog besuchte auch die größte Ruine in England, die des Schlosses Kenilworth, welches durch Walther Scotts Roman als das prachtvolle Schloß des Grafen von Leicester, Liebling der Königin Elisabeth, so bekannt ist. Für den Herzog hatte dieser Ort noch ein anderes Interesse; denn hier war die Hochzeit eines seiner Vorfahren, Heinrichs des Löwen mit einer englischen Prinzessin gefeiert worden.

Edinburgh gefiel dem Herzoge sehr wohl. Diese Stadt ist eine der schönsten in den drei Königreichen und reich an unglück-

lichen Erinnerungen. Zu Holy-Rood hatte man von dem Fußboden des Toilettenzimmers der Königin Maria Stuart noch nicht das Blut des unglücklichen Rizzio vertilgt, welches hier auf Befehl Darnley's vergossen wurde. Auf allen Vorsälen der Gemächer waren noch die Namen der verbannten Bourbons angeschrieben, welche sie bewohnt hatten, und wenige Jahre darauf sollten sie abermals dem Grafen von Artois, nachdem er die Krone von Frankreich getragen, zum Zufluchtsorte dienen, der Krone und Reich im Stiche lassen mußte, weil er Gottes Stimme verkannte, die sich den Königen durch die Stimme ihrer Völker offenbart. Der Herzog sah später noch oftmals Carl X. und die königliche Familie von Frankreich, wie auch den Herzog von Orleans, nunmehr Louis Philipp, König der Franzosen.

Während seines Aufenthaltes in Edinburgh ertheilte man dem Herzoge das Ehrenbürgerrecht, als ein Zeichen der Achtung, welche diese Stadt für seine Person hegte.*)

Er sah in Schottland zwei Tunnel, die früher erbaut waren als der, welchen die Kühnheit eines französischen Ingenieurs unter der Themse gegraben hat.

Von Edinburgh ging der Herzog nach Glasgow, der zweiten Stadt des Königreichs Schottland. Er kam hier gerade zur Zeit des Theaters an und wollte der Vorstellung beiwohnen, welche eine Kunstreitergesellschaft gab. Das Stück, welches sie darstellte, war die Schlacht bei Waterloo. Gerade als der Herzog in die Loge trat, sank sein Vater tödtlich getroffen nieder; derselbe wurde von einem Stallmeister der Gesellschaft in der schwarzen braunschweigischen Uniform dargestellt, und war an den Orden zu erkennen, die der Herzog in der Schlacht bei Waterloo getragen hatte.

Von Glasgow reiste Herzog Carl nördlich, besuchte die schottischen Hochlande und ließ keine der Merkwürdigkeiten unbeachtet, mit welchen die Natur diese eigenthümliche Gegend reichlich geschmückt hat. Dann ging er wieder über Edinburgh nach London. Er schlug den Weg über York ein und kam hier gerade zu der großen musikalischen Festlichkeit an, die man in dieser Stadt alle 50 Jahre feiert. Zu Doncaster wohnte er dem schönen Pferderennen bei, denn es war gerade in der Jahreszeit, wo die zahlreichen Sportsmen aus allen Theilen Englands hier zusammen kommen.

---

*) Aktenst. Nr. 36.

Nachdem der Herzog nach London zurückgekehrt war, machte er bald darauf eine zweite Excurſion nach Melton-Mowbray, dem Rendez-vous für die Parforcejagd. Er machte hier mit ſeinen Pferden manchen gefährlichen Sprung, ohne jedoch Schaden zu leiden, ein einziges Mal ausgenommen, wo er, aber nicht gefährlich, verwundet wurde.

Nachdem ſich der Herzog ungefähr ein Jahr in England aufgehalten hatte, ging er wieder nach Paris, wo er in der rue Richelieu, im Hôtel des Princes abſtieg. Da der Winter begann, und der Herzog mehrere Monate in Paris blieb, ſo traf er hier einen großen Theil der londoner Geſellſchaft wieder und ſetzte das geräuſchvolle und bewegte Leben fort, welches er in London geführt hatte. Während des Winters erhielt er die Nachricht von dem Tode des Kaiſers Alexander von Rußland und des Königs von Baiern, die beide ſeine Oheime waren. Dieſe Todesfälle ſtörten jedoch die Pariſer keineswegs in ihrer Carnevals-Fröhlichkeit.

Neuntes Kapitel.

Rückkehr des Herzogs nach Braunschweig. — Er entläßt seine beiden Adjutanten. — Verändertes Benehmen des Herzogs. — Ligue gegen Herrn von Schmidt-Phiseldeck. — Herr von Oeynhausen. — Herr von Münchhausen. — Abschiedsgesuch des Herrn von Schmidt. — Seltsames Benehmen desselben. — Gründe zum Verdacht. — Graf Spiegel. — Eine Untersuchungskommission. — Reise des Herzogs nach Berlin und Leipzig. — Ein Familienkongreß. — Der Herzog erhält in Leipzig die Nachricht von der Flucht des Herrn von Schmidt-Phiseldeck. — Sendungen nach Hannover. — Die hannöversche Regierung weigert sich, Herrn von Schmidt auszuliefern. — Herr von Schmidt hat sehr wichtige Dokumente und das Privatvermögen des Herzogs mitgenommen. — Georgs IV. Kunstgriffe, um dieses Vermögen nicht herauszugeben. — Sonstige Nachtheile, welche die Flucht des Herrn von Schmidt hatte. — Der Steckbrief. — Georg IV. dadurch sehr erzürnt. — Die preußische Staatszeitung. — Erbärmlichkeit der preußischen Regierung. — Streit in Journalen und Broschüren. — Fabel von der Veranlassung zu der Flucht des Herrn v. Schmidt-Phiseldeck.

Wir haben bis jetzt noch nicht von den Personen gesprochen, welche den Herzog Carl auf seinen langen Reisen in Italien, Frankreich und England begleiteten. Es waren dies erstlich der Baron von Oeynhausen, der dem Baron von Thielau, wenn auch nicht in seiner Charge, doch in den Funktionen eines Oberstallmeisters gefolgt war; ferner seine beiden Adjutanten, Baron von Bülow und Hauptmann Bause, von welchem letzteren schon früher die Rede gewesen ist. Mit diesen beiden Adjutanten hatte der Herzog

große Ursache unzufrieden zu sein, und er würde sie schon auf der Reise von seiner Person entfernt haben, wenn er nicht jedes Aufsehen im fremden Lande hätte vermeiden wollen. Diese beiden Herren beurtheilten den Herzog sehr falsch. Sie waren in Braunschweig Zeuge davon gewesen, wie derselbe Alles that, was Herr Schmidt-Phiseldeck wollte, und da sie den Grund von der Handlungsweise des Herzogs nicht kannten, so nahmen sie das für einen Beweis von Schwäche, was gerade von der Charakterfestigkeit des Herzogs zeugte. Auf diese irrige Voraussetzung fußend, hatten sie nichts Anderes im Sinn, als sich ganz und gar ihres Herrn zu bemächtigen und ihn nach ihren Gefallen zu leiten und zu führen.

Hauptmann Bause hielt es zur Erreichung dieses Zweckes für vortheilhaft, sich in die Intriguen einzulassen, welche Georg IV. fortwährend spann, um die Art von Oberaufsicht, welche er sich über den Herzog angemaßt hatte, bis in die Unendlichkeit auszudehnen.

Diese Veränderung des Hauptmanns Bause wurde besonders seit dem Aufenthalte in England bemerkbar. Der Herzog war entschlossen, die ihm aufgedrungenen Fesseln abzustreifen, die ihn desto härter drückten, je näher der Zeitpunkt kam, an welchem sein dem Fürsten Metternich gegebenes Versprechen erlosch, und er freier Herr seiner Handlungen wurde.

Im März des Jahres 1826 kehrte der Herzog nach Braunschweig zurück. Er entfernte sogleich seine beiden Adjutanten und ersetzte sie durch den Hauptmann von Girsewald und den Lieutenant von Grabau. Ueberhaupt fand er es für gut, nun etwas anders aufzutreten, wie vor seiner Abreise. Früher gab er zu allen im Geheimeraths-Kollegium gemachten Vorschlägen seine Zustimmung, ohne an der Diskussion besondern Antheil zu nehmen, wenn sich ja eine erhob, was jedoch, wie wir schon früher sahen, nicht gut der Fall sein konnte. Jetzt aber untersuchte und diskutirte er alle Anträge ganz genau, und verweigerte sogar oftmals durchaus seine Genehmigung.

Diese Veränderung im Benehmen des Herzogs entging Herrn von Schmidt nicht; aber es blieb eben so wenig den zahlreichen Feinden desselben verborgen. Diese hatten es bisher nicht gewagt, sich zu rühren, da sie die Macht des Herrn von Schmidt für unerschütterlich und für weit gesicherter als die des Herzogs hielten, indem sie wußten, daß der Geheimerath an dem Könige von Eng-

land einen mächtigen Rückhalt hatte. Jetzt aber, als sie sahen, daß seine Macht zu wanken begann und sich eine Möglichkeit zeigte, sie zu stürzen, da faßten sie Muth und verbanden sich gegen ihn. Sie näherten sich dem Herzoge mehr als sie es bisher gewagt hatten, und suchten ihn immer mehr gegen einen Mann einzunehmen, gegen den er schon Gründe zur Unzufriedenheit im Uebermaaße hatte.

An der Spitze dieser neuen Ligue stand der Baron von Oeynhausen, der, wie wir wissen, den Herzog auf all' seinen Reisen begleitet hatte und ihm auch jetzt noch als sein erster Stallmeister am nächsten war. Die zweite Person war der Kammerherr Baron von Münchhausen, Gouverneur des Prinzen Wilhelm, den der Herzog zum Zeichen seiner Zufriedenheit bereits zum Obersten befördert hatte. Dann folgte der Kammerherr Baron von Weltzien, der Rath Bosse und der Advokat Fricke, welche letztere besonders von dem Baron von Münchhausen protegirt wurden; außerdem noch eine Anzahl anderer, weniger bedeutender Personen.

Wenn nun auch der Herzog den Entschluß gefaßt hatte, sich selbst um die Regierungsgeschäfte zu bekümmern, so wollte er doch nicht geradezu mit Herrn von Schmidt-Phiseldeck brechen. Dieser that jedoch die ersten Schritte zur Trennung und benahm sich dabei, wie wir sehen werden, mit ziemlicher Unverschämtheit.

Am 15. Oktober, Nachmittags, versammelte sich der Conseil wie gewöhnlich, und Herr von Schmidt-Phiseldeck wohnte demselben bei, ohne daß sich in seinem Wesen etwas Ungewöhnliches bemerken ließ. Als die Sitzuug beendigt war und der Herzog in sein Kabinet kam, fand er dort einen an ihn adressirten Brief von der Hand des Herrn von Schmidt*). Als der Herzog den Kammerdiener wegen dieses Briefes befragte, antwortete ihm dieser, daß Herr von Schmidt ihm den Brief in Person gebracht und ihn gebeten habe, denselben dem Herzoge selbst einzuhändigen.

Als der Herzog den Brief erbrach, sah er, daß derselbe ein Abschiedsgesuch des Herrn von Schmidt enthielt. Dieser gestand darin sehr offenherzig, daß ihm schon seit Jahren eine Stelle im hannöverschen Geheimeraths-Kollegium zugesichert sei. Mit andern Worten hieß dies eingestehen: der König von England hat mir bei Uebernahme der Vormundschaft versprochen, mich nach Beendigung derselben zum hannöverischen Minister zu machen, wenn

*) Aktenst. Nro. 37 und 38.

ich mich seinen Absichten gemäß betrage, das heißt, wenn ich alle Angelegenheiten der Vormundschaft einzig und allein seinem Willen überlasse. Die Vormundschaft hat nun ein Ende, und es würde mir sehr übel ergehen, wenn der Herzog genaue Rechenschaft über meine Geschäftsführung verlangen sollte.

Dieser Schritt des Herrn von Schmidt überraschte den Herzog nicht wenig. Er ließ ihn sogleich zu sich rufen. Herr von Schmidt erschien, und der Herzog verlangte von ihm eine kategorische Erklärung über die Art seines Gesuches und die Beweggründe, welche ihn dazu veranlaßt hätten. Herr von Schmidt äußerte, daß ihm die Rücksicht für seine Familie geböte, diese mit einem höhern Gehalte verknüpfte, ihm angebotene, Stelle anzunehmen. Nachdem er diesen und einige andere leere Gründe ähnlicher Art vorgebracht hatte, bat er den Herzog, die Gnade zu haben und sogleich in seine Entlassung zu willigen.

Der Herzog hatte aber wichtige Gründe, dies nicht sogleich zu thun; denn abgesehen von dem Verdacht, welchen das Drängen des Herrn von Schmidt in ihm erregen mußte, so war es doch unumgänglich nöthig, daß dieser, ehe ihm der Abschied bewilligt werden konnte, über die Lage der Regierungsgeschäfte Rechenschaft ablegte, die bis dahin einzig und allein in seinen Händen gewesen waren. Außerdem mußte er auch über die Verwaltung des Privatvermögens des Herzogs Rechnung ablegen und, wenn er nur etwas Gefühl für Schicklichkeit gehabt hätte, Jemand bezeichnen, der ihn ersetzen konnte, und dem Herzoge die nöthigen Nachweisungen geben.

Auf die Bemerkungen, welche der Herzog in dieser Beziehung machte, schlug er ihm vor, den Oberkammerherrn Baron von Münchhausen zu seinen ersten Minister zu ernennen. Niemand in der Welt war weiter davon entfernt als der Oberkammerherr, auf einen solchen Posten Anspruch zu machen. Der Herzog machte Herrn von Schmidt das Unpassende seines Vorschlags bemerklich; allein dieser antwortete darauf gar nicht, sondern drang in den Herzog, ihm eine bestimmte Erklärung zu geben, weil der hannöverische Kourier in einer Stunde abgehe und er ihm die Antwort mitgeben wolle, ob er das gemachte Anerbieten annehmen könne oder nicht.

Diese große Eile bestärkte den Herzog noch mehr in dem schon gefaßten Verdacht, und er entschloß sich, die Bitte des Herrn von Schmidt rund abzuschlagen. Dieser mußte daher nothgedrungen

in Braunschweig bleiben und der nächsten Sitzung des Conseils beiwohnen. Als diese beendigt war und der Herzog das Zimmer verlassen wollte, näherte sich ihm Herr von Schmidt und bat für einige Worte um Gehör. Der Herzog trat mit ihm in eine Fensternische; und hier erneuerte Herr von Schmidt sein Abschiedsgesuch. Der Herzog hatte das erwartet und war darauf vorbereitet. Gleich nach Empfang des Briefes von Herrn von Schmidt hatte er den Kammerherrn von Münchhausen und den Stallmeister Baron von Oeynhausen zu sich rufen lassen und mit ihnen darüber berathschlagt, was er in dieser Angelegenheit thun solle. Beide waren ganz einstimmig der Meinung, daß der Herzog Herrn von Schmidt den Abschied nicht früher bewilligen dürfe, als bis dieser die von ihm verlangte Rechenschaft abgelegt haben würde.

Diese wiederholte Weigerung des Herzogs machte Herrn von Schmidt wüthend; er schrie so laut, daß sich alle andern Räthe der Fensternische näherten und sogleich die Partei des Herrn von Schmidt ergriffen, was uns eben nicht wundern kann. Sie hatten sämmtlich ein eben so böses Gewissen wie dieser, und wagten sie es, sich in seiner Gegenwart gegen ihn auszusprechen, so konnte er sich rächen und ihre fehlerhaften Handlungen aufdecken. Der Herzog war dieses Geschwätzes müde, und befahl Herrn von Schmidt, ihm in sein Kabinet zu folgen. Hier erneuerte dieser seinen Angriff und bat den Herzog, ihn sogleich abreisen zu lassen. Als er endlich sah, daß alle seine Worte unnütz waren, gerieth er außer sich, stampfte mit den Füßen auf den Boden, und hatte die Kühnheit zu sagen: „Nun gut! Jetzt bitte ich nicht mehr und werde schon Mittel finden, ohne Erlaubniß fortzukommen *).“

Zu dieser Zeit erhielt der Herzog von seinen Verwandten eine Einladung, nach Berlin zu kommen. Er lehnte dieselbe jedoch ab, da die Verhältnisse und Vorgänge in Braunschweig seine Gegenwart durchaus erforderten. Da er jedoch befürchtete, daß man diese Weigerung übel nehmen möchte, und er, so lange er zur Regierung gekommen, noch niemals in Berlin gewesen war und dem Könige seine Aufwartung gemacht hatte, so entschloß er sich dennoch zur Reise, obgleich er die feste Ueberzeugung hatte, daß Herr von Schmidt seine Abwesenheit zur Flucht benutzen werde. Diese Ueberzeugung war in ihm so stark, daß er den Staatsrath Bosse kommen ließ und ihm den Verdacht, den er hatte, mittheilte;

*) Aktenst. Nro. 39.

allein dieser suchte den Herzog davon abzubringen, indem er die Meinung äußerte, daß Herr von Schmidt sich den Folgen eines solchen Schrittes niemals aussetzen würde.

Ehe der Herzog abreiste, versetzte er seinen Kammerherrn Baron von Münchhausen, ehemaligen Gouverneur des Prinzen Wilhelm, in den Staatsrath und ernannte ihn außerdem zum Hofmarschall, wie auch Herrn Bosse zum Staatsrath, und beauftragte diese beiden Herren, ihn durch einen besondern Kourier davon zu unterrichten, wenn Herr von Schmidt während seiner Abwesenheit den Versuch machen sollte, sich zu entfernen.

Einige Zeit vorher war Graf Spiegel, der österreichische Gesandte, in Braunschweig angekommen. Er brachte Antwort auf einen Brief, welchen der Herzog an den Fürsten Metternich geschrieben, worin er ihm die Aufführung des Herrn von Schmidt erzählt und um seinen Rath gebeten hatte.

Graf Spiegel nahm es auf sich, die Angelegenheit zwischen dem Herzoge und Herrn Schmidt zu arrangiren, und veranlaßte Ersteren, eine Kommission*) zusammenzusetzen, welche die Verwaltung des Herrn von Schmidt untersuchen sollte. Dieser würde wahrscheinlich ruhig in Braunschweig geblieben und mit seiner Pension von 3000 Thalern zufrieden gewesen sein, wenn ihm die Untersuchungskommission nicht Furcht eingeflößt hätte. Diese mußte natürlich von ihm Rechnungsablage verlangen, und das schien Herr von Schmidt durchaus zu scheuen, so daß er später sein Heil in der Flucht suchte.

Der Herzog kam zu spät nach Berlin. Seine Verwandten waren nicht mehr dort. Er blieb deshalb nur einen Tag und reiste dann, um sie einzuholen, nach Leipzig, wo sich eine Art von Familienkongreß versammelt hatte. Es waren hier die Königin und drei Prinzessinnen von Baiern, der damalige Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen, die königliche Familie von Sachsen, die Erzherzogin Franz Carl von Oesterreich, der Prinz Wilhelm von Braunschweig u. s. w.

Nach Leipzig hatten den Herzog begleitet der General Baron von Herzberg, der erste Stallmeister Baron von Oeynhausen, der Baron von Girsewald, der, seit er an der Person des Herzogs attachirt war, vom Capitain bis zum Obersten avancirte, und der Capitain Baron von Grabau.

---

*) Aktenst. Nro. 40.

Als der Herzog mit seinen fürstlichen Verwandten in Leipzig bei Tafel saß, brachte ihm ein als Kourier von Braunschweig abgeschickter Offizier eine Depesche *). Die Königin von Baiern präsidirte bei Tafel. Der Herzog, welcher ihr zur Rechten saß, bat sie um Erlaubniß, die erhaltene Depesche lesen zu dürfen. Diese enthielt die Nachricht von der geheimen Flucht des Herrn von Schmidt-Phiseldeck, die ihm Herr von Münchhausen zugleich mit der Notiz anzeigte, daß die alten Mitglieder des geheimten Raths und Freunde Schmidts von dieser Flucht unterrichtet gewesen zu sein schienen und versucht hätten, ihn (Baron von Münchhausen) daran zu verhindern, dem Herzoge davon Nachricht zu geben. Nachdem der Herzog der Königin in kurzen Worten den Inhalt der Depesche mitgetheilt hatte, bat er, ihm zu erlauben, daß er die Tafel verlassen dürfe, um die nöthigen Befehle zu geben.

Die Nachricht von der Flucht des Herrn Schmidt überraschte den Herzog, wenn sie ihm auch eigentlich nicht unerwartet kam. Als er in sein Zimmer zurückgekehrt war, überlas er noch einmal den Brief des Barons von Münchhausen und diktirte dann drei Depeschen, welche seinem Premier-Minister zur Unterschrift vorgelegt werden sollten **). Er benachrichtigte sogleich den preußischen und österreichischen Hof von diesem Vorfalle und verlangte ferner, wie er dazu vollkommen Recht hatte, von der hannöverischen Regierung die Auslieferung des Verräthers Schmidt, wenn dieser es gewagt haben sollte, sich in das hannöverische Land zu flüchten.

Dann gab der Herzog seinem Adjutanten, Baron von Grabau, der als Kourier nach Braunschweig gehen sollte, eine von ihm unterzeichnete Ordre an sein Ministerium mit, welche diesem befahl, die Maßregeln zur Ausführung zu bringen, die ihm mündlich von Herrn von Grabau mitgetheilt werden würden. Dieser erhielt eine vom Herzoge diktirte und unterzeichnete Instruktion mit, in der diese Maßregeln näher bezeichnet waren, damit er bei seiner Rückkehr nach Braunschweig über keinen Punkt im Unklaren sein möchte. Als der Kapitän von Grabau als Kourier abgereist war, ging der Herzog wieder zur Gesellschaft.

Als Herr von Grabau in Braunschweig ankam, war die dortige Regierung schon von der Ankunft des Herrn von Schmidt in Hannover unterrichtet, und es konnten nun ungesäumt die für

---

*) Aktenst. Nr. 41.

**) Aktenst. Nro. 42, 43, 44, 45 und 46.

diesen Fall gegebenen Befehle des Herzogs ausgeführt werden. Man sandte sogleich einen Gensd'armerie-Offizier mit vier Mann nach Hannover. Der Offizier hatte eine Depesche an das hannöverische Ministerium bei sich, in welcher die Autorisation dazu verlangt wurde, Herrn von Schmidt verhaften zu dürfen; ferner eine andere, welche den Militairgouverneur über die Gründe seiner Gegenwart unterrichtete, und endlich eine ministerielle Depesche für den Rath Schmidt *): „Im Namen des Herzogs wird der Rath von Schmidt aufgefordert, nach Braunschweig zurückzukehren, um Rechenschaft über die Führung seines Ministeriums abzulegen. Will er dieser Aufforderung Folge leisten, so wird ihm ein Geleitsbrief und seine persönliche Freiheit zugesichert. Sollte er sich jedoch weigern, diesem Befehle Folge zu leisten (und wenn die hannöverische Regierung nicht die augenblickliche Arrestation bewilligt), so wird er des Hochverrathes angeklagt werden; man wird auf dem Markte in Braunschweig seinen Wappenschild durch den Henker zerbrechen lassen u. s. w."

Herr von Schmidt-Phiseldeck war weit davon entfernt, dieser Vorladung Folge zu leisten. Es schien ihm weit sicherer, sich dem Schutze des Königs von England anzuvertrauen, als der Gerechtigkeit einer Untersuchungskommission. Daß Georg IV. diese Gelegenheit mit Vergnügen ergreifen würde, um seinem Neffen offen entgegenzutreten, davon war Herr von Schmidt überzeugt, und um ihn einigermaßen für den Skandal, den dies offenbar herbeiführen mußte, zu entschädigen, hatte er die wichtigsten Dokumente aus dem Archive des Herzogs und außerdem einen großen Theil von dem Privatvermögen desselben mitgenommen, welches sich noch in seinen Händen befand **). Uebrigens brauchte er in Bezug auf den König gar nicht ängstlich zu sein. Daß dieser den öffentlichen Skandal nicht scheute, hatte er bei Gelegenheit des Prozesses mit seiner Gemahlin hinlänglich gezeigt. Herr von Schmidt händigte daher dem Gensd'armerie-Offizier eine schriftliche Erklärung ein, daß er den Befehlen seiner Regierung nicht folgen wolle.

In Bezug auf das noch in seiner Verwahrung befindliche Privatvermögen des Herzogs erklärte er diesem, daß er darüber einzig und allein dem Könige von England Rechnung abzulegen habe, und daß er es in dessen Hände niederlegen wolle. Georg IV.

---

*) Aktenstücke Nro. 47.
**) Aktenst. Nro. 48.

ließ sich dies sehr wohl gefallen und das von Herrn von Schmidt aus Braunschweig entführte Geld in Empfang nehmen, und zwar unter dem Vorwande, daß der Herzog nach englischen Gesetzen noch immer nicht mündig sei und ihm der Genuß seines Privatvermögens nicht zustehe. Wenn wir nun auch gerade nicht behaupten wollen, daß der König von England die Absicht gehabt habe, dieses Vermögen ganz für sich zu behalten, so beweisen doch seine Ausflüchte und Winkelzüge, daß er es so lange wie möglich in Verwahrung behalten wollte, um beständig ein Mittel in Händen zu haben, wodurch er den Herzog Carl zu seinem Willen zwingen zu können glaubte. Als dieser nun endlich das in England für die Mündigkeit festgesetzte Alter erreicht hatte, verlangte er mit vollem Fug und Recht sein bei seinem Vormunde deponirtes Vermögen; allein Georg IV. wußte abermals ein Hinderniß zu schaffen, um die Auszahlung desselben noch für einige Jahre zu verzögern. Das englische Gesetz mußte ihm abermals als Deckmantel dienen. Er erklärte, daß er das Vermögen der Erben des Hauses Braunschweig an den Herzog nicht allein auszahlen könne, da die Hälfte desselben seinem Bruder gehöre und die Theilung vor der Mündigkeit desselben gesetzlich nicht vorgenommen werden könne.

Der Herzog stellte vergeblich vor, daß ja der König selbst diese Theilung veranlaßt habe, und sie unter keiner besondern Aufsicht gemacht worden sei, zwischen seinem Vermögen und dem seines Bruders daher von einer Gemeinschaftlichkeit gar nicht die Rede sein könne. König Georg wollte einmal nicht zahlen und wußte immer wieder die englischen Gesetze vorzusetzen, die er vor allen Dingen beobachten müsse. Der Herzog war der Schwächere und mußte geduldig den Zeitpunkt abwarten, bis auch sein Bruder nach englischen Gesetzen mündig würde, um sein Vermögen von Neuem zu reklamiren. Nun erklärte sich Georg IV. zur Herausausgabe des Vermögens bereit, wenn der Herzog sich in der zwischen ihnen bestehenden Streitsache vor ihm beugen wolle. Der Herzog war aber viel zu stolz, eine solche unwürdige Bedingung einzugehen, und so behielt der König von England das Vermögen bis zu seinem Tode auf unrechtmäßige Weise in Verwahrung. Wir werden späterhin wieder auf dieses Kapitel zurückkommen.

Unter den obwaltenden Umständen würde der Herzog nicht daran gedacht haben, die Auslieferung des Herrn von Schmidt zu verlangen, wenn zwischen Braunschweig und Hannover nicht

ein Vertrag bestanden hätte, durch welchen sich beide Länder gegenseitig verpflichteten, diejenigen Personen, welche sich aus dem einen Lande ins andere flüchten würden, auf Requisition der Behörden auszuliefern *). In dem vorliegenden Falle konnte die hannöverische Regierung um so weniger schwanken, diesem Vertrage gemäß zu verfahren, als es sich um einen ganz gemeinen, wenn auch hochgestellten Betrüger handelte, der sich mit ihm anvertrautem Gelde und wichtigen Dokumenten davon gemacht hatte. Trotzdem schlug es Georg IV. nicht allein rund ab, Herrn von Schmidt auszuliefern, sondern erklärte auch, daß dieser ganz nach seinem Willen gehandelt habe und er jedes feindliche Verfahren gegen denselben als gegen seine königliche Person gerichtet ansehen würde.

Wie wir schon früher erzählten, hatte der Herzog den Fürsten Metternich sogleich von dem Abschiedsgesuche des Herrn von Schmidt unterrichtet und sich seinen Rath in dieser Angelegenheit erbeten. Es entspann sich ein Briefwechsel zwischen dem Herzoge und dem österreichischen Minister, und dieser hatte es sich vom Herzoge als eine ganz persönliche Gefälligkeit erbeten, daß er Herrn von Schmidt den Abschied bewillige, indem er förmlich versprach, ihm alle nur gewünschten Erklärungen über die Geschäftsführung, wie über die Anwendung der Staatsgelder und des Privatvermögens des Herzogs zu verschaffen. Der Herzog war in viel wichtigern Dingen der Ansicht des Fürsten gefolgt und war durchaus nicht abgeneigt, es auch dies Mal zu thun. Er hatte jedoch noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, als er nach Berlin und Leipzig abreiste, und die in seiner Abwesenheit bewerkstelligte Flucht des Herrn von Schmidt den Stand der Sache vollkommen veränderte.

Diese Flucht konnte dem Herzoge durchaus nicht gleichgültig sein. Denn abgesehen von dem Gelde und den wichtigen Dokumenten, welche Herr von Schmidt mitnahm, war er auch in eine Menge von Dingen eingeweihet, deren Bekanntmachung in Hannover dem Herzogthum Braunschweig zum großen Nachtheil gereichen konnte. So kannte er z. B. ganz genau alle auf das Zollwesen bezüglichen Gesetze, Instruktionen, Reglements und Gebräuche, so daß er dadurch in den Stand gesetzt wurde, Hannover zum Nachtheile Braunschweigs zu bereichern, was er dann auch nicht zu thun ermangelte, wie wir in der Folge sehen werden **).

*) Aktenst. Nro. 49.

**) Aktenst. Nro. 50 und 51.

Der Herzog hatte daher außer seinem gesetzlichen Rechte noch die wichtigsten Gründe, alles Mögliche zu versuchen, um des entflohenen Verräthers habhaft zu werden. Herr von Schmidt wurde demnach von der braunschweigischen Regierung mit Steckbriefen verfolgt, wie es ganz in der Ordnung ist; denn was dem niedrig gestellten und armen Verbrecher Recht ist, ist noch weit billiger gegen einen solchen, dem viel anvertraut und in dessen Hände gleichsam das Wohl und Wehe des Staates gelegt war. Fühlte sich Herr von Schmidt unschuldig, obgleich dies wohl durchaus nicht anzunehmen ist, so konnte doch nur er allein durch den gegen ihn erlassenen Steckbrief beleidigt sein; allein diese Maßregel gegen einen des Verrathes und Unterschleifs angeklagten braunschweigischen Unterthanen konnte doch keinesweges den König von England kränken. Weshalb mischte er sich in eine Angelegenheit, in welcher er bis dahin durchaus in keiner Weise kompromittirt war? Allein die Schritte, die er zu thun für gut hielt, waren der Art, daß sie nicht anders sein konnten, wenn er expreß darauf ausgegangen wäre, sich zu kompromittiren. Wenn Jemand über eine Beleidigung zu klagen hatte, so war es der Herzog; denn stärker konnte Georg IV. die Geringschätzung gegen seinen Neffen wohl nicht ausdrücken, als dadurch, daß er den von ihm verfolgten Verbrecher nicht allein in seinen besondern Schutz nahm, sondern daß er ihn sogar zu seinen Minister machte! Das geschah aber in der That und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß selbst ein Blinder erkennen konnte, wie diese Entwicklung so vieler Intriguen schon früher vorbereitet war.

Die preußische Regierung hatte den Steckbrief gegen Schmidt-Phiseldeck in der Staatszeitung abdrucken lassen; allein bald gelang es dem Einflusse der englischen Agenten, die preußische Regierung zu bewegen, diesen Steckbrief zurücknehmen zu lassen. Dieses geschah auf eine eben so unwürdige als lächerliche Weise. Man erklärte, daß dieser Steckbrief aus Versehen in die Staatszeitung gekommen sei! Eine einfältigere Erklärung konnte man in der That nicht gut geben. Daß die braunschweigische Regierung eine solche Beleidigung und Verletzung des gemeinen Rechts nicht ruhig ertragen konnte, liegt auf der Hand. Sie beklagte sich darüber bei dem preußischen Kabinet.

Bald eröffnete nun die hannöverische Regierung in ihrer Staatszeitung einen Federkrieg gegen die braunschweigische Re-

gierung, und damit begann Georg IV. diesen öffentlichen Skandal zwischen beiden Regierungen, der so lange Zeit währen sollte *). Herr von Schmidt hatte durchaus keinen Grund zur Flucht aus Braunschweig. Man hatte ihn hier niemals beunruhigt. Er lebte in so vollkommener Freiheit, wie zur Zeit, als er an der Spitze der Geschäfte stand. Man hat die Behauptung aufgestellt, daß seine Flucht durch eine Zuschrift veranlaßt worden sei, welche man ihm auf Befehl des Geheimeraths zugestellt habe. In dieser Schrift hätte man von ihm Nachweisungen verlangt, und im Falle er diese nicht geben werde, gedroht. Da er nun diese Nachweisungen weder habe geben können noch wollen, so habe er endlich geglaubt, sich anderweitigen Nachforschungen durch die Flucht entziehen zu müssen.

Diese Erzählung würde passabel klingen, wenn ihre Unhaltbarkeit nicht am Tage läge. Das Geheimeraths-Kollegium war zu jener Zeit aus Kreaturen des Herrn von Schmidt zusammengesetzt, aus Strohpuppen, die er mit dem Titel „Rath" versehen hatte. Diese Leute waren nur Maschinen des Herrn von Schmidt und würden sich wohl gehütet haben, die geringste Maßregel gegen ihn zu ergreifen, die nur den Anschein von Strenge hatte, weil sie seinen Einfluß beim Könige von England kannten und diesem zu mißfallen fürchteten. Ist also jemals eine solche Schrift an Herrn von Schmidt erlassen worden, so kann man auch vollkommen davon überzeugt sein, daß sie durch ihn selbst veranlaßt wurde, um nur irgend einen Grund für seine Flucht beibringen zu können. Hätte sich die Sache anders verhalten und hätte Herr von Schmidt geglaubt, sich rechtfertigen zu können, so würde er ganz gewiß nicht den freien Geleitsbrief **) unbenutzt gelassen haben, der ihm von dem Herzoge angeboten wurde.

---

*) Aktenst. Nro. 52 und 53.

**) Aktenst. Nro. 54 und 55.

Zehntes Kapitel.

Die braunschweigische Regierung klagt gegen Herrn von Schmidt bei einem hannöverischen Gerichte. — Gewaltschritt des Königs gegen dies Gericht. — Der Herzog schickt einen Aufsatz an den Herzog von Clarence. — Mißbrauch, den Graf Münster damit macht. — Opfer, die der Herzog bringt, um öffentlichen Skandal zu vermeiden. — Das Schreckbild des Herrn von Schmidt. — Große Mäßigung des Herzogs. — Er faßt einen würdigen Entschluß. — Edikt vom 10. Mai 1827. — Antwort und Entgegnung. — Herr von Spiegel und die französischen Journale. — Der Constitutionnel. — Gefährliche Verwundung. — Gefährliche Medizin. — Reise nach Carlsbad und Töplitz. — Prinz Wilhelm von Braunschweig. — Merkwürdige Winke des Herzogs von Kumberland. — Neue Konferenzen mit dem Fürsten Metternich. — Noten der Höfe von London, Berlin und St. Petersburg. — Ueberschwengliche Forderungen Georgs IV. — Aussichten zur Versöhnung.

Die Flucht des Herrn von Schmidt-Phiseldeck von Braunschweig machte zu ihrer Zeit so großes Aufsehen, und hatte so wichtige Vorfälle in ihrem Gefolge, daß wir diesen Gegenstand nicht verlassen können, ehe wir ihn nicht von allen Seiten beleuchtet und besprochen haben. Wie wir schon erzählten, eröffnete Georg IV. einen förmlichen Journalkrieg gegen seinen Neffen und die braunschweigische Regierung. Letztere vertraute auf die Gerechtigkeit ihrer guten Sache und war entschlossen, sie gerichtlich entscheiden zu lassen. Sie wandte sich deshalb an den ersten Gerichtshof des Königreichs Hannover. Allein König Georg IV. würde es sehr ungern gesehen haben, wenn seine Machinationen

ans Licht gekommen wären, wenigstens geht dies daraus hervor, daß er ein gerichtliches Verfahren dadurch zu verhindern suchte und auch wirklich verhinderte, daß er dem Gerichte, vor welches die Angelegenheit gebracht worden war, gradezu verbot, dieselbe anzunehmen; und um jede andere öffentliche Bekanntmachung und Beleuchtung seiner Handlungsweise von Seiten des Herzogs zu hintertreiben, wußte er vermittelst Bestechung zu verhindern, daß die Antworten desselben auf seine abscheulichen Angriffe in die öffentlichen Blätter aufgenommen wurden *). Das ist in Deutschland, auf dem die Schande der Censur lastet, eben nicht schwierig. Es bedarf nur einiger Instruktionen an die betreffenden Censoren, einiger gut angebrachten Bestechungen an die Redaktionen der Journale, und kein Wort gegen irgend einen König wird gedruckt.

Die hannöverische Zeitung zum Beispiel nahm alle gegen den Herzog gerichteten unwürdigen Angriffe mit der größten Bereitwilligkeit auf, allein wenn sie auch dazu Lust gehabt hätte, sie durfte keine Zeile der Entgegnung in ihren Spalten abdrucken. Die ganz natürliche Folge dieses nichtswürdigen Verfahrens war es dann, daß das leichtgläubige Publikum, welches wenig in die Schändlichkeiten eingeweiht sein konnte, deren Georg IV. fähig war, ein Vorurtheil für diejenige der beiden Parteien gewann, welche allein im Stande war, sich auszusprechen. So gerieth der Herzog in Nachtheil, trotz des klarsten Rechtes, welches auf seiner Seite war, und würde dies Jedermann erkannt haben, wenn sein Verlangen nach Oeffentlichkeit der ganzen Verhandlungen erfüllt worden wäre. Er war ohne Scheu stets bereit und ist es noch, sich sowohl in Bezug auf sein politisches, als auf sein Privatleben einem unparteiischen Urtheile zu unterwerfen, welches, nach vollkommener Kenntnißnahme von den Verhältnissen, gefällt wird.

Der Herzog von Clarence hatte, wie aus dem früher Erzählten hervorgeht, dem Herzoge von Braunschweig immer viel Freundschaft bewiesen. Dieser fand sich daher veranlaßt, ihm eine Schrift zu übersenden, in welcher Alles, was zwischen den beiden Regierungen bis dahin vorgefallen, aufgezeichnet war. Dieses Manuskriptes bemächtigte sich der Graf von Münster, Premierminister des Königs von England, durch die Verrätherei eines Adjutanten des Herzogs, des Obersten von Girsewald, welche, wie wir sehen

*) Aktenst. Nro. 56.

werden, erst später entdeckt wurde. Gestützt auf dieses Dokument behauptete nun Graf Münster, daß der Herzog damit begonnen habe, dieser Angelegenheit die unangenehme Publicität zu geben. Wenn der Herzog auch eine solche Publicität wünschen mußte, so ist die Behauptung des Grafen Münster doch eine Unwahrheit. Sie ist eben so ungerecht, als wenn man den Verfasser eines konfidentiellen Briefes beschuldigen wollte, diesen Brief bekannt gemacht zu haben, wenn ihn ungetreue Agenten der Offentlichkeit überlieferten. Der Herzog hat niemals Skandal gesucht, sondern wir müssen ihm im Gegentheil die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er alles Mögliche gethan, daß er seine Eigenliebe bei mehr als einer Gelegenheit überwunden hat, um ihn nur zu vermeiden, und zwar unter Verhältnissen, wo es seinerseits sehr zu entschuldigen gewesen wäre, nämlich während der langen Gefangenschaft, in welcher ihn Georg IV. unter dem Namen der Vormundschaft hielt.

Doch wir brauchen nicht so weit zurück zu gehen, um Belege für unsere Behauptung zu finden. Während der drei Jahre der Schattenregierung des Herzogs wurde er auf die unerhörteste Weise fast täglich gereizt; ja man schien es absichtlich darauf anzulegen, seine Geduld auf das Aeußerste zu erschöpfen; allein trotz dieser Qualen, die man ihm bereitete, hatte er doch stets Selbstbeherrschung genug, jeden Eclat zu vermeiden. Wenn der Herzog während dieser drei Jahre manchmal seine Ungeduld nicht ganz zurückhalten konnte, und er seine Unzufriedenheit über das Benehmen äußerte, welches Herr von Schmidt in Bezug auf ihn zu beobachten für gut fand, so war dessen Antwort stets dieselbe: „Ich habe nur gethan, was mir der König von England befohlen hat; ich werde darüber an den König von England berichten." So war denn dieser König von England ewig das Gespenst, mit welchem man den jungen Herzog von Jugend auf schreckte, der einzige Urheber all' der Demüthigungen, welche er zu erdulden hatte. Und dennoch sollte es ihm nicht erlaubt sein, sich bei dem Könige über den König zu beklagen. Welch ein Spott!

Der Antheil, welchen Georg IV. an den Verfolgungen seines Neffen hatte, war ohne Zweifel sehr bedeutend; allein dessenungeachtet ist es doch möglich, daß der Rath Schmidt häufig den Namen des Königs von England gemißbraucht hat, daß er mit diesem Namen immer schnell bei der Hand war, um jeden Streit zu vermeiden und, indem er sich feiger Weise hinter der Autorität

eines so mächtigen Monarchen verkroch, die nur zu gerechten Klagen des Herzogs kurz abzuschneiden. Es ist jedoch auch noch ein anderer Fall möglich, den wir jedoch nur als eine Vermuthung aussprechen wollen. Wir haben gesehen, welche Geduld der Herzog allen Angriffen gegen seine Autorität entgegensetzte, mit welcher Gewissenhaftigkeit er sich in dem engen Kreise bewegte, in den ihn sein dem Fürsten Metternich gegebenes Versprechen bannte. Es ist leicht möglich, daß diese zu große Nachgiebigkeit des Herzogs die Agenten Georgs IV., seine Minister, ja den König selbst veranlaßten, nach und nach immer kühner und begehrlicher zu werden. Man wußte, daß jede Geduld ihre Grenzen hat und besonders die eines jungen Mannes, den sein Recht dazu autorisirt, eine rechtmäßige Gewalt auszuüben. Man spekulirte auf das heftige Temperament des Herzogs; man hoffte ihn endlich so zu reizen, daß er die gezogenen Grenzen überschreite; man rechnete darauf, daß er im gerechten Eifer und in leichtverzeihlicher Hitze Fehler und Uebereilungen begehen würde, die einigermaßen den gegen ihn begangenen Ungerechtigkeiten die Waage halten könnten. Mit einem Wort, man brachte ihn in die Lage eines Menschen, dem die Ehre verbietet sich zu vertheidigen, den man mit den Waffen in der Hand endlich an eine Mauer treibt, wo er nicht weiter zurückweichen kann und dem am Ende nichts Anderes übrig bleibt, als zu sterben, oder den Schwur, seinen Feind nicht tödten zu wollen, zu brechen.

Jeder Unparteiische, der sich an die Stelle des Herzogs setzt, wird ihm eingestehen müssen, daß er mit einer Selbstbeherrschung, einer Mäßigung verfuhr, wie sie wenigen jungen Fürsten seines Alters gegeben sein möchte; ja die oft zu weit ging und von Vielen für Schwäche gehalten werden wird. Was nun den Streit anbetrifft, den der Herzog mit seinem Vormunde hatte, so ist es ganz augenscheinlich, daß diesen der König von England erregte, und der Herzog sich stets auf die Defensive beschränkte. Es ist ordentlich lächerlich, wenn man die Behauptung hört, der Herzog habe den mächtigen König von England gleichsam zum Kampfe herausgefordert. Es verhält sich hiermit ungefähr eben so wie bei der bekannten berliner Geschichte: „Karnikel hat angefangt."

Als der Streit mit dem Könige von England nun einmal so weit gediehen war, mußte der Herzog von Braunschweig nothwendig einen festen Entschluß fassen. Jetzt konnte er nicht mehr

zurück; alles Temporisiren war nun unnütz, wenn nicht gefährlich, denn es handelte sich um Sein oder Nichtsein. Jetzt fragte es sich, war Braunschweig ein freies, unabhängiges Herzogthum, oder nur ein kleines Anhängsel des kleinen Hannover; war Herzog Carl ein souveräner Fürst, oder nur ein Trabant des Königs von England.

Sollte er seine Ahnen verläugnen, seine Rechte als souveräner Fürst aufgeben, seine Pflichten gegen das braunschweigische Volk vergessen, seine Würde als Mensch mit Füßen treten, und einzig und allein, weil es dem Könige von England so gefiel, einzig und allein, um keinen Skandal herbeizuführen, der Se. Majestät kompromittiren könnte?

Wir erröthen bei dem Gedanken, daß irgend ein Fürst Europas fähig gewesen sein möchte, sich diese Fragen auf andere Weise zu beantworten, wie es der Herzog von Braunschweig that. O, wären die Kräfte gleich gewesen, dann würde der Herzog die Anmaßungen und Uebergriffe des Königs von England auf andere Art zurückgewiesen haben! Da dies aber nicht der Fall war, so konnte er nichts Anderes thun, als gegen das Benehmen seines Oheims laut und öffentlich protestiren. Dies that auch der Herzog, aber erst nach Ablauf der drei Jahre, in denen ihn ein heiliges Versprechen band, und nachdem er mit der unglaublichsten Langmuth fast Unerträgliches ertragen hatte. Er protestirte, wie er es in der Ordnung fand, durch einen offenen Brief vom 10. Mai 1827, in welchem er sagte und sagen mußte: „Daß Georg IV. seiner Regierung wohl den Flecken einer Usurpation hätte ersparen können.“ *) Diesen offnen Brief suchte Georg IV. als eine persönliche Beleidigung auszulegen; er antwortete darauf in einem königlichen Erlaß **), worauf der Herzog seinerseits wieder durch eine Erklärung erwiederte ***).

Während diese Dinge vorgingen, war der Fürst Metternich sehr schlecht durch den Grafen Spiegel repräsentirt, der sich als österreichischer Gesandter häufig in Braunschweig aufhielt. Wir können diesen Mann nicht beschuldigen, andere Instruktionen befolgt zu haben, als er von seinem Chef erhielt; allein seine Handlungsweise war oftmals den Gesinnungen ganz entgegen-

*) Aktenst. Nro. 57.
**) Aktenst. Nro. 58.
***) Aktenst. Nro. 59.

gesetzt, welche Fürst Metternich gegen den Herzog aussprach. Der Graf suchte weit eher den Herzog vorwärts zu treiben, als ihn zurückzuhalten. Das Schreckbild, das diesen Mann beständig verfolgte, waren die französischen Journale. Auf Alles, was ihm der Herzog sagte, antwortete er: „Die französischen Journale werden diese ganze Geschichte erzählen und dann nicht verfehlen, sie so lächerlich als möglich zu machen. Sie werden sich über den deutschen Staatsstreich en miniature lustig machen und bei diesen Streitigkeiten das Wort des großen Friedrichs citiren, der die Unruhen zu Genf mit einem Sturm in einem Glase Wasser verglich. Er beschwor daher den Herzog, seinen Rathschlägen zu folgen, das heißt: Herrn von Schmidt-Phiseldeck gerichtlich zu belangen. Die Furcht, welche Herrn von Spiegel die französischen Journale einflößten, war wahrhaft komisch. Schon bei dem blosen Namen des Constitutionnel zitterte er vor Schrecken. Er trug immer die letzten Nummern dieses Journals in seiner Tasche und alle Artikel, welche sich direkt, oder noch so indirekt auf die große Angelegenheit bezogen, die ihn beschäftigte, wurden von ihm sorgfältig mit Rothstift angestrichen. Uebrigens mag man aus Folgendem urtheilen, wie die französischen Journale über die braunschweigischen Angelegenheiten unterrichtet waren. Eines Tages zeigte Graf Spiegel dem Herzoge eine Nummer des Constitutionnel, in welcher dieses Journal, in der Manie stets zu Gunsten der Unterthanen gegen den Fürsten Partei zu ergreifen, den Verräther Schmidt als ein Opfer der Willkür und des Despotismus hinstellt. Man verglich darin diesen loyalen und treuen Herrn von Schmidt mit dem Sully Heinrichs IV.!

Bei all diesen sich unaufhörlich folgenden Unannehmlichkeiten trafen den Herzog zwei sehr bedeutende Unglücksfälle. Er verwundete sich so gefährlich an der Hand, daß die Aerzte schon daran dachten, ihm diese abzunehmen. Dann hatte er sich bei einem Sturze mit dem Pferde, welches Unglück ihm, wie man sieht, sehr häufig passirte, den Fuß gebrochen. Der Herzog litt die unsäglichsten Schmerzen, die ihn weder bei Tag, noch bei Nacht ruhen ließen. Um ihm wenigstens für eine Nacht Schlaf zu verschaffen, schlug ihm der Doktor, der ihn behandelte, vor, einige Tropfen Laudanum einzunehmen, in dessen Komposition, wie Jedermann weiß, etwas Opium enthalten ist. Der Herzog nahm dieses bekannte Mittel gegen die Schlaflosigkeit; allein es brachte auf ihn eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Es

war ihm unmöglich einzuschlafen, und zu den heftigen Schmerzen, welche ihm seine Wunden verursachten, kamen noch die entsetzlichsten Krämpfe in den Eingeweiden. Als der Herzog den Arzt fragte, woher dies neue Uebel wohl kommen könne, antwortete derselbe ganz naiv: dies komme daher, daß der Herzog eine Dosis Gift genommen habe; da er aber dies schon oftmals gethan, ohne daß es etwas geschadet habe, so möchte er sich weiter darüber nicht beunruhigen, es würde keine Folgen haben. In dieser Hinsicht war aber der Herzog ganz anderer Meinung als der Arzt. Die Magenkrämpfe, mit denen er beständig zu kämpfen hatte, wie auch die krampfhaften Leibschmerzen brachten den Herzog auf den Gedanken, doch eine andere Kurart zu befolgen und im Fall einer Krankheit weniger heroische Mittel zu gebrauchen. Da er überdies sehr lebhaft wünschte, sich aufs Neue mit dem Fürsten Metternich zu berathen, und sein Bruder ihm außerdem ein Rendezvous zu Carlsbad und Töplitz zugesagt hatte, so entschloß er sich, diese berühmten Badeorte zu besuchen, in der Hoffnung, dort seine Gesundheit wieder zu erlangen.

Der Herzog reiste ab, in Begleitung des Obersten Baron von Girsewald, des Kapitäns von Grabau und des Doktors Pockel, der, wie sich später zeigen wird, nichts anderes als ein Spion im Solde des Königs von England war.

Der Herzog blieb vierzehn Tage in Carlsbad, wo er seinen Bruder jedoch nicht mehr antraf. Er fand ihn in Töplitz, wohin er gleich darauf ging. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Töplitz erhielt der Prinz ein Paquet von Braunschweig; es enthielt die seit seiner Abreise erschienenen Broschüren und Journalnummern, in denen Artikel enthalten waren, die sich auf seine Angelegenheiten bezogen. Einige hatten in seinen Differenzen mit dem Könige von England für ihn, andere gegen ihn Partei ergriffen.*)

Eines Tages, als der Herzog mit seinem Bruder über Familienangelegenheiten sprach, erzählte ihm dieser, daß kurze Zeit vorher der in Berlin wohnende Herzog von Kumberland auf der Parade zu ihm gekommen sei und ihm mitgetheilt habe, wie der König, sein Bruder, zehntausend Mann nach Braunschweig marschiren zu lassen beabsichtige. „Du siehst, fügte zugleich der Bruder des Herzogs hinzu, Du siehst, was Dir nun die Ge-

*) Aktenst. Nro. 60, 61 und 62.

schichte mit Herrn von Schmidt einträgt, und es ist dies ein neuer Grund dafür, daß Du gegen Jedermann unerbittlich sein mußt, der sich für die Zukunft des Hochverraths gegen Dich schuldig machen wird. Hättest Du Herrn Schmidt gleich am Anfang einstecken lassen, so brauchtest Du ihm jetzt nicht nachzulaufen und würdest Dich nicht mit dem Könige von England überworfen haben."

Der Prinz Wilhelm hatte Recht; sein Rath war in der That gut. Der Herzog würde ohne Zweifel wohl daran gethan haben, wenn er sich unerbittlich gegen Jedermann gezeigt hätte, der sich des Hochverraths gegen ihn schuldig machte. Ob wohl Prinz Wilhelm heute noch derselben Meinung ist? — Zu jener Zeit hatte er noch brüderliche Unterhaltungen mit dem Herzoge Carl. Außer der Mittheilung des Herzogs von Kumberland, von der wir eben redeten, sagte er ihm auch noch, er möge wohl acht haben, was er thäte, weil der Herzog von Kumberland ihm zu verstehen gegeben, daß der König von England dem Arzte, der nichts als erkaufter Verräther sei, befohlen habe, ihn wegen verstockter Verrücktheit nach Töplitz ins Bad zu schicken, um sich dieses Faktums später als ein Argument zu bedienen, wenn er im Einverständnisse mit seinen Verbündeten den Herzog für verrückt erklären wolle.

Von Töplitz ging der Herzog nach Prag, wo er sich acht Tage aufhielt; von hier reiste er nach Wien.

Ehe der Herzog Braunschweig verließ, hatte er seinem Ministerium befohlen, bei dem Bundestage eine Klage gegen Georg IV. anhängig zu machen *). Bei der ersten Unterredung aber, welche er mit dem Fürsten Metternich hatte, und nachdem er ihm die Klage vorgelesen, bat ihn dieser inständigst, die Klage zurückzunehmen. Der Herzog willigte darein, blos aus persönlicher Freundschaft für den Fürsten Metternich und aus Nachgiebigkeit gegen seine Rathschläge.

Der hannöverische Gesandte, Graf Merfeldt, dem der Herzog ein Exemplar des Aufsatzes mittheilte, in welchem alle Klagen aufgeführt waren, welche die braunschweigische Regierung gegen die hannöverische erhob, suchte dieselben durch einen eigenhändigen Aufsatz zu widerlegen, den er dem Fürsten Metternich ein-

*) Aktenst. Nro. 63.

händigte; allein dieser konnte sich nicht enthalten, die Meinung des Herzogs darüber zu theilen; dieses Manuskript war erbärmlich.

Der Fürst Metternich nahm den ganzen Streit sehr leicht und es wurde ihm nicht schwer, den Herzog zu überreden, daß es kaum die Zeit werth sei, welche man verliere, wenn man sich damit beschäftige. „Folgen Sie meinem Rath, sagte er, Sie wissen, daß ich Sie schon einmal einer schwierigen Lage entzogen habe, haben Sie Zutrauen zu mir, ich werde Sie auch aus dieser ziehen. Ich bin Ihnen für die Folgen verantwortlich, allein thun Sie durchaus nichts, als was ich Ihnen rathe." Der Herzog versprach in allen Dingen dem Rathe des Fürsten zu folgen, mit Ausnahme in Bezug auf die Maßregeln, welche er im Interesse seiner persönlichen Ehre zu ergreifen für nöthig hielt, und solcher, bei denen es ihm an Zeit fehlen würde, den Fürsten um Rath zu fragen.

„Nun gut! sagte derselbe, da ich Sie noch eben so gegen mich gesinnt finde, wie Sie es vor drei Jahren waren, so versichere ich Ihnen meinerseits, daß Sie bei mir dieselbe Freundschaft wie damals wiederfinden sollen. Um Ihnen Beweis davon zu geben, da lesen Sie, das sind die Depeschen, die man mir in Bezug auf Sie von London, Hannover, Berlin und St. Petersburg schickt. *) Der König von England verlangte in seinem Schreiben an den Kaiser von Oesterreich:

1) daß der Herzog das von ihm am 10. Mai 1827 unterzeichnete und publicirte Edikt zurücknähme;
2) einen Entschuldigungsbrief von der Hand des Herzogs an den König;
3) einen außerordentlichen Gesandten, der diesen Brief des Herzogs dem Könige überbringen solle;
4) einen förmlichen Abschied für Herrn von Schmidt;
5) die Fortbezahlung der Pension des Barons von Linsingen;
6) die Anerkennung der oligarchischen Verfassung des Herzogthums Braunschweig.

Die preußische Regierung ergriff offen die Partei des Königs von England, und unterstützte das Verlangen des Königs nach Satisfaction. Uebrigens war sie der Meinung, daß eine ernste, würdige und drohende Sprache der Wiener und Berliner Kabinete gegen den Herzog wohl genügen werde, diesen zu be-

---

*) Aktenst. Nro. 64.

wegen, dem Könige von England eine so vollständige Satisfaction zu geben, wie er sie wünsche. Im Fall, daß der Herzog sich förmlich weigern solle, ein Fall, den man übrigens gleichsam zu den Unmöglichkeiten zählte, würden die Kabinete von Wien und Berlin wohl auf die andern Mitglieder des deutschen Bundes so viel Einfluß haben, um diesen zu veranlassen, den Herzog zur Ausführung eines von dieser Versammlung zu Gunsten des Königs erlassenen Dekretes, zu zwingen.

Die Note Rußlands war, wie man sehen konnte, in ganz demselben Sinne.

„Sie sehen daraus, wie freundschaftlich alle diese großen Monarchen gegen Sie gesinnt sind, sagte der Fürst Metternich zum Herzoge, und Sie haben Niemanden als mich, der Vernunft annehmen will; ich habe ihnen auch versichert, daß Sie nichts von all' dem thun werden, was sie verlangen, und nicht wahr, ich glaube, daß ich die Wahrheit gesagt habe?"

Als der Herzog dem Fürsten geantwortet, daß dieser vollkommen seine Gedanken ausgedrückt habe, fuhr dieser folgendermaßen in der Unterhaltung fort: „Das Erste, was wir zu erreichen suchen müssen, ist ein Waffenstillstand zwischen Ihnen und dem Könige, denn Sie befinden sich ja in einem offenen Kriege, wenn auch nicht mit den Waffen, so doch wenigstens mit der Feder. Thun Sie mir den Gefallen und schreiben Sie mir einen Brief in diesem Sinne und in dieser Weise, in welchem Sie mir versprechen, nichts veröffentlichen zu lassen, wenn der König darin willigen will, es eben so zu halten." *)

Die preußische Regierung hatte sich nicht damit begnügt, am Wiener Hofe zu Gunsten des Königs von England indirecte Schritte zu thun; sie hatte auch den Grafen von Grote als bevollmächtigten Gesandten nach Braunschweig geschickt, um hier die unvernünftigen Forderungen Georgs IV. zu unterstützen.

Carl X. sandte zu gleicher Zeit wie der König von Preußen einen Geschäftsträger nach Braunschweig, mit dem Auftrage, seine Vermittelung anzubieten. Allen diesen Demonstrationen konnte der Staatsrath des Herzogthums Braunschweig nichts entgegensetzen, als die Abwesenheit des Herzogs und den Mangel an Instructionen.

Der Herzog theilte dem Fürsten Metternich die Schritte mit,

---

*) Aktenst. Nro. 65, 66 und 67.

welche der französische und preußische Hof in seiner Angelegenheit gethan hatten. Der Fürst antwortete darauf Folgendes, was wir in denselben schlichten Worten mittheilen, wie er es sagte:

„Ich hoffe, daß die Franzosen und die Preußen wie moutarde après le diner kommen werden. Ich habe wirklich guten Grund zu glauben, daß Georg IV. gegen die Stimme der Vernunft nicht taub sein wird, die ich ihm durch den Gesandten des Kaisers zu London, Prinzen Esterhazy, habe überbringen lassen. Er hat ihm eine Versammlung von drei Gesandten zu Wien oder zu Frankfurt vorschlagen müssen, um Ihren Streit mit ihm zu discutiren und gütlich beizulegen. Ich habe dem König von England vorgeschlagen, einen Mann dorthin zu schicken, der sein ganzes Vertrauen besitzt; Sie werden dasselbe thun und der Kaiser wird den dritten Gesandten ernennen, der als Schiedsrichter fungiren soll."

So endigten im Sommer 1827 die Conferenzen des Herzogs mit dem Fürsten Metternich.

Zu dieser Zeit schien Alles einen nahen und glücklichen Ausgang der Differenzen zu versprechen, welche nun so lange Zeit zwischen dem Herzoge und dem Könige von England bestanden hatten. Der Fürst Metternich hatte versprochen, alles Mögliche zu thun, um diesen Zweck zu erreichen. Sein Einfluß war ungeheuer und der Herzog selbst, der durch ihn zur Vereinigung gestimmt war, würde gern, um dazu zu gelangen, Concessionen gemacht haben, die ihm keine Drohung jemals hätte entreißen können. Der Fürst Metternich hatte allein den Herzog richtig beurtheilt; er hatte eingesehen, daß man durch vernünftige Ueberredung Alles von ihm erlangen könne, aber nichts durch Zwang oder Drohungen; denn eben so zugänglich wie er Vernunftgründen war, eben so unzugänglich war er der Furcht. Dieser versöhnliche Minister sagte auch unter Anderm dem Herzoge von Braunschweig, daß er, wenn es ihm möglich wäre, sich von Zeit zu Zeit in Wien sehen lassen möge; daß seine Gegenwart dem kaiserlichen Hofe angenehm sei, und daß sie außerdem viel zur gewünschten Versöhnung beitragen werde, weil Wien der Vereinigungspunkt der Gesandten wäre, die ein Interesse dabei hätten, die Sache zu Ende zu bringen.

Elftes Kapitel.

Aufenthalt des Herzogs in Wien. — Don Miguel und der Herzog von Reichsstadt. — Die Schwimmanstalt. — Einige Details über den Sohn Napoleons. — Ein Diner am kaiserlichen Hofe. — Der Name Napoleon verboten. — Der Herzog und der König von Preußen in Töplitz. — Unterbrochene Reise. — Rückkehr nach Braunschweig. — Ruhe. — Vertrauliche Mittheilung an den Herzog von Clarence. — Der Graf Dudley. — Polizeistreich. — Verrath eines Adjutanten.

Wir haben gesehen, wie es dem versöhnlichen Geiste des Fürsten Metternich gelang, den Herzog von Braunschweig über die Drohungen von London, Berlin und St. Petersburg zu beruhigen. Diese Drohungen zeigten dem Herzoge deutlich, daß diese drei verbündeten großen Mächte entschlossen waren, Gewalt gegen einen Fürsten zu gebrauchen, dessen Stärke nur in seinem Rechte bestand, wenn er sich nicht dazu verstehen wollte, dieses Recht vor den Forderungen der Gewalt zu beugen.

Der Herzog blieb noch zwei Monate in Wien, einzig und allein um sich zu zerstreuen. Er sah hier wieder fast täglich den jungen Napoleon und Don Miguel, die sich damals zu Wien aufhielten und sehr gute Freunde waren.

In Wien besteht eine Schwimmanstalt, welche der Herzog sehr häufig besuchte. Als er eines Tages dorthin kam, um sich nach einer auf einem Hofball verbrachten Nacht zu erfrischen, kam ein ganz nackter Mann auf ihn zu, der ihm eine tiefe Verbeugung machte. Der Herzog erkannte Don Miguel erst wieder, als dieser ihn anredete, indem er ihm den jungen Napoleon zeigte, der in demselben Costüm wie er, auf der Brücke des ziemlich langen Ka-

nals spazieren ging, welche zur Schwimmschule dient. Von dreißig zu dreißig Schritt ungefähr hatte man Planken angebracht, die als Verbindungspunkte zwischen beiden Ufern dienten, damit man nicht nöthig hatte, um von einer Seite auf die andere zu gelangen, den Weg um die ganze Anstalt zu machen. Auf diesen sehr schmalen und ziemlich hoch über der Oberfläche des Wassers erhabenen Brettern standen sehr oft Don Miguel und der Herzog von Reichsstadt und amusirten sich damit, mit Florets zu fechten. Wer einen Stoß erhielt, fiel unmittelbar ins Wasser, was Jedem von ihnen ziemlich häufig passirte.

Wir wollen hier einige Details über den Sohn Napoleons hersetzen. Diese Details sind keinen Biographien entlehnt, die oft lügnerisch und meistens mit Enthusiasmus, oder mit der Animosität des Parteigeistes geschrieben sind. Sie sind durch den Fürsten gesammelt, dem es erlaubt war, ihn ohne Zeugen zu sehen, wie man sich leicht davon überzeugen wird, wenn man das Folgende gelesen hat:

Der junge Herzog wurde zu Wien mit außerordentlicher Strenge behandelt; Niemand durfte ihn allein sehen, mit Ausnahme seines Gouverneurs, des Grafen von Dietrichstein, der ihn nur dann verließ, wenn er ihn den Händen eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie überliefert, oder in die Gemächer des Kaisers geführt hatte. Der Herzog von Braunschweig jedoch, der oft bei dem Kaiser speiste, machte durch Zufall eine Ausnahme von der Regel. Da er die Pünktlichkeit des Kaisers kannte und sich zu verspäten fürchtete, so kam er stets, wenn er bei Hofe eingeladen war, vor der festgesetzten Stunde, und häufig war er der Erste, der in die Gemächer des kaiserlichen Schlosses eingeführt wurde. Seine Adjutanten oder Kammerherren, die ihn begleiteten, durften nach der Etiquette des Wiener Hofes die Schwelle nicht überschreiten und mußten in den Wartesalons zurückbleiben. Als der Herzog eines Tages sich so allein befand und den Kaiser erwartete, trat der Herzog von Reichsstadt als der zweite ein. Er näherte sich dem Herzoge von Braunschweig, der in einer Fensternische stand und in den Schloßhof sah, auf die freundlichste Weise. Er redete ihn, wie er es stets that, in deutscher Sprache an, denn diese Sprache spricht man gewöhnlich in der kaiserlichen Familie, wo es sehr selten der Fall ist, daß einige Worte französisch gewechselt werden.

„Ah! sagte der Herzog von Reichsstadt, zum Herzog Carl

herantretend, indem er diesen Ausruf etwas dehnte und ihm dadurch einen freudigen Ausdruck gab, endlich bin ich doch wieder einmal wenigstens für einige Stunden den Grafen von Dietrichstein los. Er verläßt mich eben so wenig, wie mein Schatten; ich glaube man kann nicht eifersüchtiger auf die schönste Geliebte sein, als er es auf mich ist."

„Ich weiß was es heißt, so bewacht zu sein, antwortete ihm der Herzog von Braunschweig, und ich wünsche Ihnen aufrichtig eine andere Art von Bewachung, als die war, welche man mir angedeihen ließ."

Im Gespräch fragte der Herzog Carl den Herzog von Reichsstadt, ob ihm noch einige Erinnerungen von Paris geblieben wären: „Nein, antwortete er, Alles was ich weiß, ist, daß ich in den Tuilerien geboren bin, sonst erinnere ich mich gar nichts mehr. O! fügte er mit einer Art von Entzücken hinzu, wie gern möchte ich einmal Frankreich sehen! Durch die Güte des Kaisers hier erzogen, werde ich wie sein eigener Sohn behandelt, und doch weiß ich nicht, welche innere Stimme mir oft sagt, daß ich Franzose bin, daß ich Frankreich angehöre." Dann fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, in welchem ein unbeschreiblicher Ausdruck von Melancholie lag: „Ach! ich fürchte sehr, ich werde mein Vaterland niemals wiedersehn. Und dann, wenn dies auch einst möglich werden sollte, wie würde ich von dem Hause Bourbon angesehen werden!"

Die Gesellschaft des Herzogs von Braunschweig schien dem Herzoge von Reichsstadt mehr zu gefallen, als die irgend eines andern jungen Fürsten. Er hörte ihm besonders gern zu, und das ist sehr begreiflich, denn er sprach mit ihm von Frankreich, gab ihm Nachrichten über das Leben des Kaisers, seines Vaters, über seine wunderbaren Thaten und über seine eigene Stellung, über welche er durchaus im Unklaren war. Die Seele des jungen Prinzen war entzückt, wenn er den Herzog Carl reden hörte; allein ihre Unterhaltungen fanden nur sehr selten, gleichsam verstohlen und im Fluge statt.

Man hat behauptet, Don Miguel I. habe ohne Zeugen mit dem Herzoge von Reichsstadt reden dürfen. Dies ist ein freilich unbedeutender Irrthum, den man aber der Wahrheit zu Ehren berichtigen muß. Lange Zeit vor der Ankunft des Infanten zu Wien, hatte der Herzog Carl mehrmals Gelegenheit, mit dem jungen Napoleon allein zu sein. Uebrigens hatte dieser immer so

viele Fragen zu thun, daß der Herzog von Braunschweig nur selten dazu kam, die Zeit verging immer mit Beantwortungen.

Folgende Thatsache wird eine ziemlich genaue Idee von der Stellung des Herzogs von Reichsstadt am Wiener Hofe geben, und beweist sie mehr, als irgend etwas Anderes, wie man ihn über Alles, was ihn selbst persönlich betraf, in Unkenntniß erhielt. Der Herzog von Braunschweig war daran gewöhnt, den jungen Herzog von Reichsstadt mit dem Namen „der kleine Napoleon" zu bezeichnen und gebrauchte diese Bezeichnung eines Tages an der kaiserlichen Tafel. Bei diesem Namen konnte die Kaiserin sich nicht einer Bewegung des Erstaunens enthalten; sie machte dem Herzoge von Braunschweig ein Zeichen und sagte zu ihm: „Er heißt nicht der kleine Napoleon, sondern Franzli." Die Kaiserin schien großes Gewicht auf den väterlichen Vornamen des Enkels des Kaiser Franz zu legen, denn als man von Tische aufstand, bat sie den Herzog Carl, den Namen Napoleon in Gegenwart des Herzogs von Reichsstadt niemals zu nennen, und verlangte von ihm, daß er diesem nie eine Erklärung über den Vorfall bei Tafel geben und überhaupt mit ihm nicht von Dingen sprechen möchte, die ihm unnütz wären zu wissen.

Obgleich die Kaiserin sehr leise sprach, so hatte der Herzog von Reichsstadt doch etwas von dem Gespräch mit dem Herzoge von Braunschweig gehört. Er fragte die Kaiserin, was die von ihm gehörten Worte bedeuteten: „Sie bedeuten, antwortete die Kaiserin, daß Dein Vater wegen böser Dinge, die er begangen hat, zeitlebens gefangen gesetzt war, und daß man es mit Dir eben so machen wird, wenn Du, anstatt ein gutes Kind zu sein versuchst ihm nachzuahmen." Man muß, um die Wahrheit zu sagen, hinzufügen, daß die mehr als sonderbar strengen Worte der Kaiserin einen schlagenden Contrast mit ihrer gewöhnlichen Behandlung des Herzogs von Reichsstadt bildeten, denn man konnte unmöglich freundlicher und mütterlicher besorgt für ihn sein, als sie es war.

Während seines Aufenthaltes in jener Zeit zu Wien, stellte die Schwiegermutter in spe des Fürsten Metternich dem Herzoge von Braunschweig den Doktor Benatti vor: es war dies ein junger Italiener, der sehr hübsch sang und der dem Herzoge sehr empfohlen wurde, damit er ihn als Arzt mit nach Braunschweig nehmen sollte; allein der Oberst von Girsewald und der Baron von Grabau, die Adjutanten des Herzogs, wußten es ihm auszu-

reden, indem sie ihm bemerklich machten, daß Benatti leicht ein österreichischer Spion sein könnte.

Der Herzog hatte noch immer an den Folgen des Giftes zu leiden, welches der Doktor, der ihn in Braunschweig behandelte, nach seinem eigenen Bekenntniß als Heilmittel angewandt hatte. Ehe er daher in seine Residenz zurückkehrte, ging er nach Töplitz, um dort das Bad zu gebrauchen.

Hier fand er den König von Preußen, der dort alljährlich die Saison zubrachte, wie auch den Fürsten Metternich, der dorthin gekommen war, um eine Conferenz mit Sr. Majestät zu haben. Der Herzog fragte ihn nach Neuigkeiten in Bezug auf seine Unterhandlungen mit London, und der Fürst versprach sie ihm mitzutheilen, sobald er Nachrichten erhalten würde, und bat seinerseits den Herzog abermals, ihn stets mit Allem was vorginge, bekannt zu machen.

Als der Herzog eben in den Wagen gestiegen war, um über Dresden, wo er seine Verwandte sehen wollte, nach Braunschweig zurückzukehren, erschien der Baron von Münch-Bellinghausen, Präsident des Bundestages zu Frankfurt, und sagte, daß er von dem Fürsten Metternich gesendet sei. Der Herzog war also genöthigt, seine Reise aufzuschieben, um sich mit Herrn von Münch-Bellinghausen zu unterhalten. „Ich bitte Euer Durchlaucht zu glauben, sagte er, daß, wenn ich jemals in der Sache des Königs von England mit Euer Durchlaucht zu thun habe, ich mich niemals einer Handlung schuldig machen werde, die in der Person Euer Durchlaucht die Würde aller andern deutschen Fürsten kompromittiren könnte. Ich werde Euer Durchlaucht daher niemals rathen, in die Zurücknahme irgend eines Ediktes zu willigen, und besonders nicht der Erlasse vom 10. Mai."

Der Herzog war um so mehr von dieser Sprache überrascht, als der Fürst Metternich ihm von den Forderungen des Königs von England nie anders, als von extravaganten Dingen gesprochen hatte.

Als der Herzog nach Braunschweig zurückkam, war der politische Horizont des Herzogthums nach allen Richtungen hin ruhig und heiter. Der Herzog erwartete täglich und stündlich eine gütliche Beilegung der Differenzen, wie sie von dem Fürsten Metternich vorgeschlagen und von dem Herzoge angenommen worden war.

Der Herzog hatte bereits, wie wir gesehen haben, mit der Ausführung seines dem Fürsten geleisteten Versprechens den An-

fang gemacht, indem er die bei dem deutschen Bunde eingeleitete Klage zurücknahm, und zwar auf die einzige Bemerkung des Fürsten hin, daß diese Angelegenheit noch nicht reif sei, daß es in der Politik nicht immer so vortheilhaft sei anzugreifen, wie im Kriege, sondern daß es im Gegentheil die Klugheit erfordere, sich zuvorkommen zu lassen.

Mehrere Personen hatten Bücher und Broschüren für den Herzog gegen den König geschrieben; aber der Herzog verhinderte deren Veröffentlichung. Unter den Verfassern dieser zahlreichen Broschüren nennen wir nur den Präsidenten Hurlebusch, Herrn Niedmann und Herrn Holzhausen.

An einem andern Orte erzählten wir, daß der Herzog beim Beginn der Zerwürfnisse mit dem Könige, seinem Onkel, dem Herzoge von Clarence ein Memoire geschickt, und daß der Graf von Münster dieses auf die unglaublichste Weise gemißbraucht habe. Als der Herzog von Töplitz nach Braunschweig zurückkam, hatte er noch keine Antwort vom Herzoge von Clarence erhalten, nicht einmal eine Bescheinigung über den richtigen Empfang des Manuskriptes. Er schrieb dieses Schweigen der Stellung des Herzogs zu. Er war als Admiral im Dienste seines Bruders und konnte es in diesem abhängigen Verhältniß leicht bedenklich finden, einem Memoire seine schriftliche Zustimmung zu geben, welches seinem Bruder eben nicht günstig sein konnte. Eines Morgens fand der Herzog in seinem Kabinet eine von London kommende Depesche, die von dem Grafen Dudley, Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten Großbritanniens, adressirt war. Dieser Minister schrieb ihm eine dieser Fabeln, denen man es sogleich ansieht, daß sie sublime Erfindungen der Polizei sind. „Man hat in einer Straße Londons, meldete er, einen offenen Brief gefunden, der, wie man aus seinem Inhalte schließen kann, an einen königlichen Prinzen gerichtet sein muß; er ist von Euer Durchlaucht unterzeichnet. Da sich aber das Couvert nicht vorfand, so bitte ich Euer Durchlaucht, mich wissen zu lassen, an welchen der Brüder des Königs ich diesen Brief schicken soll, bei dem jedoch ein Aufsatz fehlt, von welchem darin die Rede ist.“

Nach den genauesten Untersuchungen entdeckte der Herzog endlich, daß durch Ungeschicklichkeit, oder vielleicht durch den Verrath eines seiner Adjutanten, das an den Herzog von Clarence adressirte Paquet einem Kourier des Grafen Münster anvertraut worden war, welcher letztere den Aufsatz behalten hatte. Wir

werden sogleich sehen, welchen unerlaubten Gebrauch dieser Minister davon machte. Der Herzog seinerseits glaubte dem Herzog von Clarence diese Umstände mittheilen zu müssen, welche er unmöglich einzig und allein dem Zufalle zuschreiben konnte. Er empfing eine durchaus höfliche, aber ziemlich unbedeutende Antwort von dem Herzoge von Clarence, worüber derselbe jedoch später dem Herzoge Carl eine Erklärung gab, auf welche wir zurückkommen wollen, wenn wir zu der Epoche gelangt sind, die auf den Tod Georgs IV. folgte.

Zwölftes Kapitel.

Hoffnung auf gütliche Beilegung des Streites mit dem Könige von England. — Das Münster'sche Libell. — Der Herzog fordert den Grafen Münster zum Zweikampfe. — Feigheit desselben. — Verzögerte Antwort. — Brief des Grafen Münster an den Baron von Münchhausen. — Die Antwort auf das Münster'sche Libell. — Schweigen des Fürsten Metternich. — Gebrochener Waffenstillstand. — Die braunschweigischen Grenzen bedroht. — Der Herzog von Wellington, Nachfolger des Herrn Canning. — Der Herzog fürchtet den Einfluß des neuen Ministers auf den Fürsten Metternich. — Feindliche Schritte Hannovers. — Anordnungen des Herzogs. — Gesandtschaft nach Berlin und Wien. — Der österreichische und der preußische Spion. — Sündfluth von Broschüren. — Georg IV. und sein tägliches Leben. — Baron von Graban in Wien. — Der Herzog soll sich dem Könige von England unterwerfen. — Er reist nach Wien. — Empfang bei dem Fürsten Metternich. — Festigkeit des Herzogs. — Merkwürdige Unterredung zwischen dem Herzoge und dem Fürsten. — Resultate.

Dem Fürsten Metternich war es gelungen, den Herzog von Braunschweig zu beruhigen. Durch Ueberredung hatte er mehr über ihn gewonnen, als es durch Gewalt oder Drohungen jemals gelungen sein würde. Der Herzog versprach, in Bezug auf die Regierung, seinen Rathschlägen zu folgen, und hatte darin gewilligt, die Waffen niederzulegen und den Streit mit dem Könige von England durch Andere auskämpfen zu lassen. Die Schritte, welche der Fürst Metternich gethan hatte, ließen den Herzog mit Bestimmtheit erwarten, daß Georg IV. vorläufig nichts Feindliches

gegen ihn unternehmen werde. Wenn aber die Leidenschaften erregt sind, dringt die vermittelnde Stimme der Vernunft selten durch. Georg IV. fand nicht für gut, die Vorstellungen des österreichischen Kabinets zu berücksichtigen, sondern that gerade das Gegentheil von dem, was dasselbe vorschlug und wünschte. Er ließ durch seinen ersten Minister in Hannover, den Grafen von Münster, und unter dessen Namen, ein gegen den Herzog gerichtetes, abscheuliches Libell veröffentlichen. Der Herzog vertraute viel zu sehr auf die Schritte, welche der Fürst Metternich eingeleitet hatte, und auf die persönliche Würdigkeit des Königs von England, als daß er an einen so feigen Verrath hätte glauben sollen.

Die Nachricht von dem Erscheinen dieses Buches erhielt der Herzog durch seinen ersten Staatsrath, Baron von Münchhausen, der ihm zwei Exemplare brachte, das eine in deutscher, das andere in französischer Sprache. Das eine Exemplar hatte er von dem Oberjägermeister, Baron von Sierstorpff, das andere von dem hannöverischen General Ahrenschild erhalten, die beide die Rolle von Spionen spielten, Ersterer des preußischen und Letzterer des hannöverischen Hofes. Der Herzog las das Buch gleich am Tage, als er es empfing, in Gegenwart seiner Staatsräthe von Münchhausen und Bosse, ganz durch. Wer dieses berüchtigte Libell kennt, wird einräumen müssen, daß der Herzog darin auf die empfindlichste Weise beleidigt wird; besonders aber erzürnte ihn folgende Stelle auf der fünften Seite der Vorrede, wo der Graf sagte, daß der Herzog ihn persönlich beleidigt, indem er in einem an einen Hannoveraner in London gerichteten Briefe *), der ihm gezeigt worden sei, ihn einen Feigling genannt habe. Er fügte hinzu, daß der Herzog nicht gewagt haben würde, sich so über ihn auszulassen, wenn er es nicht unter dem geheiligten Schutze seiner Souveränität ungestraft thun zu können geglaubt habe; diese Stellung des Herzogs erlaube es dem Grafen nicht, für diese Beleidigung Satisfaktion zu fordern.

Der Herzog faßte sogleich seinen Entschluß. Er diktirte einen Brief **), den er seinem ersten Staatsrathe, Baron von Münchhausen, zu unterzeichnen und zu adressiren befahl, in welchem der Herzog den Grafen von Münster auf Leben und Tod herausfor-

*) Aktenst. Nro. 68.
**) Aktenst. Nro. 69.

dert. Dieser Brief wurde drei Tage später einem Handelskourier mitgegeben, welcher an das Banquierhaus des Herzogs nach London abging; er sollte diesen Brief dem Grafen Münster einhändigen und sich einen Empfangschein darüber geben lassen. Es vergingen drei Wochen, ohne daß der Herzog irgend eine Antwort erhielt. Endlich schrieb ihm sein Londoner Banquier, indem er den Brief zurücksandte, daß es nicht möglich gewesen sei, denselben an seine Adresse zu befördern.

Diese Windbeutelei des Grafen Münster indignirte den Herzog. Um ja sicher zu sein, daß der Graf seinen Brief erhielte, ließ er ihn drei Mal schreiben und auf drei verschiedenen Wegen expediren. Der eine Brief wurde auf die Post gegeben, wie jeder andere; der zweite wurde rekommandirt und der dritte einem Pferde- und Hundehändler anvertraut, dem der Herzog empfohlen hatte, sich mit einer guten Hetzpeitsche versehen, zu dem Grafen Münster zu begeben und diesem, im Fall er sich weigern sollte, den Brief anzunehmen, nach Vorlesung desselben eine gehörige Züchtigung angedeihen zu lassen.

Die hamburger Zeitung enthielt zu dieser Zeit einen Artikel, den ihr der Graf Münster zugeschickt hatte, und in welchem es heißt, daß der Graf Münster in seiner Broschüre dem Herzoge eine gute Lehre gegeben habe, und daß zu hoffen sei, der Letztere werde Nutzen daraus ziehen. Dies geschah wirklich; aber nicht in dem Sinne, wie der Herr Graf gehofft hatte.

Der Herzog benutzte die einzige in dem Libell enthaltene Ansicht, die einigen Werth hat, welche der Graf Münster aber aus Ferrands Esprits de l'histoire entlehnt hat. Er forderte den Grafen. Dieser hatte es gewagt, den Herzog in einer Broschüre zu insultiren, die er gegen ihn hatte drucken lassen, eine Broschüre, die von den unwürdigsten Insinuationen wimmelt, und auf deren Titel der Graf von Münster als Verfasser genannt ist. Dafür allein forderte ihn der Herzog, und der Graf beging die jämmerliche Feigheit, die ihm erwiesene Ehre abzulehnen.

Wer Unverschämtheit genug besitzt zu beleidigen, muß auch Muth genug haben Genugthuung zu geben und die Verantwortlichkeit seiner Worte und Handlungen zu übernehmen. Ist dies nicht der Fall, so fallen die Beleidigungen auf ihn zurück, wie bei dieser Gelegenheit die Worte, deren sich der Graf in Bezug auf den Herzog bedient, auf ihn selbst zurückfallen.

Nach alle dem ist es nicht schwer zu entscheiden, wer von beiden der Citationen der Worte Ferrands mehr bedarf.

Hat der König nicht den Muth, die gegen den Herzog ausgesprochene Beleidigungen selbst zu unterzeichnen, so hätte er wenigstens zur Ausführung seiner Befehle einen Menschen wählen sollen, der den Muth hatte, sie zu vertreten. Denn geschah dies nicht, so war die Person des Königs eben so entehrt, wie die seines Bravo, weil weder einer noch der andere Charakter genug besaß, um sich in einen persönlichen Kampf einzulassen.

Der Herzog sagte: „Wenn Du mich beleidigen willst, so will ich mich schlagen."

Die Ehre ist das Heiligste, was der gesittete Mensch besitzt. Mögen Männer von Ehre beurtheilen, ob es ein anderes Mittel als das Duell giebt, sie manchen Beleidigungen gegenüber zu erhalten, oder wieder herzustellen. Wer es nicht fühlt, daß da kein anderer Ausweg ist, hat keine Ehre und ist, nachdem er dies öffentlich bekannt, eben so wenig im Stande zu beleidigen, wie ein Verrückter, oder ein auf der Straße bellender Hund. So alt die Welt ist und so viel Mühe sich die Gesetzgeber im Interesse der Feiglinge gegeben haben, so hat man doch noch nichts gefunden, was das Duell ersetzen könnte. Der Herr Graf von Münster hat sich hier und später wie ein feiger Schuft betragen.

Es ist in der That kein Vergnügen, unsere Leser mit all' den Schändlichkeiten und Nichtswürdigkeiten bekannt zu machen, welche die Feinde des Herzogs Carl von Braunschweig gegen ihn begingen. Allein es ist nothwendig, um zu zeigen, zu welchen ehrlosen und verbrecherischen Handlungen der Ehrgeiz und materielles Interesse manche Menschen führen könne.

Wir erzählten vorher, daß der Herzog dem Grafen Münster auf drei verschiedenen Wegen Briefe geschickt habe, nachdem der erste ohne Antwort geblieben, oder vielmehr zurückgewiesen war. Nun wollen wir sehen, welche Folge diese Briefe hatten. Den einen davon hat er richtig erhalten, das geht aus einem Briefe hervor, den der Graf Münster als Antwort an den Baron von Münchhausen unter dem 14. November 1827 schickte.

Der Graf von Münster, der sonst so verschwenderisch mit allen Arten von Beleidigungen, so geschickt im Gebrauch der Waffen der Verläumdung und Beschimpfung war, der durch eine Citation bewieß, daß jeder der Ehre angehängte Makel eine tödtliche Beleidigung sei; dieser Graf Münster, der auf dem Papier so viel

Zartgefühl und so, so viel charaktereskten Geist zeigt, daß man versucht sein möchte, zu glauben, sein Degen müsse bei dem geringsten Anschein einer Drohung aus der Scheide fahren, dieser Graf Münster war so feige, sich hinter dem Throne zu verkriechen, als es sich darum handelte, sich als Mann von Muth zu zeigen, um persönlich dem Beleidigten gegenüber die von ihm ausgesprochenen nichtswürdigen Beleidigungen zu vertheidigen. So benahm sich aber Se. Excellenz der Herr Graf von Münster, der Mann von Ehre und ohne Tadel! *)

Zu gleicher Zeit, als der Herzog den Grafen fordern ließ, schrieb er die Zurückweisung des Münsterschen Libells, wovon wir schon früher geredet haben, und welche in Straßburg gedruckt und herausgegeben wurde.

Seinem Versprechen gemäß hatte der Herzog den Fürsten Metternich von allem Vorgefallenen benachrichtigt; allein dieser hatte auf keine dieser Mittheilungen geantwortet, noch seit ihrer letzten Zusammenkunft in Töplitz dem Herzoge irgend eine Nachricht zukommen lassen. Dies mußte den Herzog um so mehr wundern, da der Fürst mündlich und selbst schriftlich versprochen hatte, ihn stets mit Allem was vorginge bekannt zu machen, und ihm durch einen Kourier die Antwort Georgs IV. auf die Vergleichsvorschläge mitzutheilen.

Durch das Münstersche Libell hatte Georg IV. offenbar den Waffenstillstand gebrochen, den der Fürst Metternich so sorgsam vorbereitet und geschlossen; der Herzog konnte also nicht mehr an das gegebene Versprechen gebunden sein, welches sein Gegner zuerst verletzt hatte. Plötzlich und unvorbereitet angegriffen, hatte er keine Zeit zu verlieren, um Vertheidigungsmaßregeln zu ergreifen. Die Befehle des Königs, an der braunschweigischen Grenze ein Armeekorps von 10,000 Mann zusammenzuziehen, waren bereits in Hannover angekommen.

Der Graf von Ompteda, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Berliner Hofe, hatte den Auftrag erhalten, den Entschluß des Königs, das Herzogthum Braunschweig militärisch einnehmen zu lassen, anzuzeigen.

Der Staatsminister Herr von Bremer war in derselben Eigenschaft und versehen mit denselben Instruktionen an den Wiener Hof gegangen.

---

*) Aktenst. Nro. 70.

Der Herzog war von all' diesen Schritten unterrichtet. Schon in der Vorrede zu seiner Schmähschrift hatte Graf Münster im Namen des Königs gedroht, daß dieser Truppen gegen den Herzog von Braunschweig marschiren lassen werde, wenn dieser ihm die verlangte Genugthuung nicht geben wolle. Dies Alles und der Umstand, daß er von Niemand, selbst nicht vom Fürsten Metternich irgend eine Nachricht erhielt, ließ ihn befürchten, daß die Freundschaft, welche zwischen dem Letzteren und dem Herzoge von Wellington bestand, der an Cannings Stelle an die Spitze des englischen Kabinets getreten war, die guten Gesinnungen des österreichischen Ministers gegen ihn etwas geschwächt haben möchte. Bei der Treue, mit welcher Georg IV. seiner Familienfeindschaft anhing, konnte der Herzog wohl nicht in Zweifel darüber sein, daß der König seinem neuen Minister dringend ans Herz gelegt habe, seinen persönlichen Einfluß mit dem politischen zu vereinigen, um dem Herzoge Carl am Wiener Hofe zu schaden. Auch hielt es der Letztere nicht für unwahrscheinlich, daß der Fürst Metternich über die großen Staatsangelegenheiten, mit denen er beschäftigt war, leicht die braunschweigische Angelegenheit bei Seite gelegt, oder gar ganz vergessen haben möchte, obgleich er sich für dieselben früher sehr lebhaft zu interessiren schien. Außerdem fürchtete der Herzog auch, daß sich der Fürst Metternich, trotz seiner hohen Weisheit und der Kraft seines Verstandes, von den Intriguen Georgs IV. habe bewegen lassen, dem Herzoge die Unterstützung durch seinen Einfluß und seinen Rath zu entziehen.

Unter diesen Umständen hielt es der Herzog für angemessen, sich ebenfalls zu rüsten und er befahl, 6000 Mann in Braunschweig zusammenzuziehen. Da diese Truppen nicht alle in den Kasernen untergebracht werden konnten, so mußte ein Theil von ihnen in der Nähe der Stadt bivouaquiren.

Bei Gelegenheit dieses diplomatischen Krieges, den Georg IV. gegen den Herzog Carl eröffnet hatte, nahm dieser Veranlassung, gegen die Errichtung des königlich-hannöverschen Guelphenordens zu protestiren,*) den Georg IV., wie wir erzählt haben, dem Herzoge während dessen Minderjährigkeit schickte. Dieser hatte nämlich in den Acten seines Archives gefunden, daß Georg IV. kurz vor der Schlacht bei Waterloo seinen Vater, dem regierenden

*) Aktenst. Nro. 71.

Herzoge, wegen der Errichtung des Guelphenordens sondirt, dieser aber dagegen aus allen Kräften protestirt hatte.

Der Herzog von Sussex, der sich beständig in der bittersten Opposition gegen seinen Bruder befand, protestirte ebenfalls gegen den Guelphenorden, aber auf seine Art, das heißt durch eine thatsächliche Kritik, die für einen Ordensstifter nicht beissender sein konnte. Kaum hatte der Herzog von Sussex die Insignien des Ordens erhalten, so schmückte er damit einen herrlichen Neufundländer Hund, der ihm gehörte. Er hing ihm mit großer Feierlichkeit das Ordensband um den Hals, klebte dann den Stern auf seine Brust und ließ nun den neumodischen Guelphenritter spazieren führen. Georg IV. war außer sich über diesen grausamen Scherz und ließ den Namen des Herzogs von Sussex aus der Liste der Großwürdenträger des Guelphenordens ausstreichen.

Die Protestation des Herzogs Carl war ernsterer Art. Georg IV. ärgerte sich sehr darüber, noch mehr aber über die Aeußerungen, welche der Herzog bei jeder Gelegenheit über das unwürdige und schändliche Benehmen des Königs gegen die Königin Caroline*) öffentlich aussprach.

Der Herzog war über seine mißliche Lage durchaus nicht im Unklaren. Er wußte sehr gut, daß das Waffenglück gegen ihn sein würde, wenn er zu einem Kampfe gezwungen werden sollte; denn die kleine Truppenzahl, die er aufstellen konnte, mußte endlich der Uebermacht unterliegen; allein er mußte diesen Kampf wagen, sollte er darüber auch Alles verlieren, außer — die Ehre. Diese Ehre seines Namens, den Ruhm seiner Vorfahren, die Unabhängigkeit seines Volkes wollte der Herzog retten. Nachdem er sich so gehörig vorbereitet hatte, einem Handstreich zu begegnen, mußte er den Beistand der beiden Continentalmächte anrufen, von welchen die kleineren deutschen Staaten gleichsam eingeschlossen sind. Zu diesem Zwecke sandte er den Generallieutenant Baron Herzberg als außerordentlichen Gesandten nach Berlin, damit er sich mit seinem Ministerresidenten, Baron von Megern über die Vorstellungen beriethe, welche bei dem Berliner Kabinet in Bezug auf die gegen das Herzogthum Braunschweig gerichteten feindlichen Demonstrationen Hannovers zu machen wären. Zu demselben Zweck sandte der Herzog seinen Adjutanten, den Baron von Grabau, nach Wien mit Depeschen, durch welche sich der Herzog mit allem

---

*) S. Aktenst., die Königin Caroline betreffend, Nro. 72.

Nachdruck einer Verletzung der Acte des Wiener Kongresses widersetzte.

Während der Abwesenheit des Barons von Grabau kam ein österreichischer Spion, Witt von Döring, in Braunschweig an. Ihm gelang es allmälig, den Herzog zu bewegen, sich mit dem Könige von England zu arrangiren, indem er ihm seine Angelegenheit als sehr schwierig und sehr gefährlich darstellte.

Dieser Mensch sagte unter Anderm, daß Gustav IV. Adolph von Schweden, von dem wir schon früher sprachen, und der ein Oheim des Herzogs war, seine Krone nur durch seinen übermäßigen Starrsinn, den er für Charakterfestigkeit hielt, verloren habe; daß man ihn später selbst für toll habe erklären wollen, obgleich er es eben so wenig gewesen sei, wie er, Witt, oder der Herzog selbst. Herr Witt suchte das Vertrauen aller Personen zu gewinnen, welche den Herzog umgaben, und es gelang ihm sogar, einen merklichen Einfluß auf einen Theil des Ministerrathes auszuüben, damit dieser ihm seinen Absichten gemäß half, den Herzog von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß er nachgeben müsse.

Einige Zeit vor der Ankunft Witts zu Braunschweig war ein Herr Klindworth, preußischer Spion, plötzlich im Herzogthum erschienen und hatte eine dem Herzoge günstige Broschüre herausgegeben. Hierauf wurde er dem ersten Staatsrathe, Baron von Münchhausen, bekannt und es gelang ihm, von diesem, obwohl gegen die Wünsche des Herzogs, bei demselben eingeführt zu werden.

Dieser Mensch that nun alles Mögliche, um die Schritte des Herrn Witt unwirksam zu machen; besonders bemühte er sich, von dem Könige Georg in einem spöttelnden Tone zu reden.

Herr Witt hatte gesagt, daß der Herzog entfernt werden würde. Herr Klindworth erklärte, daß es unmöglich wäre, den Herzog zu entfernen, selbst wenn er alles Mögliche thue, um diesen Zweck zu erreichen. Er beschwor den Herzog, sich aus der ganzen Welt nichts zu machen und den Drohungen des Königs nichts als Verachtung und eine Sündfluth von Broschüren entgegenzusetzen.

Der Herzog folgte dem Rathe von keinem dieser beiden Menschen, deren Rollen denen des Reiters zur Rechten und Linken in Bürgers wildem Jäger glichen. Er erinnerte sich zu rechter Zeit der heilsamen Lehren des Fürsten Metternich über die Vortheile des Temporisirens in der Politik, und beschloß, sich wenigstens so lange als unthätiger Beobachter zu verhalten, als es ihm mit

Ehren möglich sein würde, sich nur im äußersten Nothfalle zu vertheidigen und sich selbst den Feind so nahe auf den Leib rücken zu lassen, daß er dann den Degen nur in der äußersten Noth ziehen würde. Dieser Plan war verständig; allein die Ausführung nicht leicht. Der Herzog erschrack jedoch nicht vor den sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten. Konnte er in seiner Lage wirklich etwas Besseres thun, als diese unglückliche Geschichte durch Verhandlungen in die Länge ziehen? Er hatte den besten Verbündeten für sich, nämlich die Zeit; die Zeit, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Leben Georgs IV. bald ein Ziel setzen mußte. Das Ende seiner Laufbahn schien in der That schon längst da zu sein; er lebte nur noch so zu sagen bedingungsweise, ein künstliches Leben, welches allein durch übermäßigen Gebrauch von stimulirenden Mitteln erhalten wurde. Georg IV. war so weit gekommen, daß er täglich 11 Flaschen Rum trinken mußte. Allein dieses Uebermaaß an Oel verbrannte die Lampe und gegen das Ende seines Lebens war der König die Hälfte der Zeit so ohnmächtig, daß er sich führen lassen mußte. Er hatte nicht einmal mehr die Kraft, rückwärts aus dem Wagen zu steigen, wie wir es ihn mit so viel Glanz auf seiner letzten Reise nach Hannover thun sahen. Außerdem war noch ein anderer Umstand vorhanden, welcher den Herzog besonders veranlassen mußte, alles Mögliche zu thun, um nur Zeit zu gewinnen. Es war dies sein freundschaftliches Verhältniß mit dem Herzog von Clarence, von welchem wir schon mehrmals sprachen, der seit dem Tode der Prinzessin Charlotte designirter Thronfolger war.

Als der Baron von Grabau von der Sendung nach Wien zurückkehrte, erhielt der Herzog einige erste Beweise von der vermutheten Veränderung, welche in dem Innern des Fürsten Metternich vorgegangen war; er wußte, dieser Minister fand, daß die Angelegenheiten des Herzogs sich verändert hätten und deshalb nicht mehr von demselben Gesichtspunkte aus angesehen werden dürften. Der Herzog sah sehr wohl, daß er diese Veränderung der Herausforderung zuschreiben müsse, durch welche er sich zum Range des Grafen von Münster herabgelassen hatte, und daß diese ungewöhnliche Herausforderung dem österreichischen Staatskanzler wahrscheinlich wie ein dummer Streich eines unüberlegten jungen Menschen erschienen war. Der Fürst Metternich hatte zum Baron Grabau gesagt, daß er nicht mehr wie früher in das

Interesse des Herzogs eingehen könne, und außerdem hatte er ihm besondere Depeschen für den Herzog mitgegeben.

Wir geben hier den hauptsächlichsten Inhalt, da man diesen kennen muß, um die Verwickelung einer Angelegenheit kennen zu lernen, die mehr als jede andere geeignet ist, das Getreibe der Diplomatie an das Tageslicht zu bringen.

Der Fürst Metternich unterrichtete den Herzog in seinen Depeschen von der Weigerung, die ihm der König von England, in Bezug auf seinen Vorschlag über die Versammlung von drei Gesandten, hatte überbringen lassen, ferner rieth er dem Herzoge, sich den Wünschen des Königs zu fügen, und schickte ihm selbst über diesen Gegenstand mehrere augenscheinlich aus der österreichischen Staatskanzlei hervorgezogene Dokumente. Unter diesen befand sich eins, welches dem Herzoge sehr sonderbar erscheinen mußte; man forderte ihn darin auf, seinen Erlaß vom 10. Mai zu entschuldigen, welcher sich niemals eine kritische Beachtung des Wiener Kabinets zugezogen hatte.

Der Herzog war so empört über alles was er hörte und sah, daß er nicht wußte, ob er wache oder träume; plötzlich kam er zu einem Entschluß; er wollte selbst nach Wien gehn, um hier sein Interesse zu vertheidigen. Es war ihm ziemlich klar geworden, daß seine Befürchtungen in Bezug auf die Sinnesänderung des Fürsten Metternich nur zu gegründet waren.

Der österreichische Spion Witt hatte dem Herzoge lebhaft zur Reise nach Wien gerathen; der preußische Mouchard Klindworth aber hatte sich lebhaft dagegen erklärt. Die Spitzbuben gewannen ihr Geld damit, daß der Eine ja, der Andere nein sagte.

Um dieser Ungewißheit ein Ende zu machen, und vertrauend auf die Versprechungen des Fürsten Metternich, verließ der Herzog in der Nacht des vierten Decembers 1827 Braunschweig, reiste Tag und Nacht über Dresden und Prag nach Wien, wo er den achten um zwei Uhr Mittags ankam und im Gasthof zum Erzherzog Carl abstieg. Ein Adjutant des Herzogs begab sich sogleich zu dem braunschweigischen Ministerresidenten zu Wien, dem Baron Erstenberg, um ihn von der Ankunft seines Fürsten zu benachrichtigen. Am andern Morgen ging der Herzog, begleitet von seinem Gesandten und seinen Adjutanten nach der Staatskanzlei, der officiellen Residenz des Fürsten Metternich. Dieser ließ nicht warten; allein trotz der langen Gewohnheit, sein von Natur we-

nig bewegliches Gesicht stets den Umständen anzupassen, konnte er bei dem unvermutheten Anblick des Herzogs doch nicht die Ueberraschung verbergen, welche ihm seine plötzliche Ankunft verursachte. Er fingirte selbst, den Namen der ihm angemeldeten Person nicht verstanden zu haben und sagte zum Herzoge: „Als mein Kammerdiener mir Euer Durchlaucht meldete, sagte ich ihm, daß er sich irre, daß Euer Durchlaucht in Braunschweig wären und nicht hier sein könnten. Als mir nun der Kammerdiener wiederholt versicherte, daß es ganz gewiß der Herzog von Braunschweig sei, den er vollkommen genau kenne, stand ich ganz böse über seinen Irrthum auf. Ich wollte mich selbst überzeugen, wie das zusammenhing; ich sehe, daß er Recht hatte, allein ich begreife noch nicht, wie ich weder durch den braunschweigischen Gesandten, noch durch die Wiener Polizei von Ihrer Ankunft unterrichtet sein konnte."

Als der Herzog mit dem Fürsten in dessen Kabinet gegangen war, sagte dieser:

„Nun, gnädiger Herr, wollen Sie meinem Rathe folgen und den Wunsch erfüllen, den ich Ihnen durch den Baron von Grabau auseinander setzen ließ? Ist dies der Fall, dann freue ich mich sehr Sie zu sehen; wo nicht, so kann ich es Ihnen nicht verhehlen, daß Sie mich in eine gräßliche Verlegenheit bringen. Hören Sie nur: der König von England hat sich sehr bitter über die freundschaftliche und zuvorkommende Aufnahme beklagt, welche Sie bei Ihrem letzten Aufenthalte in Wien von Seiten des Kaisers empfingen. Er hat mir vorgeworfen, daß ich meinen alten Freund wegen meines jungen Freundes vergäße. Er hat durch den englischen Gesandten verlangen lassen, daß Sie für die Zukunft vom Hofe nicht empfangen würden, bis Sie ihm, dem Könige, die glänzendste Genugthuung gegeben hätten". —

„Ich bin hierher gekommen, um mich mit Ihnen zu verständigen, antwortete der Herzog; die Weigerung, mich zu empfangen, würde ein erklärter Bruch für ewig sein."

Der Fürst Metternich schien das Gewicht dieser Bemerkung, und wie sehr sie begründet war, zu fühlen. Er kannte nur zu gut das gute Recht des Herzogs und die Unannehmlichkeiten, welche ein entschiedener Bruch nach sich ziehen könnte. Er hatte den Baron Grabau, ehe er ihn mit den für den Herzog bestimmten Depeschen abreisen ließ, mit zu großer Neugier gefragt, ob er glaube, daß dieser sich jemals entschließen würde, in allem Ernste

von den Forderungen des Königs von England zu hören, als daß die Angelegenheit dem Fürsten so ganz gleichgültig sein konnte. Als der Herzog auf die Einladung des Fürsten Metternich Platz genommen hatte, folgte die höchst interessante Unterredung, welche wir sogleich mittheilen wollen, und zwar mit der größtmöchlichsten Genauigkeit.

„Gnädiger Herr," begann der Fürst Metternich, „der König von England hat Unrecht und Sie haben Recht, das ist klar, darüber wollen wir nicht reden; allein das österreichische Kabinet befindet sich in diesem Augenblick in einer solchen politischen Lage, daß es vor allen Dingen wünschen muß, Ihre unglücklichen Differenzen auszugleichen und bis auf die geringsten Spuren zu verwischen. — Der Graf von Münster thut Alles, was er kann, um ihre Zwistigkeiten mit Hannover (die ich als eine deutsche Angelegenheit ansehe und angesehen wissen will), zu einer europäischen Angelegenheit zu machen, was sie leider fast schon geworden ist. Sie sind klüger als der König von England, zeigen Sie es, indem Sie ihm nachgeben. Ich präsentire zwei Personen: Ihren persönlichen Freund und . . . hier ergriff der Fürst die Hand des Herzogs und drückte sie herzlich . . . und den Premierminister des Kaisers von Oesterreich. Als ihr Freund möchte ich Ihnen helfen; als Minister darf ich die Interessen meines Staates nicht hintenansetzen, und diese erfordern, daß er mit England befreundet sei; fügen Sie sich also so gut Sie können."

Der Herzog antwortete, daß er das nicht thun werde; daß er sich nicht den beschämenden Bedingungen unterwerfen könne, welche der König von England von ihm fordere; daß er sich dagegen bis aufs Aeußerste wehren werde. Der Fürst Metternich suchte den Herzog noch zu überreden, daß für ihn weit ehrenvoller sein würde, wenn er sich freiwillig unterwerfe, als wenn er es später würde gezwungen thun müssen; allein der Herzog blieb unerschütterlich, vermied es jedoch sorgfältig, den Fürsten zu erzürnen, sondern suchte vielmehr, ihn davon zu überzeugen, wovon er vorher augenscheinlich überzeugt gewesen und noch überzeugt war, wenn er es auch nicht eingestehen konnte.

Als der Fürst nach diesen unfruchtbaren Versuchen sah, daß es ihm allein nicht gelang, den Herzog zu dem zu bewegen, was er verlangte, ging er in ein an sein Kabinet stoßendes Zimmer, wo der Präsident des deutschen Bundestages, Baron von Münch-Bellinghausen, der auf Urlaub in Wien war, die kaiserlichen

Staatsräthe von Gratz und Baron von Kreß arbeiteten. Diese Herren führte der Fürst in sein Kabinet. Sie nahmen in einem Halbkreis um den Herzog Platz, der nun gewissermaßen im Kreuzfeuer stand. Nun wiederholte der Fürst in Gegenwart dieser Herren Alles, was er dem Herzoge gesagt hatte, und am Ende jedes Satzes fragte er sie um ihre Meinung, und man wird es uns wohl glauben, wenn wir sagen, daß sie vollkommen zu der des Fürsten paßte.

Um alle seine unnützen Reden kurz abzuschneiden, sagte der Herzog zum Fürsten Metternich: „Da Sie mir gesagt haben, daß Sie mir gegenüber zu gleicher Zeit gewissermaßen Freund und Feind vorstellen, so fallen Sie nicht aus Ihrer Rolle, handeln Sie als Feind; allein gewinnen Sie mich als Freund."

Der Fürst war nicht wenig über die Wendung überrascht, welche der Herzog seinen eigenen Worten gab; er überlegte einige Augenblicke und sagte dann: „Ich wünsche neutral zu bleiben." Darauf stellte ihm der Herzog vor, daß die Lage, in welcher sich der Fürst befände, sehr schwierig sei, und sagte endlich: „Als Freund brauchen Sie mich nicht zu verlassen, und als österreichischer Minister können sie sich ein Verdienst gegen den König von England erwerben, wenn Sie mich gewinnen, wenn Sie mich zwingen, die Konzessionen zu machen, die Sie von mir verlangen." — Nun, dann sagen Sie mir meine Rolle, antwortete der Fürst schnell, was wollen Sie, daß ich thun soll? — „Hindern Sie zuerst den König von England daran, seine Drohungen zu erfüllen; das können Sie leicht, wenn Sie ihn überreden, Ihnen gewissermaßen seinen Platz und die Ausführung der Drohungen zu überlassen. Senden Sie den hannöverischen Gesandten, von Bremer, der sich jetzt hier aufhält, nach Hannover, schicken Sie ihn mit einer äquivalenten Botschaft zurück, indem Sie erklären, Sie würden nicht leiden, daß das braunschweigische Gebiet gegen die Grundgesetze des deutschen Bundes und gegen den Wiener Vertrag von 1815 verletzt werde; fordern Sie, daß das hannöverische Lager aufgehoben wird, und daß man nichts vornimmt, ohne Sie zu fragen." — Aber, sagte der Fürst, wenn ich dies Alles thue, kann ich dann hoffen, daß Sie nachgeben?

„Ich habe Ihnen schon gesagt mein Fürst, daß ich nie mehr zugeben werde, als wozu man mich zwingen wird. Sie haben aus Freundschaft für mich diese Rolle übernehmen wollen, führen Sie dieselbe nun durch."

Aber wie?

„Drohen Sie mir.“

Sollen wir, wenn Sie nicht nachgeben, Truppen gegen Sie marschiren lassen? Ist das genügend?

„Nein.“

Was wollen Sie denn mehr? Sie werden Ihr Herzogthum verlieren. Man wird Sie mit fünfzigtausend Thaler Renten auf Reisen schicken.

„Sehr wohl. Aber ich rechne nicht weniger darauf, von Ihren Absichten unterrichtet zu werden, als von Ihren Mitteln zur Ausführung.“

Wir werden eine Verschwörung Ihres eigenen Adels gegen Sie organisiren; diese Verschwörung wird eine Palastrevolution herbeiführen; in deren Folge Ihr Bruder Ihren Platz erhalten wird.

„Nicht übel, ich bin zufrieden. Geben Sie mir das Alles schriftlich.“

Sie scherzen in der That, und ich schwöre Ihnen, daß ich so im Ernste rede, daß es mir das Herz zusammenpreßt und daß ich blutige Thränen weinen möchte. Ihr Leichtsinn ist übel angebracht. Ich bitte Sie vernünftig zu sein und mir nicht unnütz meine Zeit zu rauben.

„Ich scherze durchaus nicht, und nur weil Sie sagten, daß Sie vollkommen auf meine Ansicht eingingen, bat ich Sie mir zu schreiben und zwar im Namen des Kaisers, denn Sie wissen sehr wohl, daß ein gesagtes Wort nicht so viel bedeutet, als ein geschriebenes.“

Was Sie von mir verlangen ist unmöglich; allein ich will Ihnen schreiben, was ich kann.

Darauf nahm der Fürst Platz, schrieb dem Herzog einen Brief, und als er ihn dem Herzoge gegeben hatte, legte er ihm eine Entschuldigung über seine öffentlichen Erlasse und einen Brief an den König von England zur Unterschrift vor, welche der Fürst Metternich selbst aufgesetzt hatte *).

Der Fürst verlangte, daß der Brief, den er an den Herzog schrieb, vor der Abreise des Herzogs von Braunschweig datirt werden solle, um glauben zu machen, daß er durch den Baron von Grabau überbracht worden sei; eben so sollte der Herzog die von dem Fürsten verlangten Briefe datiren.

*) Aktenst. Nro. 73, 74 und 75.

Als der Herzog aber das Brouillon des Briefes durchlief, welchen der Kaiser angeblich an ihn gerichtet haben sollte, fand er ihn nicht drohend genug und verweigerte daher die Unterzeichnung der Dokumente, welche ihm der Fürst vorlegte. Darauf nahm dieser im Scherz aus einem neben ihm stehenden Sekretär einen langen Dolch, erhob ihn gegen den Herzog und sagte: Genügt Ihnen auch dies noch nicht?

„Wahrhaftig nicht. Denn außer dem drohenden Briefe von Ihrem Kaiser muß ich auch noch einen von dem Könige von Preußen haben."

Meiner Treu, ich kann nichts mehr wünschen. Sie machen mir mit diesem Vorschlage ein großes Vergnügen. Aber in diesem Falle autorisiren Sie mich, zur Genugthuung des Königs von England, die vorliegenden Dokumente an den Berliner Hof zu senden. Daraus wird Preußen sehn, was es auf seine Drohungen zu erwarten hat.

Der Herzog willigte in das Verlangen des Fürsten, und in der Nacht darauf expedirte dieser einen Kourier nach Berlin.

Dreizehntes Kapitel.

Enthüllte Geheimnisse. — Die Protokolle und der Nebel. — Aufenthalt des Herzogs von Braunschweig in Wien. — Ball bei dem Fürsten Metternich. — Der Carneval zu Wien. — Einer, der sich Sekretär des Herzogs nennt. — Herr von Bernstorff. — Die Entwürfe zu Wien und die Entwürfe zu Berlin. — Der Baron von Maltzahn. — Preußen will direkt mit dem Herzoge unterhandeln. — Das auf Befehl des Fürsten Metternich gedruckte Manuskript. — Unterredung des Herzogs mit Herrn von Maltzahn. — Gründe zur Abreise des Herzogs. — Plan, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. — Der Vergleich der vier Punkte. — Korrespondenz des Herzogs mit dem Fürsten Metternich. — Unterhandlungen mit Preußen. — Drohungen Preußens. — Die Unterhandlungen abgebrochen. — Wieder begonnen. — Der Herzog verläßt Wien.

Das vorhergehende Kapitel ist so zu sagen nur die Vorhalle des Labyrinthes von Unterhandlungen, in welche wir jetzt näher eingehen wollen; allein wir haben den leitenden Faden in der Hand und wer uns folgt, braucht nicht zu befürchten sich zu verirren. Wir dürfen nicht fürchten, daß man uns Lügen strafen wird, wenn wir sagen, daß der Inhalt dieses folgenden Kapitels der ernsthaften Geschichte der Zeit angehört. Wir werden den Leser in den Stand setzen, selbst das zu beurtheilen, was man Negociationen nennt. Gar manchen Lesern wird es vielleicht scheinen, als wären die hier verhandelten Dinge gar nicht von so überwiegendem Interesse, daß sie im Stande wären, die Aufmerksamkeit der Politiker zu erregen; allein wir erwiedern ihnen eines, daß je mehr diese Ueberzeugung durchdringt, sie um so

mehr auf dem richtigen Wege sind, diese unendlichen Diskussionen von Macht zu Macht zu beurtheilen, aus denen endlich nichts als Protokolle entstehen, wie sich oft eine dicke Wolke in Nebel auflöst.

Wir haben gesehen, daß ein Kourier nach Berlin abging mit Depeschen des Fürsten Metternich in Betreff der Angelegenheiten des Herzogs von Braunschweig. Dieser beschloß die Antwort auf diese Sendung in Wien abzuwarten; man wird später sehn, was ihn zur Aenderung dieses Entschlusses bewog. Während seines Aufenthaltes zu Wien lebte hier Herzog Carl, wie er früher gelebt hatte, das heißt, er verbrachte seine Zeit unter Festlichkeiten am Hofe und in der großen Welt.

Der Fürst Metternich gab einen prächtigen Ball zu Ehren des jungen Herzogs, den er unter seine politische Protektion genommen zu haben schien. Dies war um so merkwürdiger, als es in den diplomatischen Gesellschaften wie in der vornehmen Welt Jedermann wußte, mit welcher Erbitterung der König von England gegen seinen Neffen erfüllt war, dessen erster Beschützer er eigentlich hätte sein sollen. Auf einem dieser Bälle nahm der Fürst Metternich den Herzog bei Seite und theilte ihm mit, daß ein Herr Witt, der sich Sekretär des Herzogs nenne, von dem österreichischen Gesandten in Dresden das Visiren seines Passes verlange, damit er über die österreichische Grenze gehen und nach Wien reisen könne.

„Was soll ich mit diesem Menschen machen? fragte der Fürst den Herzog: was mich anbetrifft, so rathe ich Ihnen, ihn nicht herkommen zu lassen. Zum Ueberfluß schreiben Sie mir einen Brief, in welchem Sie ihn nicht anerkennen, und dann will ich schon mit ihm fertig werden.“

Da Witt nie eigentlicher Sekretär des Herzogs gewesen war, sondern sich nur stets zu Dienstleistungen gedrängt hatte, die ihm von Niemand übertragen, so nahm der Herzog keinen Anstand, dem Fürsten einen Brief in dem verlangten Sinne zu schreiben.

Trotz der vielen Vergnügungen, mit denen der Herzog die Zeit seines Aufenthaltes in Wien verbrachte, vernachlässigte er darüber doch nicht seine wichtigeren Interessen. Endlich kam eine Antwort des Berliner Kabinets an; sie war von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Bernstorff verfaßt. Der preußische Minister sagte in derselben im Namen des Königs, daß die zwischen dem Fürsten Metternich und dem Herzoge von

Braunschweig getroffenen Verabredungen seinem Kabinet durchaus nicht behagten. Diese erste Schwierigkeit kam dem Herzoge sehr erwünscht, denn sie förderte prächtig seine Absicht — Zeit zu gewinnen.

Graf Bernstorff that gegen den Ausdruck Haß Einspruch, welcher in einem der für den König von England bestimmten Papiere enthalten war. Ferner verlangte dieser Minister die Zurücknahme der Edikte vom 10. Mai, was das österreichische Kabinet niemals gefordert hatte.

Der Fürst Metternich und Herr von Münch-Bellinghausen waren im Gegentheil bis dahin immer der Meinung gewesen, daß der Herzog seine Edikte nicht widerrufen dürfe, so lange das österreichische Kabinet sich in diese Angelegenheit mischen würde.

Drittens schickte Graf Bernstorff dem Herzoge einen Brief, den er empfindsam und kindlich nannte, zum unterzeichnen, der an den Exvormund gerichtet war, welcher, sagte der Graf, väterlich gegen den Herzog gewesen sei.

Mit diesen Depeschen kam auch ein Brief des Königs von Preußen an den Herzog von Braunschweig, in welchem Friedrich Wilhelm III. versicherte, er werde es niemals leiden, daß hannöverische Truppen das Herzogthum Braunschweig besetzten. Dieser Brief war nicht allein ein Begleitschreiben zu den erhaltenen Depeschen, sondern zu gleicher Zeit eine Antwort darauf, was der Herzog dem Könige durch den braunschweigischen Generallieutenant Baron von Herzberg hatte mittheilen lassen.

Dem Fürsten Metternich gefiel die zu Berlin gemachte Fassung der Briefe sehr, indem er sagte, daß er sie bei Weitem mehr im Interesse des Herzogs fände als die seinigen. Aber dieser verhehlte nicht seine entgegengesetzte Ansicht und machte dem Fürsten darüber eine mündliche Mittheilung.

Nun begannen wieder neue Unterhandlungen zwischen dem Fürsten Metternich und dem Herzoge von Braunschweig; aber die Sache hatte sich sehr wesentlich geändert. Man wird sich erinnern, daß die ersten Vorschläge von österreichischer Seite gemacht und redigirt wurden, und die zweiten von Preußen; die dritten endlich gingen von dem Herzoge selbst aus. Diese nun aufs Neue redigirten Vorschläge wurden abermals wie die vorhergehenden durch einen kaiserlichen Kourier nach Berlin geschickt.

Es ist von großer Wichtigkeit zu bemerken, daß der Herzog von Braunschweig und der Fürst Metternich bis dahin im voll-

kommensten Einverständnisse gehandelt hatten. Es verging eine geraume Zeit, ehe eine neue Antwort des preußischen Kabinets kam. Endlich langte sie in Wien an, allein sie war nichts als eine Wiederholung derselben Vorschläge, die der Minister Bernstorff schon übersandt hatte, und welche der Herzog, wie wir erzählt haben, einige Wochen vorher verwarf.

Zu gleicher Zeit war der preußische Gesandte in Wien, Baron von Maltzahn, von seinem Hofe beauftragt, diesen Vorschlägen einen Brief hinzuzufügen, der in Berlin aufgesetzt war, und den er nur zu unterzeichnen hatte.

Diese ganze Sache schien so eingeleitet, um den preußischen Gesandten in eine direkte Unterhandlung mit dem Herzoge zu bringen und den Fürsten Metternich bei Seite zu lassen; denn wenn es auch dieser versuchte, die von preußischer Seite gemachte Redaktion selbst zum Nachtheil der seinigen zu loben, und rieth, sie anzunehmen, so konnte er den Gründen des Herzogs doch nichts entgegensetzen, der ihm seine eigene Unterschrift vorhielt, die unter den Schriften stand, welche sie gemeinschaftlich aufgesetzt hatten. Der Fürst Metternich sah sich also genöthigt, dem Baron von Maltzahn den Platz zu räumen, der mit großer Ungeduld den Augenblick zu erwarten schien, wo er etwas thun und seine Ueberredungsgabe dem Herzoge gegenüber versuchen könne.

Um diese Zeit erhielt der Herzog durch die Post ein Manuskript von Herrn Witt. Dieser schrieb ihm, daß es seine Absicht gewesen sei, dieses Manuskript dem Herzoge wie auch dem Fürsten Metternich selbst zu bringen, daß ihn dieser Letztere aber daran verhindert habe, nach Oesterreich zu kommen. So erklärte Herr Witt den Grund seiner Reise, die ihm Niemand aufgetragen hatte.

Der Herzog hielt es für das Beste, dieses Manuskript dem Fürsten Metternich zu übergeben. Sechs Wochen darauf erschien es gedruckt in Hamburg, und nun war es der Fürst Metternich, welcher dem Herzoge einige Exemplare schickte.

Wie die Sachen standen, was wollte eigentlich Preußen? Ohne Zweifel, denn der Beweis liegt vor, wollte Preußen direkt und ohne Zwischenträger mit dem Herzoge unterhandeln; daher die von dem Berliner Kabinet dem preußischen Gesandten gegebenen Instruktionen. Um nun den Absichten seines Hofes gemäß zu handeln, schrieb der Baron von Maltzahn an den Baron von Grabau, Adjutanten des Herzogs von Braunschweig, und bat officiell um eine Au-

dienz. Als ihm diese bewilligt wurde, überbrachte er in derselben dem Herzoge die Note der preußischen Regierung. Zu gleicher Zeit suchte er den Herzog von seinem großen Unrechte, wie er es nannte, zu überzeugen; als er aber sah, daß ihm dies nicht gelingen wollte, änderte er seine Sprache und erklärte, daß, wenn der Herzog sich weigere, die von dem preußischen Hofe gemachte Redaktion der gedachten Briefe anzunehmen, derselbe ihm andere vorlegen werde, die Sr. Durchlaucht, wie man hoffe, vielleicht weniger unangenehm sein dürften.

Wie wir schon erzählten, verlangte Preußen durch seinen Gesandten vom Herzoge die Zurücknahme der Edikte, und um ihn leichter dazu zu bewegen, machte er ihm den Vorschlag, daß dem Könige von England die Verpflichtung auferlegt werden solle, dem Herzoge für die ihm angethanenen Beleidigungen Genugthuung zu geben.

„Nun habe ich meinen Auftrag erfüllt," sagte Herr von Maltzahn, „und ziehe mich zurück. Der Fürst Metternich wird mit Euer Durchlaucht die neue Redaktion besprechen, welche der preußische Hof vorschlägt, und welche, hoffe ich, Eurer Durchlaucht ziemlich trocken erscheinen wird."

Der Herzog sagte Herrn von Maltzahn, daß er sich nicht auf die ihm mündlich gegebenen Antworten beschränken, sondern daß er ihm noch eine schriftliche für das preußische Kabinet geben werde.

Da sich indessen der Herzog nicht dem aussetzen wollte, etwas zu thun, was dem Fürsten Metternich hätte unangenehm sein können, so theilte er demselben das Brouillon der für Preußen bestimmten diplomatischen Note mit. Nachdem der Fürst dasselbe schnell durchgesehn und einige Aenderungen gemacht hatte, die er eigenhändig hinein schrieb, gab der Fürst dem Herzoge den Entwurf zurück, und dieser sandte die Note noch an demselben Tage durch einen seiner Adjutanten dem Herrn von Maltzahn.

Bei den neuen Vorschlägen, welche Preußen dem Herzoge durch Oesterreich machen ließ, näherte es sich sehr den letzten Entwürfen, über welche der Herzog von Braunschweig und der Fürst Metternich übereingekommen waren.

Endlich folgte der Herzog nochmals der Meinung des Fürsten Metternich, und beide setzten neue Vorschläge auf, welche wie die letzten, nach Berlin geschickt wurden.

Nachdem der Herzog nun mit vieler Kunst die Unterhandlun-

gen so in die Länge gezogen hatte, fürchtete er, daß sie durch ein plötzliches Zugeständniß Preußens auf einmal, und zwar auf eine Art beendigt werden könnten, wie sie dem Herzoge nichts weniger als angenehm war; um nun jede Lösung zu vereiteln und wo möglich die ganze Sache noch weit verwickelter zu machen, was ihm bisher ganz trefflich gelungen war, entschloß sich der Herzog, die Hauptstadt Oesterreichs zu verlassen und in seine Staaten zurückzukehren.

Die Absicht des Herzogs, indem er Wien verließ, ist leicht begreiflich, und man erräth leicht das Raisonnement, welches ihn dazu bestimmte: „Konnte sich," dachte er ohne Zweifel, „die Angelegenheit schon so in die Länge ziehn, während die Korrespondenz sich auf einen einfachen Austausch von Depeschen zwischen Wien und Berlin beschränkte, um wie viel mehr wird dies der Fall sein, wenn sich die Unterhandlung auf drei Punkte vertheilt, wenn man sich erst von Berlin mit Braunschweig, von hier mit Wien und von Wien wieder mit Berlin verständigen muß; und wenn die geringste Modifikation, die von irgend einer der drei Parteien verlangt wird, erst durchaus die Zustimmung der beiden andern erfordert."

Der Herzog theilte Niemandem die Beweggründe zu seiner plötzlichen Abreise mit, und erklärte dieselbe durch die unumgängliche Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Braunschweig.

Fürst Metternich drang lebhaft darauf, daß der Herzog noch vor seiner Abreise sich gegen ihn schriftlich in aller Form verbindlich machen sollte, im Falle der Zustimmung Preußens, sich im Wesentlichen an die Entwürfe zu halten, die ihm zuletzt zur Begutachtung vorgelegt waren. Der Herzog und der Prinz schlossen also eine Uebereinkunft, welche späterhin mit dem Namen „der Vergleich der vier Artikel" benannt wurde.

Nachdem der Herzog vom Kaiser und der Kaiserin Abschied genommen hatte, verließ er im Februar 1828 Wien, mitten im Carneval, an dessen Festen er schon großen Antheil genommen hatte; allein die Interessen seiner Regierung erlaubten ihm keine Zögerung und er reiste ab, ohne von einer Menge Einladungen Gebrauch machen zu können, die er bereits erhalten hatte.

Sobald der Herzog in Braunschweig angekommen war, beeilte er sich, dies dem Fürsten Metternich anzuzeigen, und zugleich unterrichtete er ihn von den Beziehungen, in welchen der Herr Witt zu der braunschweigischen Regierung gestanden hatte, um

welche Nachweisung der Fürst den Herzog in ihrer letzten Zusammenkunft gebeten hatte.

In seiner Antwort vom 10. Mai dankte der Fürst dem Herzoge für diese Nachrichten; außerdem sprach er die Hoffnung aus, daß Se. Durchlaucht schon die zustimmende Antwort Preußens aus den betreffenden Expeditionen zu Wien bekommen haben würde.

Vierzehn Tage später, während welcher der Herzog Braunschweig nicht verlassen hatte, wurde ihm eine Depesche des Fürsten Metternich vom 25. März ins Schloß gebracht durch einen Reisenden, der das Vertrauen des Fürsten besaß. Dieser Brief enthielt die Nachricht, daß der Fürst durch seinen Gesandten zu London, Fürst Esterhazy, dem Könige Georg IV. zu dem Ende seiner Differenzen mit seinem Neffen offiziell gratulirt habe.

Einige Zeit darauf erhielt der Herzog eine vom 16. März datirte Depesche von Berlin, durch welche Preußen der von dem Herzog und dem Fürsten entworfenen Redaktion seine Zustimmung verweigert. Der Herzog antwortete Oesterreich und Preußen unter dem 31. März und 2. April 1828, daß er, da Preußen die von ihm und dem Fürsten Metternich verfaßte Redaktion nicht genehmige, sich gleichfalls als seines Wortes ledig betrachte, welches er nicht gegeben habe, daß er von nun an Niemand weiter zu Rathe ziehen werde, als seine eigene Ehre und seine Würde als regierender Fürst, und daß er die unter solchen Umständen nöthigen Schritte thun werde.

Vierzehntes Kapitel.

Klage des Herzogs beim deutschen Bunde. — Herr Fricke. — Antwort Preußens auf die braunschweigischen Depeschen. — Vertrag der Mächte mit Georg IV. — Drohungen Preußens. — Der Herzog taub gegen die gemeinschaftlichen Forderungen Oesterreichs und Preußens. — Absicht, den Herzog durch den deutschen Bund zu Frankfurt zu verurtheilen. — Der Herausforderungsbrief an den Grafen Münster. — Neue Schritte des Herrn von Münchhausen. — Herr von Veltheim. — Die Poltrons. — Der Baron von Praun. — Gegenbeschuldigungen des Königs von England. — Uebergriffe und neue Forderungen. — Seine Klage gegen den Herzog beim deutschen Bunde. — Georg IV. will vom deutschen Bunde verlangen, daß derselbe den Herzog Carl seiner Regierung, als unfähig zu herrschen, entsetzen und unter Vormundschaft stellen solle. — Er wird daran durch die großen Mächte verhindert, welche ihm Satisfaktion versprechen. — Preußen und Oesterreich verlangen Erklärungen in Bezug auf das in Straßburg erschienene Buch. — Korrespondenzen. — Angriff mit bewaffneter Hand. — Die Gesandten des Herzogs. — Der Herzog von Cambridge und Leugnen der Form wegen. — Georg IV. verändert seine Batterien. — Innere Zwistigkeiten. — Geschichte der braunschweigischen Konstitution. — Bitte der Stände, sich versammeln zu dürfen. — Die Frage bleibt unentschieden. — Herr von Strombeck. — Unterredung mit dem Herzog. — Klindworth. — Einfluß eines Menschen auf die Kammer der Edelleute. — Die drei Abgeordneten des braunschweigischen Adels. — Der Baron von Cramm und Herr von Kalm. — Innere Unterhandlungen. — Die vier Thüren eines Schlafzimmers. — Der Herzog und die Herzogin von Lucca in Braunschweig.

Nachdem der Herzog erklärt hatte, seine Souveränitätsrechte durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel aufrecht zu erhalten, glaubte er, daß der Augenblick gekommen sei, wo die braunschwei-

gische Regierung eine Klage bei dem Bundestage zu Frankfurt gegen Hannover einreichen müsse, und zwar wegen des Benehmens dieser Regierung bei Gelegenheit der Entweichung des Rathes von Schmidt. Der Herzog beauftragte mit dieser Sendung seinen Staatsrath, Herrn Fricke.

Unterdessen verfehlte Preußen nicht, auf die ihm zugeschickten braunschweigischen Depeschen zu antworten, indem es sagte, daß es die auf Grund der vier Punkte begonnenen und eingeleiteten Unterhandlungen durchaus nicht habe abbrechen wollen.

Oesterreich, welches die preußische Regierung unterstützte, forderte vom Herzoge, daß er seine Versprechungen halten solle. Dieser aber antwortete sowohl Oesterreich als Preußen, daß er niemals darin gewilligt habe, sich neuen Forderungen, die sie gestellt hätten, zu unterwerfen, wie z. B. der, daß er einen Gesandten nach London schicken solle; daß er niemals versprochen habe, sich nicht über das Unrecht beklagen zu wollen, was ihm von der hannöverischen Regierung angethan sei, und daß, wenn Oesterreich und Preußen ihn zu mystificiren trachteten, er sich nicht dazu hergeben wolle, ihr Narr zu sein; er gab nur zu, dem Fürsten Metternich versprochen zu haben, gewisse Schritte thun zu wollen, wenn Preußen gemeinschaftlich mit Oesterreich die Verantwortlichkeit derselben übernehmen wollten. Da nun diese letzte Macht sich geweigert habe, so betrachte er sich um so mehr von seinen Versprechungen entbunden, da Preußen sich nicht allein mit einer reinen und einfachen Weigerung begnügt, sondern außerdem es noch auf sich genommen habe, neue, nicht annehmbare Forderungen hinzuzufügen, worin Oesterreich es unterstütze.

Unterdessen weigerte sich Georg IV. beständig, das von ihm zurückbehaltene Privatvermögen seines Mündels in dessen Hände zu überliefern; er erklärte sogar, daß er dies nur thun werde, wenn er von dem Herzoge eine politische Satisfaktion erhalten haben werde.

Wir haben gesehen, daß die vier Artikel, wie sie zwischen dem Fürsten Metternich und dem Herzoge von Braunschweig zu Wien abgeschlossen, von Preußen verworfen wurden; wir haben ferner gesehen, daß der von dem Herzog nach Frankfurt geschickte Staatsrath Fricke dort eine Klage gegen Hannover anhängig gemacht hatte*). Aber bald drohten Oesterreich und Preußen dem

*) Aktenst. Nr. 76.

Herzoge, selbst eine Klage bei demselben Bundestage zu Frankfurt gegen ihn anhängig zu machen, und das unter dem Vorwande, daß er sich weigere, einen von ihm mit diesen beiden Mächten geschlossenen Vertrag zur Ausführung zu bringen.

Wenn nun auch der Herzog von Braunschweig gegen die vereinigten Forderungen Preußens und Oesterreichs taub blieb, so wollte Letzteres doch nicht auf die Absichten Preußens eingehen. Dieses schlug nämlich vor, die Angelegenheit mit dem Herzoge bei dem Bundestage durch einen Präsidialvorschlag durchzusetzen, dessen Zweck sein sollte, den Herzog durch Stimmenmehrheit zur Vollziehung des österreichisch-braunschweigischen Vertrages zu zwingen.

Bis dahin hatte der Herzog noch immer gehofft, den Grafen Münster endlich zu einer persönlichen Satisfaktion gegen ihn zu zwingen, allein er sah wohl, nachdem geraume Zeit darüber vergangen war, daß er darauf verzichten müsse.

In dem Augenblicke, als der Herzog die beleidigenden Worte in dem Libell las und seinem ersten Staatsrathe, Baron von Münchhausen, befohlen hatte, den früher citirten Herausforderungsbrief an den Grafen zu schreiben, erbat sich Herr von Münchhausen, diesen an der Stelle des Herzogs fordern zu dürfen. Der Herzog suchte ihm vergebens seine Absicht auszureden und verweigerte ihm durchaus jede Erlaubniß dazu, wie auch dem Generallieutenant von Herzberg, der eine gleiche Erlaubniß, die er als eine Ehre betrachtete, verlangte.

Später gestand der Staatsrath Baron von Münchhausen dem Herzoge, daß er selbst das unten citirte *) Herausforderungsschreiben an den Grafen Münster gerichtet, aber keine Antwort erhalten habe; er bat den Herzog um Erlaubniß, dem Grafen noch einmal schreiben zu dürfen, um zu erfahren, ob derselbe sein Schreiben erhalten habe oder nicht. Der Herzog schlug es ihm abermals ab, indem er antwortete, daß er seiner Person als Minister weit mehr nütze, wie als Kämpfer. Was nun den General Herzberg anbetrifft, so machte dieser in einem Gespräche, welches er über diesen Gegenstand mit Herrn von Münchhausen hatte, die Bemerkung, daß der Feigheit des Grafen Münster der Militärstand des Generals unbezweifelt zu einem neuen Vorwande zur Weigerung dienen würde. Darauf fragte der Baron den Herzog, ob derselbe wohl dem Kammerherrn, Grafen von Velt-

*) Aktenst. Nro. 77.

heim, die Gnade bewilligen wolle, den Grafen Münster zu fordern, wenn er darum bäte?

Als der Herzog sich so von allen Seiten bestürmt sah, antwortete er, daß er nichts dagegen habe.

Nun hatte Herr von Münchhausen nichts Eiligeres zu thun, als Herrn von Veltheim das Resultat der Unterredung mitzutheilen, welche er mit dem Herzoge gehabt hatte. Allein Graf Veltheim, der noch weit feiger war, als der Graf Münster, hatte wohl den Muth gehabt, sich dem Herzoge durch Herrn von Münchhausen in der Hoffnung anbieten zu lassen, daß er ebenso wie der Baron und der General eine abschlägige Antwort bekommen würde, und weil er sich davon Grade und Avancement versprach. Als es aber dazu kam, seine Worte durch die That zu bekräftigen, als er mit geheimen Intriguen nicht mehr auskam, da verließ ihn sein Muth eben so schnell, als er ihm gekommen war. Nun wußte er aber nicht, wie er es anfangen sollte, seine seltsame Handlungsweise zu rechtfertigen, und wie er den Baron von Münchhausen, der sich nun dem Herzoge gegenüber kompromittirt sah, aus der Verlegenheit ziehen sollte, in die er ihn durch seine Anerbietungen gebracht hatte. Endlich entschloß er sich, einen Brief *) zu schreiben, den man ohne Zweifel sehr sonderbar finden wird, und welchen er dem Baron von Münchhausen anvertraute, um ihn dem Herzoge zu übergeben.

Der Baron von Münchhausen war indessen seinerseits auch nicht viel beruhigter als der Graf Veltheim. Er, der Baron, hatte den Grafen vorgeschlagen. Wie sollte er nun mit einer Weigerung vor dem Herzoge erscheinen, obgleich diese Weigerung nicht von ihm kam, sondern von einem Andern, was er dem Herzoge durch die eigene Handschrift jenes Mannes beweisen konnte; wie dem aber auch sei, man ist niemals gern der Ueberbringer unangenehmer Nachrichten, und besonders nicht bei seinem Fürsten. Die Sache wird dadurch aber noch weit kitzlicher, wenn man, wie im vorliegenden Falle, die Hände mit dabei im Spiele hat. Konnte ihm der Herzog nicht sagen: „Warum schlagen Sie mir Leute vor, deren Sie nicht versichert sind?“

Der Baron von Münchhausen versprach sich dennoch, nicht mit leeren Händen zu kommen, denn, um nicht wieder Gefahr zu laufen, in dieselbe Lage zu gerathen, aus welcher er sich eben

---

*) Aktenst. Nro. 78.

wohl oder übel ziehen wollte, so wandte er sich an seinen besten Freund, den Baron von Praun, den der Herzog, auf Empfehlung seines ersten Ministers, erst kürzlich zum Oberforstmeister ernannt hatte.

Nachdem er diesem seine schwierige Lage auseinandergesetzt und ihm sein Herz ausgeschüttet hatte, sagte der Baron zu ihm: „Sie verdanken mir Ihre Stelle, ich stehe im Namen des Herzogs für Ihre Zukunft und für die Ihrer Familie. Ziehen Sie mich aus dieser Verlegenheit, setzen Sie mich in den Stand, morgen beim Lever dem Herzoge die Kopie eines Cartels zu überreichen, welches Sie an den Grafen Münster geschrieben haben werden."

„Aber mein verehrtester Freund," sagte Herr von Praun, „wozu diese große Eile? Mir wäre es lieb, wenn ich vorher der Zustimmung des Herzogs gewiß wäre." —

„Das geben Sie auf," antwortete lebhaft Herr von Münchhausen, „der Herzog ist schon einmal getäuscht worden und wird sich keiner zweiten Weigerung aussetzen, selbst wenn ich mich dabei bloßgeben wollte, wozu ich jedoch keineswegs geneigt bin. Sie sagen mir zwar, daß Sie mein Freund sind, daß ich auf Sie zählen kann und daß Sie mich nicht im Stich lassen werden; nun, ist das Ihr Ernst, so nehme ich Sie beim Wort. Unterschreiben Sie diesen Brief."

Indem Herr von Münchhausen dies sagte, holte er einen Brief aus der Tasche, der auf Briefpapier geschrieben war und dem nichts als die Unterschrift des Oberforstmeisters fehlte, um sogleich auf die Post gegeben werden zu können. Herr von Praun unterschrieb. Herr von Münchhausen trug diesen Brief selbst auf die Post, und beim Lever übergab er dem Herzoge eine Kopie, die er von dem Oberforstmeister hatte unterschreiben und antidatiren lassen *).

Bei dem Stande der Differenzen zwischen dem Herzoge von Braunschweig und dem Könige von Hannover versäumte es der Letztere nicht, diese an seinen ersten Minister gerichtete Herausforderung zur Begründung neuer Forderungen am deutschen Bundestage zu benutzen. Er hatte z. B. die Keckheit zu verlangen, daß der Bund den Herzog von Braunschweig für unfähig zum Regieren erklären und unter Vormundschaft stellen solle. Dieser neue Umstand wurde dem Herzoge durch seine Minister-Residenten

*) Aktenst. Nro. 79 und 80.

zu Wien, Berlin und Frankfurt angezeigt. Sie fügten in ihren Depeschen hinzu, König Georg habe erklärt, daß er sich, wenn der Bund seine Forderungen nicht bewillige, eine glänzende Satisfaktion durch die Gewalt der Waffen zu verschaffen wissen werde. Er dankte den Höfen von Wien und Berlin für die Vermittelung, welche sie bis dahin zu seinen Gunsten versucht hatten, erklärte, daß er sie ein- für allemal für beendet betrachtete, und daß er nichts mehr von Vermittelung hören wolle, seit der Herzog ein gegen ihn gerichtetes Libell zu Straßburg habe drucken lassen; seit er gewagt habe, eine officielle Klage gegen seinen Vormund bei dem Bundestage zu Frankfurt anhängig zu machen, und endlich, seit Herr von Praun an seinen ersten Minister, den Grafen von Münster, ein Cartel geschrieben habe.

Aus all' dem Vorhergehenden wird klar, daß die Differenzen, welche zwischen dem Könige von England und dem Herzoge stattfanden, anstatt sich zu einer Uebereinkunft zu neigen, sich täglich mehr verwickelten und einen höheren Grad von Bitterkeit annahmen. Der gehässige Zorn des Königs von England ließ ihn alle Schranken überspringen, er zog sich das förmliche Mißfallen Oesterreichs und Preußens zu. Da er, wie wir gesehen haben, geneigt war, jeden versöhnenden Einfluß zurückzuweisen, so waren diese beiden Mächte weit entfernt, seine neuen Vorschläge anzunehmen; sie erklärten, daß, da sie sich einmal in die Zwistigkeiten des Oheims mit dem Neffen gemischt hätten, sie die Sache nicht ohne Einwilligung beider Parteien aufgeben würden, man müsse denn zu irgend einem Resultate gekommen sein.

Was nun das Verlangen des Königs anbetraf, den Herzog für unfähig zur Regierung zu erklären und unter Vormundschaft zu stellen, so wollten sie nicht einmal davon reden hören und weigerten sich, die diplomatischen Noten anzunehmen, durch welche die englische Regierung diese Satisfaktion verlangte.

Oesterreich und Preußen forderten zuerst vom Herzoge Erklärungen über das zu Straßburg gedruckte Werk und über die Herausforderung des Baron von Praun.

Der Herzog gab sie, wie man es in dem Protokolle des deutschen Bundes sehen kann *), indem er diesen täuschte; das einzige Mittel, welches ihm nach dem, was der Fürst Metternich sagte, übrig blieb, um für den Augenblick zu verhindern, daß der

*) Aktenst. Nro. 76.

König vor den Kopf gestoßen würde; auf andere Weise war er nicht im Stande, diesem vorzubeugen. Außerdem ließen Oesterreich und Preußen den Herzog von Braunschweig durch den Bundestag bitten, seine Klage gegen seinen Vormund nicht weiter zu verfolgen, bevor nicht Oesterreich und Preußen selbst alle Hoffnung verloren hätten, die Zwistigkeiten zwischen Braunschweig und Hannover auf andere Weise auszugleichen.

Aber der Herzog antwortete unter dem 22. Mai und 12. Juni 1828, daß er die gegen Hannover an den Bund gebrachten Klagen nicht zurückziehen würde.

Als nun der König von England fand, daß die Vermittelung Oesterreichs und Preußens für seine Wünsche zu langsam ging, beschloß er, ehe er weiter ging, zu versuchen, bis zu welchem Punkt er Gewalt gegen den Herzog würde gebrauchen können.

Zu diesem Zweck ließ er das sechste hannöverische Infanterieregiment und eine Abtheilung seiner Uhlanen aus dem Manoeuvrelager ausrücken, von dem wir früher gesprochen haben, und welches er trotz der Reclamationen Oesterreichs und Preußens nicht hatte aufheben wollen, und gab diesen Truppen den Befehl, in das Herzogthum Braunschweig einzurücken.

Bei der ersten Nachricht, welche der Herzog durch einen Kourier von dieser Drohung erhielt, schickte er den Staatsrath von Amsberg nach Hannover, den Generalmajor von Buttlar nach Wien, und außerordentliche Gesandte an die andern deutschen Höfe, um ihnen die Gefahr vorzustellen, welche für alle Regierungen aus dieser Gewaltthätigkeit Hannovers hervorgehen würden, und um ihnen mitzutheilen, daß er entschlossen sei, alle seine Unterthanen aufzurufen, die Angreifer zurückzuweisen, und wenn er es könnte, selbst in Hannover einzufallen.

Bei der Ankunft des braunschweigischen Gesandten in Hannover desavouirte der Herzog von Cambridge, Gouverneur der deutschen Staaten des Königs von England, jede Absicht zu einem feindlichen Einfall, eben so wie wir den Herzog von Braunschweig seinerseits das auf seinen Befehl herausgegebene Werk verläugnen sahen.

Indessen verweigerte der Herzog von Cambridge, trotz dieser nur wegen der Form gemachten Nichtanerkennung, für den Augenblick die Satisfaktion, welche der Herzog von Braunschweig von ihm verlangte, und zwar unter dem Vorwande, daß er dieselbe ohne vorherige Zustimmung des Königs nicht geben könne.

Indessen waren Oesterreich, Preußen, die Bundesstaaten, kurz der ganze deutsche Bund aufs Höchste über diesen letzten Gewaltact des Königs von Hannover entrüstet. Obgleich die beiden Mächte versprochen hatten, den König zu unterstützen und sich selbst mit ihm zu verbinden, um bei dem deutschen Bunde eine Satisfaktion für die angeblichen Beleidigungen des Herzogs zu verlangen, so erklärten sie doch, daß sie nöthigenfalls sich mit Gewalt der Waffen jeder neuen Feindseligkeit der Art widersetzen würden, worüber sich der Herzog in diesem Augenblicke so mit Recht zu beklagen hatte.

Als nun Georg IV. so alle Rachemittel erschöpft hatte, beschloß er, gegen den Herzog seine eigenen Stände aufzuwiegeln, d. h. seinen Adel, der einzig und allein das Volk bei dem Fürsten repräsentirte.

Wir erzählten schon früher, daß König Georg ein Bündniß mit dem Adel gegen den Herzog gemacht hatte. Die Staaten überreichten diesem also eine Adresse, in welcher sie von ihm verlangten, daß er das zwischen ihnen und dem König Georg durch Vermittelung des Grafen Münster geschlossene Bündniß sanctioniren solle.

Der Herzog verweigerte diese Sanction, indem er erklärte, daß er keine andere Konstitution anerkennen würde, als die, welche vor der Usurpation seiner Staaten durch Georg IV. bestanden hatte. Die beiderseitigen Unterhandlungen zogen sich so lange hin, bis die Staaten durch eine an den Herzog geschickte Deputation die Autorisation verlangt hatten, sich zu versammeln.

Der Baron von Hohenhorst war es, der mit dem Herzoge von Braunschweig zuerst von der Konstitution gesprochen, welche König Georg IV. seinem Lande gegeben hatte. Der Herzog war damals in Wien, wohin ihn der Baron als Argus des Königs von England bei seiner Person begleitet hatte. Er gab ihm selbst ein gedrucktes Exemplar dieser Konstitution. Der Herzog las es durch, aber er konnte sich darüber keine bestimmte Meinung bilden, da er damals noch nicht die alten Privilegien seines Landes kannte. Er hatte nur eine einzige Bemerkung dabei zu machen, aber diese einzige Bemerkung war hinreichend, das Recht des Herzogs zu beweisen, gegen die Gültigkeit dieser sogenannten Konstitution protestiren zu können. Sie war eingesetzt worden, als der Herzog schon mündig und daher einzig rechtmäßiger Herr des Herzogthums war.

Der Fürst von Metternich, dem der Herzog diese Bemerkung machte, fühlte die Richtigkeit derselben eben so wohl, als der Herzog selbst, und man kann annehmen, daß die Stände, das braunschweigische Ministerium, kurz die Urheber dieser Acte kein großes Zutrauen in die Gültigkeit ihres Werkes setzen. Aus folgenden Thatsachen kann man darüber urtheilen.

Der Herzog hatte zwar bei seiner Ankunft in Braunschweig aus den Händen des Herrn von Schmidt-Phiseldeck ein Exemplar ihrer Konstitution mit der Bitte erhalten, sie zu prüfen und zu genehmigen, aber er hatte niemals eine categorische Antwort in dieser Beziehung gegeben. Herr von Schmidt fragte später selbst nicht einmal danach, obgleich ein neuer Artikel erklärte, daß der rechtmäßige Fürst die Zügel der Regierung nur ergreifen könne, nachdem er diese Konstitution angenommen und anerkannt habe.

Durch sie waren alle früheren Rechte des Fürsten und des Volkes zu Gunsten der Aristokratie geopfert worden.

Ein Artikel unter andern erklärte jeden Befehl des Fürsten für ungültig, der nicht durch einen Minister contrasignirt wäre, welcher jedoch nur aus der Aristokratie des Landes gewählt werden dürfte.

In Braunschweig war das Volk nicht wie in Frankreich und England durch Wahl repräsentirt, die Wählbarkeit beruhte nicht auf Personen, sondern ganz und gar auf Sachen, d. h. auf dem Erbe von Grundbesitzungen; an ihrem Besitz haftend, ging sie stets an die Erwerber derselben Besitzungen über, sobald der Fürst ihnen dies Privilegium erhielt; endlich gehörte das Recht der Repräsentation auch einer gewissen Klasse von Beamten, wie Bürgermeistern und Schulzen. Um sich die Stimmen zu sichern, hatten die Vorfahren des Herzogs eine bestimmte Anzahl von Lehen erworben, welchen das Recht der Wählbarkeit von Rechtes wegen gehörte, gleich den bourg-pourris, wie man sie in England vor der letzten Reform nannte.

Die neue Konstitution entriß dem Fürsten ein Recht, welches ihn allein in den Stand setzte, den allmähligen Anmaßungen seiner Aristokratie zu widerstehen und den Stimmen das Gegengewicht zu halten, welche sie bei allen Arten von Beschlüssen hatte.

Man würde sehr irren, wenn man einen Augenblick der Meinung wäre, daß die unter dem Einflusse des Königs von England für das Herzogthum Braunschweig gebildete Konstitution nur im Entferntesten den Interessen des Volkes günstig wäre,

die geringste Spur eines liberalen Geistes, kurz irgend etwas enthielte, was sie populär machen könnte. Um darüber jeden Zweifel zu entfernen, wird jedenfalls folgendes einfache Raisonnement genügen: Wenn die Konstitution den kleinsten Funken von Liberalismus enthalten hätte, würde sie dann der Bundestag zu Frankfurt und die heilige Alliance der Despoten unter ihren Schutz genommen haben? würde man sie nach der Revolution von 1830 wieder in Kraft gesetzt haben? Gewiß nicht. Diese liberal sein sollende Konstitution war von Georg IV. einzig und allein nur fabrizirt worden, um sich Gelegenheit zu neuen Angriffen zu machen. Und in der That, als sie einmal dazu gedient hatte, diesen Zweck zu erreichen, sahen wir dieselben Menschen, die sich so sehr gerühmt hatten, ihre Stifter zu sein, sie unter dem lautesten Jubel vernichten.

Um die Ungläubigen zu überzeugen, wenn es deren noch, in Bezug auf den behaupteten Liberalismus der Gegner des Herzogs, giebt, wird es genügen, ihnen einen einzigen Artikel der Konstitution vorzulegen, welche nach seiner Abreise eingeführt wurde. Dieser durchaus liberale, durchaus populäre, vielleicht selbst ein wenig demagogische Artikel schreibt den Ständen als eine Pflicht vor, für alle Steuern zu stimmen, welche die Regierung vorschlagen wird! Es giebt Dinge, die so durch und durch lächerlich sind, daß es ohne die Entrüstung, welche sie hervorrufen, unmöglich sein würde, davon ernsthaft zu sprechen.

Der Herzog betrachtete und mußte in der That die machiavellistischen Meisterstücke Georgs IV. als eine offene Verletzung der Grundgesetze seines Landes und des guten Rechtes seines Volkes betrachten; als ein einzig und allein zum Vortheile des Adels gegebenes Privilegium, welches nur unter Einfluß des reactionären Geistes von 1815 gegeben werden konnte.

Nach dieser kurzen Auseinandersetzung über den Ursprung der braunschweigischen Konstitution kehren wir zu den Zwistigkeiten zurück, welche Georg IV. zwischen den Ständen und dem Herzog erregt hatte, indem er die wenigstens unzeitigen Prätensionen derselben begünstigte. Der Herzog sah zwei Wege vor sich, um mit den Ständen zu Ende zu kommen; er konnte erstlich geradezu ihre Bitte abschlagen, aber auf diese Weise hätte er sie zum Aeußersten gebracht; ferner konnte er ihnen auch erlauben, sich zu versammeln, und zwar zu dem Zwecke, eine Kommission zu ernennen, die damit beauftragt sein sollte, sich in Verbindung mit der Regierung

zu setzen, um sich über die bestehenden Differenzen zu verständigen. Der Herzog schlug keinen dieser beiden Wege ein, indem er eben so sehr das geheime Einverständniß fürchtete, welches aus den officiellen Unterhandlungen der Abgeordneten der Stände unter sich und mit ihm selbst hervorgehen könnte, als die Erbitterung, welche eine bestimmte Weigerung bei ihnen hervorgebracht haben würde. Man muß übrigens hier bemerken, daß der Herzog damals schon mit Geschäften überhäuft war, und daß seine Zeit kaum genügte, um gegen die unaufhörlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche aus seiner auswärtigen Politik hervorgingen. Es mußte ihm daher Alles daran liegen, Zeit zu gewinnen, und um dies zu erreichen, entschloß er sich, jede officielle Antwort zu vertagen.

Jedoch kam es dem Herzoge auch darauf an, seine Stände nicht vor den Kopf zu stoßen, und es lag durchaus nicht in seinem Charakter, das zu thun, wie er sechs Monate früher bewiesen hatte. Damals hatte er auf eine von den Ständen an ihn gerichtete Petition geantwortet, daß es durchaus nicht in seiner Absicht läge, sie in ihren Rechten zu kränken, sondern daß er im Gegentheil eher geneigt sei, ihnen mehr Freiheit zu geben, als sie bisher jemals gehabt hätten. Er ließ bei dieser Gelegenheit eins der einflußreichsten Mitglieder der Stände, den Baron Carl von Strombeck, zu sich rufen. Der Herzog hoffte diesen von Natur ehrgeizigen Mann dadurch zu gewinnen, daß er ihn mit Auszeichnung behandelte, seiner Eitelkeit durch einige dieser wohlwollenden Worte schmeichelte, welche stets in dem Munde der Fürsten so große Gewalt haben.

In der Audienz sagte ihm der Herzog, daß es weder seine Absicht sei, die an ihn gerichtete Bitte der Stände um Autorisation, sich versammeln zu dürfen, unbedingt anzunehmen, noch unbedingt zu verwerfen. Nach dieser Erklärung fand folgende Unterredung zwischen dem Baron und dem Herzog statt:

Strombeck. Wenn Ew. Durchlaucht die einzig und allein nur der Form wegen nachgesuchte Erlaubniß nicht bewilligen, so sind die Stände entschlossen, sich ohne Ihre Autorisation zu versammeln.

Herzog. Das wäre eine offene Feindseligkeit gegen mich, und diese wollte ich ihnen ersparen.

Strombeck. Ich bitte Ew. Durchlaucht im Namen meiner Kollegen zu glauben, daß wir von der höchsten Ehrfurcht gegen

Ihre Person durchdrungen sind; wir betrachten den Act der Versammlung durchaus als keine Feindseligkeit, sondern als ein Recht, welches uns nach unsern Privilegien zukommt.

In diesen Privilegien heißt es:

„Die Stände können sich in erlaubten Fällen versammeln; eine solche Versammlung kann von dem Fürsten weder als ein Act der Verschwörung noch des Hochverrathes betrachtet werden."

Herzog. Aber sie sehen ja, daß hier nur die Rede von Fällen ist, die von Ihrem Fürsten erlaubt sind.

Strombeck. Ew. Durchlaucht wollen gnädigst bemerken, daß hier nichts von der fürstlichen Autorisation gesagt und das Versprechen gegeben ist, daß ein solcher Fall nicht als ein Act der Verschwörung betrachtet werden soll.

Herzog. Aber was heißt denn das Wort erlaubt?

Strombeck. Dieses Wort steht nur der Form wegen da.

Herzog. Nun, versuchen wir diese Schwierigkeiten zu vermeiden; ich verspreche Ihre Versammlung nicht zu stören, wenn Sie mir vorher schriftlich den Zweck derselben erklären und versichern, daß sie nicht länger als einen Tag dauern wird.

Strombeck. Ich kann eine solche Verbindlichkeit im Namen meiner Kollegen nicht auf mich nehmen, ohne sie darüber befragt zu haben; aber ich verspreche mein Möglichstes zu thun, um sie dafür zu stimmen, denn ich halte den Vorschlag Ew. Durchlaucht für recht und billig.

Nach diesen Worten empfahl sich der Baron von Strombeck dem Herzog.

Während der Unterredung war die Intrigue gegen ihn und seinen Fürsten thätig gewesen.

Man wird sich erinnern, daß wir weiter oben von einem preußischen Spion, Namens Georg Klindworth, sprachen; dieser Mensch, der ein eben so verschlagener Schurke als gefährlicher Verschwörer war, diente vortrefflich den bösen Absichten Friedrich Wilhelms. Dieser Fürst unterstützte nicht weniger im Geheimen die unverschämten Forderungen des braunschweigischen Adels, als es Georg IV. öffentlich that.

Durch einige Talente, aber besonders durch seine Gewandtheit war Klindworth dazu gelangt, die Funktion eines Privatsekretärs des Herzogs, mit dem Titel als Legationsrath zu versehen; doch hatte er es nicht verstanden, das Zutrauen seines Herrn zu

bewahren. Aus mehreren höchst wichtigen Gründen fiel er in Ungnade und brütete nun nichts als Rache.

Als Herr Klindworth in Braunschweig ankam, war er ein unbekannter Mensch, verachtet von Jedermann wegen vielfacher Verbreitung von Polizeirapporten aus fremden Staaten, die von dem Direktor der braunschweigischen Polizei und durch Eingebung des Adels bewirkt worden war, der über den Empfang eifersüchtig war, den er bei dem Herzog gefunden hatte; Herr Klindworth wußte aber sehr gut die kurze Zeit zu benutzen, welche er im Kabinet des Herzogs zugebracht hatte, um sich in das Vertrauen eines Theils des Adels, entweder durch Drohungen oder falsche Schmeicheleien einzuschleichen.

So lange dieser intriguante Mensch in dem Kabinete des Herzogs geblieben war, hatte er nichts als Gewalt und Willkür gegen die Stände gepredigt, jetzt änderte er plötzlich seine Rolle und flößte dem Adel Verschwörungslust gegen den Staat ein.

Kaum hatte er erfahren, daß der Baron von Strombeck in das Kabinet des Herzogs gerufen worden sei, so begab er sich selbst an den Ort, wo die Kollegen des Barons versammelt waren, um denselben zu erwarten. Er bemühte sich, ihn in ihren Augen zu verdächtigen und brachte sie dahin, den Baron bei seiner Rückkehr anzuklagen, daß er die Absichten des Herzogs befördere, und ihm deshalb zu drohen, ihn aus ihren Reihen auszustoßen.

Nach dem von Klindworth vorgezeichneten und von den Ständen angenommenen Plan war man dahin übereingekommen, daß nach Anhörung des Berichtes des Herrn von Strombeck, dieser eine Note in dem Sinne, wie sie der Herzog verlangt hatte, einreichen sollte.

„Da es unnütz sein würde, sagte Klindworth zu den Ständen, sich dem Unwillen des Herzogs dadurch auszusetzen, daß Sie gegen seinen Willen länger als einen Tag versammelt bleiben; da andererseits eine eintägige Versammlung kaum zur Discussion einer wichtigen Frage genügen kann, so beschäftigen Sie sich nur mit einer einzigen Sache, und dann discutiren Sie dieselbe nur der Form wegen. Fassen Sie einen Beschluß im voraus durch ein Circular. Nach meiner Meinung müßte die Frage auf folgende Weise gestellt sein:

„Der Herzog rechnet unter die Zahl der Beschwerden gegen seinen Ervormund, welche er dem Bundestag vorgelegt hat, daß

der König von England ohne irgend ein Recht eine Konstitution eingeführt hat, und verlangt von dem Bunde, sie für nichtig zu erklären. Fassen Sie doch Ihrerseits nun auch den Beschluß, an den Bundestag zu gehen und die Aufrechthaltung dieser Constitution zu reclamiren, aber lassen Sie durch den Baron von Strombeck in seiner Note an den Herzog neue Wahlen vorgeben, um einige Ihrer gestorbenen oder ausgeschiedenen Mitglieder zu ersetzen."

Wie man gleich sehen wird, fing man an, Klindworths Rath, der den Beifall der Versammlung hatte, zu befolgen. Ihm gemäß versammelte sich die Kammer der Adeligen nur während eines Tages, den sie dazu anwandte, drei ihrer Mitglieder zu ernennen, die damit beauftragt waren, sie bei dem Bundestage zu Frankfurt zu repräsentiren und bei ihm eine Klage gegen ihren Fürsten einzureichen. Die drei Erwählten waren der Baron von Cramm, der Graf von Oberg und der Herr von Kalm. Nur der Erste beharrte bei seinem Entschluß und begab sich nach Frankfurt, die beiden Andern kehrten bald nach Braunschweig zurück. Der Baron von Cramm und Herr von Kalm waren Beide im Dienste des Herzogs, Herr von Cramm als Kammerherr und Herr von Kalm als Landdrost. Dieser Letztere versuchte es zu läugnen, daß er das braunschweigische Land verlassen hatte; nach den Nachrichten, welche der Herzog einziehen ließ, schien es gewiß, daß Herr von Kalm sein Betragen bereut hat; halben Weges nach Kassel hatte er den Muth verloren und war wieder umgekehrt.

Der Herzog hätte das Recht gehabt, den ungetreuen Kammerherrn abzusetzen, aber er wollte alles vermeiden, was wie Erbitterung gegen die Stände hätte aussehen können; es war also nicht weniger in seinem Interesse, als in dem des Herrn von Cramm selbst, daß er ihn nicht für ein grobes Vergehen strafen wollte.

Der Herzog hatte ernstlich gewünscht, jeden Bruch mit seinen Ständen zu vermeiden, denn selbst als er von ihrem Verrath unterrichtet war und wußte, daß sie eine Klage gegen ihn bei dem deutschen Bunde eingereicht und sie dadurch der Entscheidung desselben unterworfen, obgleich sie erklärt hatten, daß sie nur zu dem Zweck, sich zu vervollständigen, versammelt wären, ließ er ihnen durch einen seiner Staatsräthe sagen, daß er, um Deutschland das Schauspiel eines mit seinen Unterthanen uneinigen Fürsten zu ersparen, vorschlage, ihre beiderseitigen Differenzen dem Bunde durch seinen eigenen gewöhnlichen Gesandten, dem

Baron von Marschall, vorzulegen. Der Gegenstand des Streites würde sich dann in der Form einer Frage und nicht einer Klage darstellen, was den Ständen eine unangenehme Handlung ersparen würde. Aber die Staaten zogen, wie wir gesehen haben, es vor, besondere Gesandte abzuschicken.

Außer dem Herrn von Marschall repräsentirte auch der General, Baron von Buttlar den Herzog in Frankfurt; dieser erhielt nun besondere Instruktionen für den erwähnten Fall.

Alles dies war das Werk Klindworths. Dieser sonderbare Mensch, dieses Muster von Verrätherei und Verderbtheit setzte dem Herzog, als er bei demselben noch in Gunst stand und mit diesem einst von der Gefahr, ermordet zu werden, sprach, der sich derselbe aussetzte, das Unangenehme der vier Thüren seines Schlafzimmers und der zahlreichen Gänge auseinander, welche dahin führten.

Um diese Zeit hielten sich der Herzog und die Herzogin von Lucca einige Monate in Braunschweig auf.

Fünfzehntes Kapitel.

Aeußere Angelegenheiten des Herzogs. — Zollsystem und Unzufriedenheit Preußens. — Offene und geheime Gründe. — Die sächsischen und die hessischen Minister. — Herr von Lindenau, Gesandter des Bundes, bei dem Herzoge. — Plan zur Entthronung angenommen. — Benehmen des Bundes. — Das Kapitel von den Einflüsterungen. — Die Angriffe ohne Antwort. — Die Bundesprotokolle sind dem Herzoge verschlossen. — Umstimmung des Bundes und Gerücht von einer Verurtheilung. — Vortheile und Nachtheile der großen und der kleinen Staaten. — Angenommene Unmöglichkeit einer Revolution. — Lage des Herzogs. — Der Schwur. — Die Revue. — Der Kammerherr von Cramm und Verweigerung des Schwurs. — Absetzung. — Neue Intriguen des Spions Klindworth. — Frau von Cramm. — Uebermäßige Arbeit des Herzogs. — Der Bund und die Frist von vierzehn Tagen. — Die schlecht gestellte Falle. — Ein neues Mittel von dem Könige von England versucht. — Versöhnende Vorschläge. — Der Baron von Grote und Herr von Arnsberg. — Unterhandlungen. — Plan zur Uebereinkunft zwischen dem Bevollmächtigten des Königs von England und dem des Herzogs von Braunschweig. — Ergänzende Artikel. — Alles zweifelhaft.

Werfen wir jetzt einen flüchtigen Blick auf die politischen Angelegenheiten des Herzogs mit einigen deutschen Staaten und besonders mit Preußen. Jedermann weiß, daß die an den verschiedenen Grenzen der Staaten errichteten Douanen die fruchtbarsten Quellen in Bezug auf die Störung der guten Nachbarschaft sind, und daß darin, wie in allen andern Dingen die großen

Mächte gegen die schwächeren gewöhnlich mit einer Anmaßung verfahren, welche zwar die Gerechtigkeit verdammt, aber unglücklicherweise die Gewalt unterstützt.

Im Interesse der Einwohner des Herzogthums hatte sich der Herzog nicht geneigt gezeigt, das von Preußen vorgeschlagene Zollsystem anzunehmen, so daß das Berliner Kabinet seine Unzufriedenheit darüber nicht mehr zu verbergen suchte. Diese Ungeneigtheit hatte nun zwei Ursachen, eine offene und eine geheime. Erstlich bat die braunschweigische Bürgerschaft den Herzog unaufhörlich durch öffentliche Deputationen, sich nicht dem preußischen Zollverein anzuschließen, und Oesterreich hatte unter der Hand dem Könige von Sachsen und dem Kurfürsten von Hessen gerathen, bevollmächtigte Gesandte nach Braunschweig zu senden, um den Versuch zu machen, den Herzog für ihr Zollsystem zu gewinnen, welches besser als das preußische sei.

Alles dies war jedoch nichts als ein Spiel, das Zollwesen ein Vorwand; der wirkliche Gegenstand der Instruktion der sächsischen und hessischen Gesandten war, den Herzog zu überreden, daß er dem Könige von England nachgeben, und ihm versprechen solle, die Konstitution anzunehmen, was gleich bedeutend damit war, sich der Gnade seiner Stände ohne Rückhalt zu unterwerfen. Der Charakter des Herzogs muß jetzt bekannt genug sein, so daß wir uns enthalten können zu sagen, daß er nicht einmal etwas von diesen unverschämten Vorschlägen hören wollte.

Der durch die geheimen Einflüsterungen und öffentliche Reklamation des Königs von England bedrängte Bund glaubte von diesem Augenblicke an nicht länger in der zurückhaltenden Unentschlossenheit, welche er bisher beobachtet, beharren zu können. Er entschied sich also, einen seiner Mitglieder, den Grafen von Lindenau, königlich sächsischen Gesandten zu Frankfurt, mit dem Auftrage an den Herzog abzusenden, ihm die Forderungen Georgs IV. mitzutheilen.

Der Graf von Lindenau konnte dem Herzoge nur den Inhalt der Mittheilungen bestätigen, welche ihm kürzlich von Wien, Berlin und Frankfurt gemacht worden waren. Kurz, er konnte nicht mehr darüber in Zweifel sein, daß Georg IV., indem er die so lange getragene Maske der Heuchelei abwarf, die Beraubung als ein Princip seiner gehässigen und rachgierigen Politik anerkannte. Dieser große Monarch, der Onkel des Herzogs, der ihn hätte überall und gegen Alle beschützen sollen, verlangte laut, daß

sein Neffe durch eine Bundesacte entthront und wieder unter seine räuberische Vormundschaft gestellt werden sollte, und daß, um das Werk zu krönen, sein jüngerer Bruder, der Prinz Wilhelm, trotz der Rechte des regierenden Fürsten, berufen werde, seine Stelle auf dem braunschweigischen Throne einzunehmen.

Beeilen wir uns, hier zur Ehre des deutschen Bundes hinzuzufügen, daß er sich nicht öffentlich für die teuflische Idee des Königs von England erklären wollte. Er hatte sein Verlangen als einen Angriff gegen die Rechte des regierenden Fürsten zurückgewiesen, er hatte sich sogar geweigert, die Note anzunehmen, in welcher dieses Verlangen ausgesprochen war. Jedoch wenn er auch keine öffentliche Theilnahme an einer Handlung auf sich nehmen wollte, welche zu bezeichnen man keinen Ausdruck findet, so hatte der Bund doch dem Grafen von Lindenau einen confidentiellen Brief an den Herzog mitgegeben. In diesem Briefe bat man ihn inständigst, aus Liebe für das allgemeine Beste Deutschlands, wenn nicht für sein eigenes Interesse, nachzugeben. Außerdem hielt man es für eine Pflicht, dem Herzoge dienstfertig vorherzusagen, daß er durch einen längeren Widerstand sich moralisch und physisch zu Grunde richten werde, und daß, wenn er später an eine Thür klopfen wollte, man ihm nicht mehr öffnen würde.

Dies waren, Wort für Wort, die in dem Briefe des Bundestages enthaltenen Ausdrücke, die dem Herzoge wiederholt wurden durch Herrn von Lindenau, Herrn von Münch-Bellinghausen, den General Buttlar und Herrn von Marschall, wie auch durch den Adjutanten des Herzogs, Baron von Grabau, der ganz kürzlich von einer Sendung nach Wien zurückgekehrt war; durch den Staatsrath Fricke und Herrn Schulz, die nach Frankfurt geschickt waren, und den Legationsrath von Amsberg, der, wie der General, Baron von Buttlar, von dem Herzoge an alle deutsche Höfe gesandt war, um den Versuch zu machen, sie für ihn zu interessiren.

Diese Herren hatten eigenhändige Briefe des Herzogs von Braunschweig an die deutschen Fürsten, seine Verbündete, bei sich, in welchen ihnen die Frage gestellt wurde, ob er sich mit Ehren den unverschämten Forderungen des Königs von Großbritannien fügen könne?

Die Antworten jedoch, welche er erhielt, und die neuen Mittheilungen, welche ihm täglich zukamen, waren nicht geeignet, den Herzog sehr zufrieden zu stellen. Diesem blieben nicht einmal die

Mittel zur Vertheidigung, welche die Oeffentlichkeit darbietet, weil nicht allein alle deutschen Zeitungen den Angriffen gegen ihn, aber nicht seinen Antworten geöffnet, sondern weil auch die Protokolle und Druckereien des Bundestages ihm eben so verschlossen waren.

Da er zu gleicher Zeit erfahren hatte, daß der deutsche Bund die Absicht habe ihn ungehört zu verurtheilen, so ließ der Herzog beifolgende Erklärung*) zu Frankfurt übergeben, in welcher er sagte, daß, wenn der Bund seine Regierung zwingen würde, irgend einen Schritt zu thun, er ihn im voraus für null und nichtig erklären werde, indem er hinzufügte, daß sein Gesandter im Fall einer so ungesetzmäßigen Verurtheilung Befehle habe, den Bundestag zu verlassen.

Als nun der Herzog die Möglichkeit eines Gewaltschrittes von Seiten des Bundestages gegen sich sah, er aber entschlossen war, dem Könige von England niemals nachzugeben, so mußte er auf Mittel denken, sein Herzogthum, oder wenigstens sein Privatvermögen so lange als möglich zu behalten. Obgleich er im Geheimen, aber auf eine fast unmerkliche Weise bei seinem vorjährigen Aufenthalte in Wien in dem Kabinete des Fürsten Metternich von den Mitteln zur Revolution benachrichtigt worden war, welche sein Onkel, der König von England gegen ihn würde anwenden können, so konnte doch der Herzog weder eine ähnliche Voraussetzung zugeben, noch sich ernstlich damit beschäftigen. Wenn er zu Zeiten die Vortheile und die Nachtheile abwog, welche es mit sich brachte, Souverain eines großen oder eines kleinen Staates zu sein, so hatte er die Unmöglichkeit einer Revolution stets zu den Vortheilen des Letzteren gezählt, indem eine solche gleich in der Geburt erstickt werden mußte durch das direkte Interesse, welches daran nothwendig die benachbarten Staaten nehmen müssen, besonders in einem deutschen Lande, dessen Souverainität durch den ganzen Bund garantirt war.

Wir sagten am Anfange dieses Werkes, daß der Herzog, als er in Braunschweig ankam, weder irgend eine Konstitution unterzeichnet noch angenommen, noch irgend eine Huldigung der Treue von seinen Unterthanen empfangen habe.

Der Herzog wußte sehr gut, daß sowohl nach den alten Privilegien seines Adels, wie auch nach den Bestimmungen der neuen von Georg IV. und eben diesem Adel gemachten Konstitution er

*) Aktenst. Nro. 76 in dem Protokolle des deutschen Bundes.

nicht berechtigt war, den Schwur des unbedingten Gehorsams zu empfangen, bis er nicht gewisse Reversalien unterzeichnet hatte.

Der Herzog würde durchaus nicht abgeneigt gewesen sein, die alten Privilegien seines Adels anzuerkennen und zu unterzeichnen; aber dies war nicht der Fall in Bezug auf die neue, im Namen Georgs IV. durch den Grafen von Münster gegebene Konstitution.

Der Herzog wußte, daß, wenn er den Huldigungseid von seinen Unterthanen forderte, der Adel seine Unterschrift für den teuflischen Bund verlangen würde, welchen derselbe mit Georg IV. gemacht hatte. Er hatte, wie wir weiter oben gesehen haben, dem Fürsten Metternich versprochen, während der drei ersten Jahre seiner Regierung jede Discussion zu vermeiden; er konnte sich also nicht einer Verweigerung des Huldigungseides und dem Verlangen der Unterzeichnung des Vertrages aussetzen, welchen man ihm aufzwingen wollte, ohne eine Explosion vor der bestimmten Zeit herbeizuführen.

Aber der Herzog hatte vollkommen das Recht, ohne daß irgend Jemand etwas dagegen haben konnte, einen Eid der Treue von seinen Beamten und von seinen Truppen zu fordern, ein Eid, den er ebenfalls noch nicht verlangt hatte. Bei seiner Ankunft in Braunschweig hatte ihm nur allein sein Staatsrath den Eid geleistet.

Da der Herzog wohl wußte, daß er nichts von der Treue seiner Unterthanen zu fürchten hatte, und daß alle seine Gegner an seinen Dienst gebunden waren, so beschloß er, von ihnen den genannten Eid zu fordern und dieser Handlung alle nur mögliche Pracht und Feierlichkeit zu geben. Nachdem er die Ceremonie hatte festsetzen lassen, setzte sich der Herzog auf seinen Thron, umgeben von den höchsten Beamten seiner Krone, die den andern Beamten mit dem Beispiel vorangingen, indem sie, einer nach dem andern, mit lauter und verständiger Stimme den verlangten Schwur in die Hand des Herzogs leisteten.

Vor dieser Ceremonie fand eine Versammlung der Ständemitglieder statt, welche zu gleicher Zeit Beamte des Herzogs waren; es war entschieden worden, daß sie sich nicht weigern wollten, den in Rede stehenden Eid zu leisten, den der Herzog das Recht hätte zu fordern, und der auf keine Weise sie in ihren Rechten als Mitglieder der Stände beeinträchtigen könnte.

Am folgenden Tage hielt der Herzog Revue über sämmtliche

Truppen, indem er beim Generalstabe anfing. Er hielt nach einander vor der Fronte jedes Regimentes, um dessen Eid der Treue in Empfang zu nehmen. Da dieser Eid, wegen der Entfernung der Städte, oder weil Geschäfte oder Krankheit die Beamten davon abhielten, nicht von Jedermann persönlich geleistet werden konnte, so beauftragte der Herzog seinen Staatssekretär von der Justiz, sich mit einem Gerichtsschreiber und versehen mit einer Vollmacht zu den Rückständigen zu begeben, um ihren Eid der Treue im Namen des Herzogs in Empfang und darüber ein gerichtliches Dokument aufzunehmen. Keiner von denen, an welche sich der Abgesandte des Herzogs wandte, machte die geringste Schwierigkeit, mit Ausnahme des Kammerherrn von Cramm, der auf den Brief, welchen ihm Herr Fricke geschrieben hatte, antwortete: Er bedaure sehr, daß es ihm wegen seines schlechten Gesundheitszustandes unmöglich sei, seiner Einladung zu folgen. Zugleich wandte sich der Kammerherr direkt an den Herzog, um ihm seine Zweifel über das Recht auszudrücken, von ihm einen Eid zu verlangen, der wie ein Act der Unterwerfung betrachtet werden könne.

Da der Herzog sogleich auf den Gedanken kam, daß die Krankheit des Kammerherrn von Cramm wohl eine fingirte sein könne, so wollte er sich davon überzeugen, und aus den Untersuchungen, die er deshalb anstellen ließ, ging hervor, daß er sich nicht getäuscht hatte. Anstatt jeder Antwort ließ er ihn vor den Sitz des Oberkammerherrn laden, um sich über sein Betragen zu erklären. Aber anstatt dieser nachsichtigen Vorladung Folge zu leisten, schrieb der Baron von Cramm dem Oberkammerherrn, daß jede Erklärung durch seine förmliche Weigerung, irgend einen Eid zu leisten, unnütz würde.

Um die möglichste Nachsicht anzuwenden, ließ ihm der Herzog darauf durch den Gerichtssekretär eine letzte, direkte Vorladung zukommen. Auf eine abermalige Weigerung, zu erscheinen, erhielt der Oberkammerherr vom Herzoge den Befehl, von dem Baron von Cramm seinen Kammerherrnschlüssel zurückzufordern, ihn in der Liste der Kammerherren zu streichen und ihm, dem Gebrauche gemäß, den Hof und was direkt dazu gehört, zu verbieten.

Der Herzog, der seinem Staatssekretär befohlen hatte, in dem letzten Briefe, welchen derselbe an Herrn von Cramm schrieb, diesen einen Rebellen zu nennen, verbot nun allen öffentlichen Beamten jede Verbindung mit ihm.

Der Herzog würde gern noch strengere Maßregeln gegen

diesen rebellischen Beamten ergriffen haben; dieser hätte ohne Zweifel verdient, fest genommen und als Empörer behandelt, oder wenigstens für immer aus dem braunschweigischen Lande verbannt zu werden, wie Herr von Sierstorpff, aber dieser Letztere, obwohl fremd, hatte sich an den deutschen Bund gewendet, und dieser, der wie man weiß, gegen den Herzog nichts weniger als günstig gesinnt war, hatte mit Vergnügen diese Gelegenheit ergriffen, dem Herzoge von Braunschweig entgegen zu treten.

Der Herzog hoffte jedoch durch die Maßregeln, welche er gegen Herrn von Cramm ergriffen hatte, denselben Zweck zu erreichen, ohne dem Bundestage die Möglichkeit zu geben, sich hinein zu mischen.

Wir dürfen nicht vergessen, hier zu bemerken, daß der preussische Spion Klindworth noch immer der Urheber aller dieser Widersetzlichkeiten war. Nachdem ihm sein Vorhaben fehlgeschlagen, nämlich zu verhindern, daß die andern Ständemitglieder, welche zugleich Beamte waren, den Eid der Treue leisteten, war er sehr empfindlich über die Verachtung, welche ihm der Herzog dadurch ausdrückte, daß er von ihm diesen Eid gar nicht verlangte, den er mit Stolz geleistet haben würde. Um das Betragen des Herrn von Cramm zu leiten, hatte sich Klindworth des Einflusses der Gemahlin desselben bedient, mit welcher er in sehr vertrautem Verhältniß stand.

Um diese Zeit war es, daß die Höfe von Oesterreich und Preußen, nachdem sie alle Arten von Drohungen gegen den Herzog erschöpft hatten, sich mit der Aristokratie verbanden, um bei dem deutschen Bunde eine Klage gegen ihn einzureichen.

Man hatte dem Herzoge kaum Zeit gelassen, auf dieselbe zu antworten; da er jedoch Tag und Nacht selbst arbeitete, so gelang es ihm, gegen die Erwartung seiner Feinde, an dem Tage, welcher als letzter Termin festgesetzt war, seine Antwort *) durch seinen gewöhnlichen Gesandten, den Baron von Marschall, vorlegen zu lassen.

Die Mitglieder des deutschen Bundes hatten sich also in ihrer Hoffnung getäuscht, daß der Herzog am Ende des von ihnen gestellten Termines von vierzehn Tagen nicht fertig sein werde. Dieser Termin war von ihnen absichtlich so kurz gestellt worden, unter dem Vorwande, daß der Herzog nur die Sache in die

*) Aktenst. Nro. 76.

Länge zu ziehen suche, und nun zwang sie dieser durch seine Schnelligkeit, es selbst zu thun. Als sie sahen, daß der Gesandte des Herzogs seine Gegenerklärung bereit hatte, weigerten sie sich, dieselbe anzunehmen und seine Vertheidigung zu hören.

Ungeachtet der vereinigten Intriguen der englischen und hannöverischen Regierung, die Beide Gesandte an alle deutsche Höfe geschickt hatten, trotz des guten Willens dieser Höfe, den Herzog zu zwingen, wenigstens einen Theil der Forderungen des Königs zu erfüllen, gingen doch alle Geschäfte der Ungeduld des Königs Georg zu langsam.

Da er immer fürchtete, daß der Bundestag nicht alle seine Forderungen unterschreiben werde, so befahl Georg seinem Bruder, dem Herzoge von Cambridge, mit dem Herzoge von Braunschweig im Geheimen zu unterhandeln, wodurch er in den Stand gesetzt zu sein hoffte, dem Bundestage zu beweisen, daß es ihm möglich sein würde, die Dinge, welche er von ihm verlangt und welche ihm derselbe als Angriffe gegen die Souveränitätsrechte der Bundesmitglieder abgeschlagen hatte, durch den freien Willen des Herzogs zu erhalten, daß er es aber vorzöge, sie dem Bundestage zu verdanken. Um seinen Zweck zu erreichen, bevollmächtigte er den Herzog von Cambridge, dem Herzoge von Braunschweig in einem versöhnlichen Sinne die größten Avancen zu machen.

Ein hoher hannöverischer Beamter, der Baron von Grote, wurde für fähig gehalten, eine solche Unterhandlung einzuleiten und zu führen. Man wußte, daß er mit einem braunschweigischen Staatsdiener, dem Legationsrath Baron von Amsberg, befreundet war, der bei der Person des Herzogs Zutritt hatte und von ihm gern gesehen wurde. Dieser Umstand trug dazu bei, daß ihm vor jedem Andern der Vorzug gegeben wurde. Der Baron von Grote benutzte die Gelegenheit eines Kommissionates zur Regelung der Grenze und der Douane zwischen Hannover und Braunschweig, wozu er und Herr von Amsberg von ihren beiderseitigen Regierungen gewählt worden waren, um die Frage über eine freundschaftliche und dauerhafte Aussöhnung zwischen den Fürsten der beiden Länder in Anregung zu bringen.

Nachdem er zu diesem Zweck das Terrain sondirt und sich von dem guten Willen des Barons von Amsberg überzeugt hatte, vertraute Herr von Grote demselben, daß er von seinem Fürsten Vollmacht habe, eine Unterhandlung im Namen des Herzogs von Cambridge zu eröffnen; er zweifelte nicht daran, daß dieser

Schritt ein gleiches Vertrauen von Seiten des Herrn von Amsberg hervorrufen werde.

Als Herr von Amsberg nach Braunschweig zurückgekehrt war, ergriff er die erste sich darbietende Gelegenheit, um mit dem Herzoge über die ihm gemachten Vorschläge zu sprechen, und wußte denselben zu überreden, ihm eine ähnliche Vollmacht zu geben, wie die war, welche Herr von Grote von dem Herzoge von Cambridge erhalten hatte, und ihn zu autorisiren, sich mit dem hannöverischen Bevollmächtigten in Verbindung zu setzen, sobald sie ihre beiderseitigen Vollmachten ausgetauscht haben würden.

Nach manchen Konferenzen und Diskussionen versprach der König von England im Fall der Vereinigung:

1) sein Möglichstes zu thun, um die großen Mächte und den deutschen Bund zu veranlassen, die Staaten des Herzogs von Braunschweig zu einem Großherzogthume zu erheben;

2) dem Herzoge den Hosenbandorden zu geben;

3) den Herzog von Braunschweig als Prinzen des königlichen Hauses von England anzuerkennen;

4) in einem besondern Vertrage zu erklären, daß, da der König und der Herzog sich vollkommen zufriedengestellt und ausgesöhnt betrachteten, sie alle Dinge, welche auf ihre alten Differenzen Bezug hätten, vergessen und niemals wieder in Anregung bringen wollten, und daß der König und der Herzog mit Strenge gegen Jeden verfahren würden, der versuchen wollte, sie wieder anzuregen;

5) daß der König die Partei des Herzogs in jedem Streite ergreifen würde, der zwischen ihm und seinen Unterthanen entstehen könnte;

6) daß der König, im Fall einer neuen Besitznahme oder des Krieges, dem Herzoge von Braunschweig seine Staaten oder einen Ersatz dafür garantieren wollte;

7) der König verspricht dem Herzoge, sein Privatvermögen wieder in den öffentlichen Fond Englands niederlegen zu lassen.

Wenn der König von England diese sieben Versprechungen erfüllte, so verlangte er vom Herzoge:

1) den ersten Schritt zur Versöhnung mit ihm zu thun;

2) auf genügende Weise durch eine öffentliche Bekanntmachung zu erklären, daß es nicht seine Absicht gewesen sei, den König durch sein Edikt vom 10. Mai zu verletzen;

3) dem Könige einen Brief in demselben Sinne zu schreiben;
4) diesen Brief durch einen außerordentlichen Gesandten nach London bringen zu lassen;
5) seine Klagen bei dem deutschen Bunde zurückzunehmen;
6) die 1820 vom Könige der braunschweigischen Aristokratie gegebene Konstitution anzuerkennen;
7) gegen die Diener des Königs wegen ihrer früheren Handlungen und Reden keinen Groll zu hegen;
8) dem geheimen Rath von Schmidt-Phiseldeck seinen Abschied zu geben.

Andererseits fügte der Herzog den ihm vom Könige gemachten Vorschlägen noch folgende Forderungen hinzu:
1) daß der König den Gesandten, welchen der Herzog ihm gern schicken wolle, in einer Privataudienz und nicht in einer öffentlichen empfangen solle;
2) daß der König dem Herzoge auf den von ihm empfangenen Brief in einem freundschaftlichen Schreiben antworten und dieses ebenfalls durch einen außerordentlichen Gesandten überbracht werden solle;
3) daß der König erklären solle, wie es nicht seine Absicht gewesen sei, seinen Neffen durch das Münster'sche Libell zu beleidigen, sondern nur seine früheren Schritte zu vertheidigen;
4) daß die Form dieser Erklärung sich nach der richten solle, welche der König für die über die Zurücknahme des Ediktes vom 10. Mai vom Herzoge verlangen würde;
5) daß der König von England sich nicht mehr, unter welchem Vorwande es auch sei, in die inneren Angelegenheiten des Herzogthums Braunschweig mischen solle.

So konnte man denn aus diesem Grunde nach so langen Zwistigkeiten hoffen, daß die Dinge sich endlich zur gegenseitigen Zufriedenheit beider Parteien ordnen würden; aber das Schicksal, ohne dessen Zustimmung kein Mensch etwas entscheiden kann, hatte sich noch nicht erklärt, und man wird eine neue Reihe von Intriguen sich entwickeln sehen.

Sechszehntes Kapitel.

Der neue Gesichtspunkt. — Unannehmlichkeiten der Entfernung. — Das dazwischen liegende Meer. — Unterbrochene Unterhandlungen. — Vortheile des Königs von England. — Unentschiedenheit des Bundestages. — Eine Kommission ernannt. — Vorschläge, die dem Herzoge von Braunschweig gemacht werden. — Die deutschen Zeitungen und die französischen Journale. — Ein erster Artikel. — Unparteiische Diskussionen. — Gestellte Fallen. — Der gute deutsche Bund. — Zweiter Artikel. — Wirklicher Stand der Dinge. — Die gut gestellte Frage. — Unwürdiges Benehmen des Grafen von Münster. — Das hannöverische Pamphlet. — Nutzen der Oeffentlichkeit. — Plan zu Gunsten des Prinzen Wilhelm. — Meinung der Journale über das Straßburger Buch. — Protestation des Herzogs bei dem Bundestage. — Benehmen der Höfe von Dresden und Cassel. — Geheime Absichten des Königs von Preußen. — Die Parade zu Potsdam. — Zustimmung des Königs von Sachsen zu den Wünschen des Herzogs.

In den Angelegenheiten des Herzogthums Braunschweig war Alles ungewiß, das Wetter konnte wieder ruhig oder zu einem Sturme angeblasen werden; die eingeleiteten Unterhandlungen schienen auf dem Wege des Vergleiches zu gehen; die gestellten Bedingungen schienen sowohl für den König von England, wie für den Herzog von Braunschweig befriedigend; den Unterhändlern fehlte es nicht an Geschicklichkeit, und ihr persönliches Verhältniß war der Art, ihren Verkehr wohlwollender zu machen, als es gewöhnlich zwischen Diplomaten der Fall ist, die damit beauftragt sind, mehr die Interessen wahrzunehmen, als zu einer

Vereinigung zu gelangen. Wie ging es nun zu, daß trotz so vieler günstiger Chancen sich Alles zerschlug? Weil die beiden Punkte, von denen die definitiven Entscheidungen erlassen werden konnten, zu weit von einander entfernt waren; weil die ins Unendliche wechselnden Ereignisse ihre Veränderlichkeit den beiden kontrahirenden Parteien mittheilten; weil man zweimal das Meer passiren mußte, um einen Einwurf und die Antwort darauf von Braunschweig nach London oder von London nach Braunschweig zu bringen; weil man während der Dauer der Unterhandlungen mehrmals seine Ansicht änderte, je nachdem Jeder mehr oder weniger unter dem Einfluß fremder Einwirkung stand. Was heute genügte, war morgen nicht mehr genug, die Forderungen wuchsen in direktem Verhältniß mit der Leichtigkeit, ihnen zu genügen; bald wollte man mit den materiellen Interessen enden, bald sollten wieder die moralischen Interessen zuerst geregelt werden, so daß man zu keinem entscheidenden Beschluß kommen konnte, und der Krieg mit größerer Erbitterung als jemals wieder begann. Der König wußte jedoch aus diesen Zögerungen besseren Nutzen zu ziehen, als der Herzog. Er ließ durch seinen Gesandten dem deutschen Bunde sagen, indem er die Konzessionen des Herzogs zeigte, ohne die seinigen vorzulegen: „Dies kann ich ohne Euch erlangen, daher habe ich das Recht, das, was ich habe, von Euch zu erhalten."

Der Bundestag, der wie es schien, noch schwankte, wurde durch diese Manoeuvres des Königs bestimmt. Er ernannte aus seiner Mitte eine Kommission, die, um damit zu Ende zu kommen, beauftragt war, die Bedingungen festzusetzen, zu welchen man den Herzog gegen den König nöthigen wollte, und die Mittel zur Ausführung anzugeben. Nachdem diese Kommission sechs Wochen lang berathen hatte, schlug sie dem Bundestage vor, von dem Herzoge zu fordern:

1) einen Brief an den König, der vom Bundestage selbst aufgesetzt werden sollte;

2) die Absendung eines außerordentlichen Gesandten, um ihn zu überbringen;

3) Die Zurücknahme des Edikts vom 10. Mai;

4) der Herzog von Braunschweig solle seinen Oberforstmeister, Baron von Praun, für die Herausforderung bestrafen, welche er dem Grafen von Münster zugeschickt hatte.

Als Zwangsmittel schlug die Kommission vor, den König

von Sachsen und den Kurfürsten von Hessen mit einer militärischen Exekution zu beauftragen, nachdem man dem Herzoge sechs Wochen Zeit gelassen, sich im Guten zu fügen. Durch diese Maßregeln waren die Schwierigkeiten verwickelter geworden als jemals; die öffentlichen Blätter und selbst die französischen fingen an sich damit zu beschäftigen.

Wir glauben hier zwei der Artikel hersetzen zu müssen, welche damals durch diese Angelegenheit hervorgerufen wurden.

„Seit einiger Zeit sind in mehreren Journalen Artikel erschienen, welche sich auf die Differenzen zwischen Braunschweig und Hannover beziehen, die, wie man weiß, durch das Einschreiten des deutschen Bundes verwickelter als jemals geworden sind."

„Eine durch den Bund ernannte Kommission gab ein so genanntes Gutachten, dessen Gleichen man vergeblich in den Annalen des gemeinen deutschen Rechtes suchen würde. Dieses sogenannte Gutachten ist hauptsächlich darauf gegründet, daß man öffentlich die Unterdrückung applaudirt, deren ein stärkeres Bundesmitglied sich nicht schämt, sich gegen ein schwächeres Mitglied schuldig zu machen."

„Man ist selbst so weit gegangen, daß man sich von der Mühe dispensirt hat, durch irgend einen Scheingrund die Unterdrückung des Schwächern, der in seinen unverjährbaren Rechten beschädigt und verletzt ist, zu rechtfertigen zu suchen. Wir erlauben uns, um die Sache, welche wir auseinandersetzen wollen, in das wahre Licht zu stellen, ein Beispiel anzuführen, welches uns nicht übel angebracht scheint:

Peter schlägt und verwundet Paul;

Paul widersetzt sich, indem er sich seiner Haut wehrt.

Peter wählt irgend Einen zum Schiedsrichter und hat die Unverschämtheit, zu verlangen, daß dieser ihm eine vollständige Satisfaktion von Paul verschaffe. Der Schiedsrichter entscheidet, daß Paul den Peter um Verzeihung bitten soll, und erklärt zu gleicher Zeit, daß die erhaltene Verzeihung dem Paul als vollständige Satisfaktion gelten soll.

Verträgt sich eine solche Entscheidung mit der Gerechtigkeit, oder selbst mit der gesunden Vernunft?"

Um im Stande zu sein, zu beurtheilen, wie weit der von der Kommission über die Differenzen zwischen Braunschweig und Hannover gemachte Bericht im Recht begründet ist und die daraus gefolgten Vorschläge würdigen zu können, wollen wir die zu ent-

scheidende Frage analysiren. Wir wollen sehen, auf welche Art der Zwist zwischen den beiden Regierungen wird beurtheilt werden müssen, in Uebereinstimmung mit dem, was die Bundesakte für diesen Fall festgesetzt hat, und welches der Modus ist, nach welchem sie nach den Ansichten der ernannten Kommission beendigt und beurtheilt werden wird.

Nach dem Artikel 11 der Bundesakte und nach dem Artikel 21 der Wiener Schlußakte muß jeder Streit zwischen Bundesmitgliedern, ohne Rücksicht auf seine gesetzliche Qualifikation, der Entscheidung und Diskussion einer wohlorganisirten Austrägalkommission unterworfen werden.

Als der deutsche Bund 1817 diesen Punkt einer ernsten Diskussion unterwarf, kam man in Folge mehrerer vertraulichen Berathungen überein, daß die einzelnen Streitigkeiten zwischen den Bundesmitgliedern nicht allein rechtliche, sondern auch politische sein könnten. Dies brachte die wichtige Frage in Anregung, ob es zulässig und im Interesse der Regierungen sei, daß selbst in diesem letzteren Falle die Zwistigkeiten einer Austrägalkommission unterworfen würden?

Als die über diese Frage eingeleiteten Diskussionen beendet waren, während welcher man die wichtigen Gründe wohl in Betracht gezogen hatte, die sich dem entgegensetzen, daß es in der Befugniß des Bundes liege, diese Arten von Dingen zu kennen und selbst zu untersuchen, und setzten die verbündeten Fürsten in ihrer 35. Sitzung vom 16. Juni 1817 definitiv fest, daß bei dem Ausschluß aller richterlichen Kompetenz des Bundes in allen vorkommenden Fällen eine Austrägalkommission zusammengesetzt werden solle, wenn die vorher eingeschlagenen Wege zum Vergleich unfruchtbar geblieben wären.

Da nun seit diesem Erlaß keine verfassungsmäßige Veränderung in den rechtsgültigen Beschlüssen vorgegangen ist, so ist es klar, daß der Zwist zwischen der braunschweigischen und hannöverischen Regierung einer Austrägalkommission vorgelegt werden müßte, wie sie verfassungsmäßig vorgeschrieben ist.

Das Gesetz bestimmt, daß jeder Rechtsstreit vor die Behörde gebracht werden muß, welche bei der Entstehung des Zwistes als kompetent betrachtet wurde; daß eine ordentliche Justizverwaltung es nicht erlaubt, für einen besonderen Rechtsfall ein neues Tribunal zu schaffen; daß endlich kein Gesetz rückwirkende Kraft haben kann. Wenn man jedoch, allen diesen Rechtsprincipien entgegen,

annehmen will, daß der Streit zwischen der braunschweigischen und hannöverischen Regierung, da er von ganz besonderer Art sei, es nothwendig erscheinen lasse, die in Rede stehende Angelegenheit nicht vor eine Austrägalkommission zu bringen, sondern die Thätigkeit des Bundes als gerichtliche Behörde anzuerkennen, so könnte man doch wenigstens nicht in Abrede stellen, daß der deutsche Bund von seiner Kompetenz nur Gebrauch machen kann, sobald ihm dieselbe verfassungsmäßig ertheilt worden ist.

Nur durch die organischen Bundesbeschlüsse kann der Bund mit richterlicher Gewalt bekleidet werden, und daher könnte ihm nur ein neues Grundgesetz eine Kompetenz verleihen, welche er bis jetzt noch nicht gehabt hat.

Denn es geht aus der Bundesakte und aus der Wiener Schlußakte hervor, daß, um nicht dem Jura singularum zu schaden, organische Beschlüsse nicht durch die Mehrheit, sondern durch die Uebereinstimmung der Stimmen eingesetzt und Gesetzeskraft erlangen sollen.

In dem von der Kommission gemachten Bericht hat man auf die Bestimmungen über die Kompetenz zur Eröffnung eines Austrägalgerichts keine Rücksicht genommen, obgleich dieser Punkt, den wir berührten, von der höchsten Wichtigkeit ist. Indem die Kommission die Kompetenz des Untersuchungsrechtes usurpirt, will sie, daß der Bund sich ohne andere Prozeßform richterlich ausspreche. Hieraus geht hervor, daß die Verurtheilung der braunschweigischen Regierung als ein Gewaltschritt und als rein willkürlich betrachtet werden muß, um so mehr, da keine regelmäßige Unterhandlung, keine genügende Diskussion, sowohl in Bezug auf die Thatsachen wie auf das Recht, vorhergegangen ist.

„Um das beobachtete Verfahren und das gegen Se. Durchlaucht den Herzog gefällte Urtheil zu rechtfertigen, schützte man eine persönliche Beleidigung Sr. Majestät des Königs vor. Aber wo sind die Thatsachen, auf welche man nur im Geringsten die Beweise für eine solche Behauptung stützen könnte, und seit wann genügt es, bloße Erklärungen an ihre Stelle zu setzen?“

„Wenn nach dem, was wir gesagt haben, es nicht im Geringsten zweifelhaft sein kann, daß, um das Urtheil gegen Se. Durchlaucht, den Herzog herbeizuführen, das Bundesgesetz aber so sehr in der Form als in der Bedeutung verletzt worden ist, so wird es nicht schwieriger sein, vollständig zu beweisen, daß Se. Majestät der König von Seiten Sr. Durchlaucht des Herzogs

durchaus keine Beleidigung erfahren hat, sondern daß man vielmehr versucht, die gerechten Klagen Sr. Durchlaucht durch schlecht begründete Behauptungen, unterstützt von regelwidrigen Schritten der Kommission, zum Schweigen zu bringen."

„Kurz, man ging so weit, dem Herzoge von Braunschweig ein Recht zu versagen, welches ihm Kraft der Bundesverfassung zukommt, nämlich das, die Mitglieder der zur Untersuchung der Sache Sr. Durchlaucht ernannten Kommission zu verwerfen. Nachdem darauf dieser nämliche Bund die bösartigsten Ausfälle von Seiten Hannovers aufgenommen und zu Protokoll gebracht hatte, weigerte er sich standhaft, die Vertheidigung des Herzogs zu hören und noch viel weniger sie in ein Protokoll aufzunehmen.

„Man muß noch hinzufügen, was man kaum glauben wird, daß der Bund, vielleicht weil man wünscht, Se. Durchlaucht aufs Aeußerste zu treiben, nicht einmal für nöthig gehalten hat, ihm auf direktem Wege das gegen ihn gefällte Urtheil anzuzeigen, sondern dieses an und für sich harte Verfahren noch dadurch verschärft hat, daß man es in alle öffentliche Blätter einrücken ließ."

„Aus diesem eben so ungewöhnlichen als ungerechten Verfahren kann man recht sehen, was man von einer Vereinigung von despotischen Regierungen zu erwarten hat, die durch ihre verschiedenen Gesandten in Frankfurt repräsentirt werden. — Da sie in ihren Ländern (wenigstens größtentheils) keine Konstitution haben, so konnten sie sich nicht enthalten, ihre Abneigung gegen derartige Institutionen, selbst bei den heiligsten Dingen der Repräsentativstaaten, den Verträgen auszudrücken. Nach diesem Staatsstreich kann man auf alle Arten von Unordnungen in Deutschland gefaßt sein."

„Kurz, es giebt nichts Lächerlicheres, als den guten deutschen Bund. Recht deutsch, wahrhaftig!"

Folgendes ist der zweite Artikel:

„Der junge Herzog von Braunschweig war während seiner Minderjährigkeit auf Befehl seines Vormundes, des Königs von England, von dem Günstling und ersten Minister desselben für Hannover, dem Grafen Münster, eben so sehr gequält worden, wie durch die gelehrigen Instrumente des Letzteren, die Gouverneure von Linsingen und Eigner. Außerdem wurde er ohne Veranlassung, ohne Gründe, ganz willkürlich seines Rechtes, mit achtzehn Jahren mündig zu sein, beraubt. Der Herzog war großherzig genug, diese Uebergriffe dem Manne verzeihen zu

wollen, der sein Vormund gewesen war, weil dieser endlich nach unausgesetzten Reklamationen, nach einer ungesetzlichen Vorenthaltung von einem Jahr und nach fortwährend schlechter Behandlung von Seiten des obengenannten Grafen von Münster, ihm erlaubte, selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen. Es war gewiß kein kleines Opfer, Streiche der Art, wie sie ungestraft in Braunschweig begangen worden waren, verzeihen zu wollen."

„Die letzten Handlungen von Seiten Hannovers waren es, den geheimen Rath, Namens Schmidt-Phiseldeck zu verführen und zum Verlassen des Herzogthums Braunschweig zu bewegen, dessen verantwortlicher Diener und Unterthan er war, welches er fast nach seinem Gutdünken während der Minderjährigkeit des rechtmäßigen Fürsten regiert hatte, und der es bei dem Regierungsantritt des Herzogs für gut fand, heimlich wie ein Vagabond, der gestohlen hat, zu entwischen und sich nach Hannover zurückzuziehen, wo er alsbald auf Befehl des Königs zum königlichen geheimen Rath ernannt wurde. Außerdem ließ der König gegen den Herzog ein officielles Pamphlet drucken, welches auf seinen Befehl von dem hannöverischen Minister Grafen von Münster unterzeichnet war. Dieses Pamphlet wimmelte so von Persönlichkeiten und so beleidigenden Bezeichnungen, daß es nicht unbeantwortet bleiben konnte. Auf Grund dieses Libells forderte der junge Herzog von Braunschweig den Grafen von Münster, um ihn für seine Unverschämtheit zu züchtigen. Ein wahrer Edelmann würde eine solche Ehre zu würdigen gewußt haben; ein englischer Staatsmann würde ihr nöthigenfalls ohne Zögern seine Stelle aufgeopfert haben. Der Herzog von Wellington hat es ganz kürzlich bewiesen. Aber der Graf Münster versteckte sich mit seiner Feigheit hinter den Thron, als es sich darum handelte, wie ein Mann einen nichtswürdigen und unveranlaßten Angriff persönlich gegen den Beleidigten zu vertreten. Der Graf von Münster sagte, daß er sich nicht schlagen könne wegen der nahen Verwandtschaft des Herzogs mit dem König und wegen des hohen Ranges, welchen den Herzog im Vergleich zu ihm, bekleide. Darauf schrieb ein eifriger Diener des Herzogs, der Oberforstmeister Baron von Praun, dem Grafen von Münster einen Herausforderungsbrief, aber dieser saubere Patron war wieder zu feige und hielt es für besser, davon zu bleiben, indem er sich lieber für immer entehren, als sein elendes Leben aussetzen wollte."

„Trotz der Wahrheit all' dieser Thatsachen, von der man sich

überzeugen kann, wenn man die officiellen Dokumente liest, die von beiden Seiten erschienen sind, und obgleich der arme, verfolgte junge Herzog sich überall hingewandt hat, um Hülfe gegen einen Gegner zu suchen, der ihm eben so sehr an Macht wie an Ränken überlegen ist, so scheint man doch nicht allein die gerechten Klagen des Herzogs nicht anhören, sondern vielmehr ihn zwingen zu wollen, sich selbst zu erniedrigen, indem er diejenigen demüthig um Verzeihung bittet, die ihn auf unerhörte und nie zu vergessende Art beleidigt haben und noch immer beleidigen."

„Aus diesen Gründen ist es sehr gut, wenn die von uns erwähnten Differenzen bekannt gemacht werden, sowohl in Bezug auf ihren Ursprung, als ihren Verlauf. Dies ist eine Gelegenheit für Frankreich, seinen alten Ruhm der Größe geltend zu machen, indem es nach dem Beispiel der Römer, dem Schwächeren und Unterdrückten gegen den starken Angreifer in Schutz nimmt, der nichts anderes will, als sich auf Kosten seines schwächeren Nachbars bereichern. Der jetzt regierende Herzog hat nur einen einzigen Bruder, das ist das ganze Haus. Es ist daher nichts klarer, als die guten Gesinnungen des Königs von Hannover für dieses kleine Land und seinen Fürsten. Er will den Bruder desselben noch bei dessen Lebzeiten zum Erben machen, damit nur ein zum Regieren fähiger braunschweigischer Prinz übrig bleibt und das ganze Herzogthum desto früher an das Haus Hannover als das nächstverwandte, zurückfällt."

„Da haben wir also ein Beispiel, daß bei dem gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft die freie Presse dem Fürsten eben so nöthig ist, als dem Volke. Die öffentliche Meinung, die nicht allein Schmach und Ruhm vertheilt, sondern auch allein die Macht befestigen und den Schwachen gegen den Starken beschützen kann, ist mehr als jemals die Königin der Welt; sie war stets bei allen Streitigkeiten die letzte Zuflucht; vor ihr stehen in diesem Augenblick der junge Herzog von Braunschweig und Se. Majestät der König von England. Zu Straßburg ist ein Werk unter folgendem Titel erschienen: „Gehörige Würdigung und Widerlegung des gegen Se. herzogliche Durchlaucht, dem regierenden Herzoge von Braunschweig gerichteten Libell, nach authentischen Aktenstücken, begleitet von mehreren Belegen, Dokumenten und officiellen Schriften."

„In demselben ist die fehlerhafte Organisation der braunschweigischen Regierung während der Minderjährigkeit des Herzogs

auseinander gesetzt; man rügt darin während der Regentschaft in der Erziehung des jungen Herzogs gemachten Mißgriffe, indem man durch die Wahl solcher Erzieher, wie sie oben bezeichnet worden sind, beabsichtigt habe, ihn unfähig zur Regierung zu machen. Es wird darin durch Thatsachen bewiesen, daß die Interessen des Herzogthums von dieser Regentschaft zum Vortheile des Königreichs Hannover vernachlässigt worden sind, und daß die Vormundschaft über den gesetzlichen Termin der Minderjährigkeit Sr. Durchlaucht verlängert worden ist. Dem Werke sind eine große Anzahl Dokumente und officielle Aktenstücke beigegeben, die daraus ein historisches Werk machen und die, indem sie die Frage in einem ganz neuen Lichte erscheinen lassen, dieselbe zu Gunsten des jungen Herzogs entscheiden."

Der Herzog ließ während der ganzen Dauer seiner Differenzen mit dem Könige keine Gelegenheit vorübergehen, im Voraus gegen alle Entscheidungen zu protestiren, die man gegen ihn richten würde; dasselbe that er auch nach diesen Entscheidungen und hat es vorzüglich in der 28. Sitzung des deutschen Bundes zu Frankfurt, den 23. Juli 1829 thun lassen. Als der Bund ihm die durch die Kommission erlassene Entscheidung notificirt hatte, befahl der Herzog sowohl seinem ordentlichen Gesandten am Bundestage, dem Baron von Marschall, wie auch seinem außerordentlichen Gesandten, dem General von Buttlar, niemals und unter keinen Umständen den Vorschlägen der Kommission beizustimmen.

Ein Bericht über diese Erklärung war den verschiedenen Höfen zugeschickt worden. Die von Dresden und Kassel schickten Gesandte nach Braunschweig, um Sr. Durchlaucht anzuzeigen, daß sie die Absicht hätten, durch ihre Gesandten zu Frankfurt die militärische Exekution zu verweigern, mit der man sie beaustragen wollte; sie gaben an, daß ihre Fürsten durch die Bande der Verwandschaft und Freundschaft zu nahe mit dem Herzoge von Braunschweig verbunden wären, als daß sie einen ähnlichen Auftrag annehmen könnten.

Nachdem der Herzog jedoch seinen Staatsrath befragt hatte, entschied er sich, ihnen zu antworten, daß er außerordentliche Gesandte nach Dresden und Kassel schicken würde, um dem Könige und dem Kurfürsten für ihre gute Absicht zu danken und sie zu bitten, die in Rede stehende Exekution nicht zu verweigern, indem er davon unterrichtet sei, daß dem Bunde diese Weigerung sehr

erwünscht kommen würde, da derselbe dann hoffe, den König von Preußen damit beauftragen zu können, der diese Unternehmung eifrig betreiben würde, um Gelegenheit zu haben, seine Potsdamer Parade auf Kosten des Herzogs von Braunschweig zu exerciren, und daß er lieber es mit Freunden, als mit einem mächtigen Feinde zu thun habe.

Aber selbst die Bitten des Herzogs konnten den Kurfürsten von Hessen nicht bewegen, diesen Auftrag anzunehmen.

Der König von Sachsen zeigte sich willfähriger und antwortete, daß er im Fall der Execution mit aller möglichen Milde zu Werke gehen und sich dabei so viel als möglich nach dem Wunsche des Herzogs richten werde.

Siebenzehntes Kapitel.

Verhandlungen des Herzogs von Braunschweig mit dem Fürsten Metternich. — Das glückliche Mittel. — Der Baron von Praun. — Eine Strafe, die keine ist. — Geschicklichkeit und Muth des Herzogs. — Unterhandlungen mit Preußen. — Vorgebliche Beleidigungen. — Zusammensetzung des deutschen Bundes. — Die Austrägal-Instanzen. — Argumente des Herzogs zu seinen Gunsten. — Gefälligkeit des Bundes gegen die großen Mächte. — Zweck der Sendung des Generals von Buttlar nach Wien und Frankfurt. — Beschwerden des Herzogs gegen Georg IV. — Note und öffentliche Erklärungen. — Furcht des Königs von England. — Der Prinz Wilhelm, Rittmeister in preußischen Diensten. — Die beiden Brüder. — Den fremden Kabineten werden neue Protestationen überbracht. — Kritische Lage. — Der braunschweigische Adel. — Entschluß, nach Paris zu gehen. — Der Spion Klindworth und die nächtlichen Versammlungen. — Das Taschenbuch Minerva und der Tod Pauls I. — Plan, den Herzog zu ermorden. — Verschwörung. — Abreise des Herzogs nach Paris.

Der Herzog von Braunschweig hatte beständig den Fürsten Metternich von dem Stand seiner Angelegenheiten unterrichtet und ihm willig die Schwierigkeiten vorgelegt, die ihm aus den neuen Forderungen des Königs von England erwachsen wären, zu dessen Echo sich die Bundeskommission gemacht hatte. Der Fürst gab ihm an, wie er es anfangen müsse, um Herrn von Praun zu bestrafen und dadurch dem Könige von England Genugthuung zu geben, ohne daß man ihm die Art derselben vorschriebe. Da man sehr auf diesen Punkt bestand, so wählte der

Herzog ein Mittel, mit dessen Hülfe er, unter dem Schein, dem Wunsche des Königs von England nachzugeben, dies völlig umging und sich sogar die Freiheit nahm, seinen Ervormund ein wenig zum Besten zu haben.

Der Oberforstmeister, Baron von Praun, hatte in seiner Charge nie einen Dienst bei Sr. Durchlaucht zu verrichten, weil der Herzog niemals auf die Jagd ging. Der Baron war nur dem Titel nach Kammerherr, denn er hatte niemals als solcher den Dienst gethan, und zur Zeit, von welcher die Rede ist, war er krank.

Der Herzog schickte also seinen intimsten Freund, den Baron von Münchhausen, von dem wir schon früher gesprochen haben, zu Herrn von Praun, um ihm zu sagen, daß er sich genöthigt sähe, ihm eine scheinbare Strafe aufzuerlegen, über welche er sich jedoch nicht im Geringsten zu beunruhigen brauche.

Er ließ demnach dem Bundestage erklären, daß er, um den Vorschlag seiner Kommission, in Bezug auf Herrn von Praun, unnöthig zu machen und ihm zuvorzukommen, diesem 48 Stunden Arrest in seinem Hause gegeben und ihn für sechs Wochen von seinen Funktionen als Oberforstmeister und Kammerherr suspendirt habe.

Was nun die Forderungen, in Bezug auf die Redaktion seines Briefes an den König und in Bezug auf das Verlangen, denselben durch einen außerodentlichen Gesandten überbringen zu lassen, anbetraf, so weigerte der Herzog sich förmlich, sich diesem zu unterwerfen.

Als Preußen nun sah, daß der Herzog sich mit eben so viel Geschicklichkeit als Muth vertheidigte, und daß es nicht einmal mehr Hoffnung hatte, seine leeren Kassen mit dem Gelde desselben zu füllen, da ihm die Gelegenheit zu einer militärischen Invasion durch die unerwartete Annahme Sachsens weggeschnappt war, so dachte es auf ein Mittel, ob es ihm nicht gelingen könne, dabei irgend etwas zu gewinnen. Sein Spion Klindworth wurde demgemäß beauftragt, unter der Hand mit dem Herzoge wegen einer geheimen Uebereinkunft zu unterhandeln, die im Kleinen der gleichen sollte, welche mit dem Könige von England getroffen war und von der wir bereits gesprochen haben.

Preußen verlangte als Preis seiner Intriguen zu Gunsten des Herzogs die Annahme folgender Punkte:

1) daß das Herzogthum Braunschweig sich dem preußischen

Zollsystem anschließen, mit demselben nur eine Grenze ausmachen und von Preußen seine Zollbeamten empfangen sollte;

2) daß eine neue Konvention wegen einer mitten durch die braunschweigischen Staaten gehenden Militärstraße zum Vortheile des Königs von Preußen geschlossen und von dem Herzoge unterzeichnet werden sollte;

3) daß der Herzog in seinen Staaten die preußische Liturgie und ein Gesangbuch einführen solle, welches der König selbst geschrieben hatte, und welches er eifrig zu verbreiten wünschte.

Aber diese Unterhandlungen hatten dasselbe Resultat, wie diejenigen, welche kürzlich mit Hannover eingeleitet waren. Der Herzog wollte niemals die Hauptforderung Preußens bewilligen, nämlich die, das Herzogthum Braunschweig in sein Zollsystem einzuschließen.

Der Herzog befand sich, wie wir gesehen haben, in der Alternative, entweder unbedeutende Vortheile durch freiwilliges Nachgeben, oder nichts zu erhalten, wenn er bei seiner absoluten Weigerung blieb. Er wählte das Letztere.

Von Beginn seiner Differenzen mit dem Könige hatte dieser so viel als möglich vor dem Bunde, wie vor seinen Verbündeten, die materiellen Fragen bei Seite geschoben, die alle zu Gunsten des Herzogs und ohne Schlupfweg für den König waren, damit er die angeblichen Beleidigungen, die er durchaus von dem Herzoge erduldet haben wollte, voranstellen könne, obgleich Letzterer unaufhörlich wiederholte: „Ich habe Sie nicht beleidigt.“ Der König fühlte nur zu gut, daß, wenn die Frage wegen der persönlichen Beleidigung einmal beseitigt wäre, er in alle denen, die sich auf materielle Dinge bezogen, den Kürzeren ziehen würde.

Der Herzog hatte gleich Anfangs versucht, das Urtheil über die Differenzen mit dem Könige, seinem Onkel, den Händen der großen Mächte zu entziehen, weil er nur zu gut fühlte, daß keine Rücksicht auf das Urtheil der Menschen fähig wäre, sie zurückzuhalten, wenn er nur politisch und nicht nach den Regeln des Rechts handelte, was er Grund hatte von dem Bundestage zu erwarten; denn dieser schien ausdrücklich nur für den vorliegenden Fall gegründet, indem derselbe nur nach seinen bestehenden Gesetzen und durchaus nicht politisch urtheilen durfte.

Vielleicht wird es nicht unnütz sein, hier einige Worte über die Zusammensetzung des Bundestages zu sagen.

Der deutsche Bund, der zu Frankfurt seinen Sitz hat, ver-

dankt dem Wiener Kongresse sein Entstehen; seine Absicht ist es, die verschiedenen Staaten Deutschlands zu einem Schutz- und Trutzbündnisse zu vereinigen. Alle sind hier durch außerordentliche Gesandte vertreten, die nach der Wichtigkeit jeder Staaten eine bestimmte Anzahl von Stimmen haben.

Es besteht für den Bund eine Akte, oder vielmehr in einem einzigen wesentlichen Aktenstücke vereinigte Grundgesetze, welche durch den Wiener Kongreß redigirt und sanktionirt und durch alle große Mächte garantirt sind, die beständige Gesandte am Bundestage haben.

Der erste Artikel dieser Akte erklärt die Bundesfürsten für souverän, und sichert ihnen für immer den rechtlichen und thatsächlichen Besitz ihrer verschiedenen Staaten.

Der Artikel 11 bestimmt, daß im Falle eines Mißverständnisses zwischen ihnen oder des Souveräns mit seinen Unterthanen die Streitigkeiten dem Bundestage vorgelegt werden müssen, und nicht durch die Waffen oder irgend eine andere Gewalt entschieden werden dürfen. In diesen Fällen, heißt es, wird es die Pflicht des Bundestages sein, zu versuchen, die Differenzen auf gütlichem Wege zu schlichten. Nur einzig und allein, wo alle Hoffnung auf eine gütliche Vereinigung verschwunden sein wird, soll er die Entscheidung dieser Differenzen einer Austrägal-Instanz überweisen. Man versteht unter Austrägal-Instanz das oberste Gericht eines der Bundesstaaten selbst, welches von beiden streitenden Parteien angenommen sein muß und nur mit beiderseitiger Zustimmung urtheilen kann.

Der König von Hannover hatte jedoch schon in seiner Klage über die von seinem Neffen, dem Herzoge von Braunschweig, angeblich erduldeten Beeinträchtigungen erklärt, daß ein Zwist, wie der Fall zwischen ihnen, nicht der Entscheidung einer Austrägal-Instanz unterworfen werden könne. Die Kommission, welche der Bundestag aus seiner Mitte erwählt hatte, um ihm darüber Bericht abzustatten, hatte ebenfalls diese Ansicht angenommen.

Der Herzog mochte immerhin sagen: „der Artikel 11 ist eben so klar und bestimmt, als Eure Entscheidung vom 16. Juni 1817"; der Bund wollte nichts hören.

Der Herzog sagte: „Selbst zugegeben, daß ich den König beleidigt hätte, so wäre diese Beleidigung doch erst geschehen nach einer zuerst von ihm erlittenen, und zwar durch die im Namen

des Königs von seinem ersten Minister unterzeichnete und in der officiellen Zeitung inserirten officiellen Bekanntmachung."

„Wie könnt Ihr mich denn verurtheilen, mich deshalb bei ihm zu entschuldigen, ohne von ihm zu verlangen, daß er dasselbe in Bezug auf mich thue, um so mehr, da er mich noch täglich beleidigt."

„Ehe ich ihm also eine Satisfaktion bewillige, muß er mir selbst eine solche geben."

Aber England, Oesterreich und Preußen waren einmal entschlossen, den Herzog durch Vermittelung des deutschen Bundes zu einem Akt der Genugthuung zu zwingen, und der Bund schien nur zu sehr geneigt, sich den Forderungen dieser großen Mächte zu fügen, und wird dies unwiderleglich dadurch bewiesen, daß selbst die Kommission, von der wir schon gesprochen haben, unter dem direkten Einflusse Georgs IV., aus der Mitte des Bundestages gewählt worden war, ohne daß man dem Herzoge erlaubt hätte, von dem heiligen Rechte der Verwerfung gegen die Mitglieder dieser Kommission Gebrauch zu machen.

Der Herzog hatte also vollkommen Recht, wenn er seinem gewöhnlichen Gesandten am Bundestage zu Frankfurt, dem Baron von Marschall, einschärfte, zu protestiren und die Versammlung sogleich zu verlassen, sobald dieselbe, ohne ihn anzuhören, ein Urtheil gegen ihn aussprechen würde, und im Namen des Herzogs zu erklären, daß er sich einer Entscheidung nicht unterwerfen könne, die von keiner Austrägal-Instanz ausginge, als der einzigen Art von Gericht, welches die Bundesakte vorschreibe. Der General, Baron von Buttlar, den wir bereits kennen, war zu gleicher Zeit von dem Herzoge beauftragt worden, in Wien und Frankfurt alles Mögliche zu thun, um jeden Angriff des Bundestages zu verzögern, indem er ihn täglich neue Friedensvorschläge machen solle, die sich auf folgenden Punkt stützten: daß der Herzog nämlich alle Schritte gegen den König thun werde, wenn dieser sie ihm erwiedere, und der Bundestag für die Folgen dieser Schritte, wenn sie einmal gethan wären, garantieren wolle.

Der Baron von Marschall hatte den Befehl erhalten, dem Bundestage eine Cirkularnote *) zu überreichen, die auf Velinpapier, in Folio gedruckt und von dem Baron von Münchhausen, erstem Minister des Herzogs von Braunschweig, unterzeichnet war.

---

*) Aktenst. Nro. 81.

Sie enthielt auf 163 Seiten die 18 Hauptklagen des Herzogs gegen den König, belegt mit 44 Beweisstücken.

Durch diese Note wurde bewiesen, daß der König Georg IV. der Angreifer gewesen sei und man ihm nur allein die schlimmen Folgen zur Last legen könne, die daraus hervorgegangen, daß er 1815 die Regentschaft über das Herzogthum Braunschweig usurpirt und die Dauer dieser Usurpation bis 1822 verlängert habe, obgleich nach dem deutschen gemeinen Rechte und nach dem besonderen Rechte des Hauses Braunschweig der Herzog schon mündig war.

Und daß er endlich 1827, als er genöthigt worden, die Regierung der braunschweigischen Staaten Dem zu übergeben, dem sie rechtmäßig zukamen, den Herzog Carl beleidigt habe, indem er den geheimen Rath Schmidt von Phiseldeck in seinen Dienst gelockt, nachdem er denselben, durch ein geheimes Versprechen einer Anstellung, zum Verräther gegen seinen Herrn gemacht.

Diese Note bewies auch, daß der König den Herzog endlich noch durch die auf Befehl des Königs und in seinem Namen von dem Grafen von Münster herausgegebenen Schmähschriften beleidigt habe.

In dieser Note war die officielle Erklärung des Herzogs enthalten, daß er durchaus nicht die Absicht gehabt habe, den König seinen Onkel, durch Erlaß seines Ediktes vom 10. Mai zu beleidigen.

Und daß daher die von braunschweigischer Seite erlittenen Beleidigungen diejenigen überwögen, welche der König erlitten zu haben behauptete, daß, wenn Georg IV. vor Allem die Zurücknahme des Ediktes vom 10. Mai 1824 forderte, der Herzog mit zehnmal mehr Recht verlangen würde:

1) die Auslieferung des geheimen Rathes und Staatssekretärs Schmidt von Phiseldeck, welcher der Felonie und des Hochverraths gegen seinen rechtmäßigen Souverän überführt sei;

2) officielle Entschuldigungen wegen des Münster'schen Libells;

3) 100,000 Pfd. Sterl. für die Verschwendung sowohl der Staatsfonds, als des Privatvermögens des Herzogs und für die unnöthig angelegte Militärstraße durch das Herzogthum Braunschweig, obgleich der Wiener Vertrag wollte, daß diese Straße allein durch das hannöverische Gebiet ginge, welche der König jedoch, ohne Beachtung dieser Bestimmungen, durch das braunschweigische Gebiet habe führen lassen, und deren Unterhalt jährlich sehr bedeutende Summen kostete;

4) die Verabschiedung des Grafen von Münster ꝛc. ꝛc.

Nun erschrack Georg IV. über die Forderungen des Herzogs und über die Aufmerksamkeit, welche der deutsche Bund ihnen zu schenken schien. Er suchte nun den Bruder des regierenden Herzogs, den Prinzen Wilhelm von Braunschweig, zu verderben, der als Rittmeister bei einem preußischen Kavallerieregimente und in Berlin in Garnison stand. Diesen schickte der König zu seinem Bruder, um ihn den Unzufriedenen im Herzogthume als eine Art von Parteihaupt zu zeigen, um welches sie sich einst sammeln könnten. Aber der Herzog, der im Geheimen davon benachrichtigt war, beschwor seinen Bruder, sich niemals zu einem Verrath herzugeben, der ihn zwingen könnte, in Bezug auf ihn Maßregeln zu ergreifen, die ihm sehr zuwider sein würden.

Der Prinz antwortete, daß man bis jetzt bei ihm noch keinen derartigen Versuch gemacht habe, daß übrigens sein Fürst stets auf seine völlige Ergebenheit rechnen könne, weil er alle Gefühle der Liebe und der Ehrfurcht, die er gegen seinen Vater gehegt, auf seinen älteren Bruder übertragen habe.

Fast zu gleicher Zeit mit der Antwort des Prinzen Wilhelm war ein Ultimatum der großen Mächte in Braunschweig angekommen. Durch dieses Ultimatum gab man dem Herzoge 14 Tage Zeit freiwillig zu handeln, indem so lange von Seiten des Bundes jede Entscheidung aufgehalten werden solle.

Statt aller Antwort übersandte der Herzog eine völlige und peremptorische Weigerung.

Nun trieben die großen Mächte ohne weitere Schonung den deutschen Bund gegen den Herzog an, und am 27. August 1829 faßte derselbe einen Beschluß, durch welchen er den Herzog verurtheilte, sein Edikt vom 10. Mai zu widerrufen ꝛc. ꝛc., indem er ihm eine Frist von vier Wochen, d. h. bis zum 27. September, gab, um sich seinem Willen zu fügen.

Der Herzog ließ den verschiedenen Kabineten neue Protestationen überbringen und befahl zu gleicher Zeit, Vorbereitungen zu einem militärischen und Volkswiderstande zu machen. Er versammelte im Geheimen einen Rath, in welchem man die Frage verhandelte, das Volk aufzurufen und zu bewaffnen. Aber die Meinung der Staatssekretäre und der Adjutanten des Herzogs überstimmten die seine. Sie sagten, daß wegen der großen Apathie, welche die Basis des deutschen Charakters bilde, es durch äußere Mittel niemals gelingen werde, ihnen den Grad von Lebhaftigkeit

und Energie einzuflößen, der zu einem Aufstande von einiger Wichtigkeit durchaus nöthig sei.

Indessen erhielt der Herzog eine neue verschärfte Mahnung von Seiten des Bundes, sich seinen Wünschen zu fügen; er bewilligte ihm eine zweite Frist von vier Wochen, aber bedrohte ihn mit einer militärischen Exekution für einen Rückfall.

Der deutsche Bund war in der allergrößten Verlegenheit; einerseits wollte er handeln, andererseits wagte er es nicht und zögerte immer, zum Aeußersten zu schreiten.

Andererseits befand sich auch der Herzog selbst in einer wahrhaft kritischen Lage, indem er zu gleicher Zeit von allen Mächten Europas, von dem deutschen Bunde und in seinem eigenen Lande durch Alles, was ihn umgab, bedroht wurde.

Der Herzog dachte daher auf ein Mittel, wenn er vielleicht sein Herzogthum verlieren sollte, mit demselben auch nicht zugleich sein ganzes Privatvermögen einzubüßen, denn umgeben, wie er es war, von einer unzufriedenen Aristokratie, die nicht allein im Besitze aller Staatsämter, sondern auch aller Militärkommandos war, setzte er kein großes Vertrauen in das Resultat eines Widerstandes nach außen. Wenn nun auch der Herzog an keinen Widerstand denken konnte, so mußte er doch auf seine Sicherheit bedacht sein, da er sich keinesfalls dem aussetzen konnte, ein Gefangener seiner Feinde zu werden. Er faßte alsbald den Entschluß, welchen er übrigens geheim hielt, sich nach Paris zu begeben, um hier direkt die Vermittelung Frankreichs anzurufen, der einzigen Macht, welche von dem Augenblicke an, wo die absoluten Monarchen sich in den Streit des Herzogs von Braunschweig und des Königs von England mischen wollten, aufgehört hatte, an den auf das Interesse des Herzoges bezüglichen diplomatischen Unterhandlungen Theil zu nehmen.

Georg IV. und der braunschweigische Adel, die nichts von dieser Absicht des Herzogs ahnten, beriethen sich fortwährend über das geeignetste Mittel, sich ihres gemeinschaftlichen Feindes zu entledigen. Der Haß und die bösen Absichten der braunschweigischen Aristokratie wurden fortwährend durch den preußischen Spion Klindworth unterhalten und angeregt, der, seit er bei dem Herzoge in Ungnade gefallen war, an nichts Anderes dachte, als sich zu rächen.

Bei diesem Menschen versammelten sich die unzufriedenen braunschweigischen Edelleute; sie schlichen sich heimlich, unter dem

Schutze der Dunkelheit der Nacht, eingehüllt in ihre Mäntel, in die Wohnung dieses Elenden, die an einem abgelegenen Orte lag und sich vollkommen dazu eignete, um Verschwörern als Versammlungsplatz zu dienen.

In einer dieser nächtlichen Versammlungen war es, daß Klindworth zu ihnen sagte: „Sie haben nur ein einziges Mittel, sich glücklich und frei zu machen; dieses ist dasjenige, welches der russische Adel gegen den Kaiser Paul anwandte.“ Zu gleicher Zeit vertheilte er an Alle ein Taschenbuch mit dem Titel Minerva, in welchem mit ziemlicher Genauigkeit die Geschichte der gegen das Leben Kaiser Pauls gerichteten Verschwörung und dessen tragisches Ende erzählt war.

Einige Tage nach dieser Scene speiste der Generallieutenant, Baron von Herzberg, welcher derselben beigewohnt hatte, bei dem Herzoge. Dieser eben so einfältige als schwatzhafte Mensch brachte allmälig das Gespräch auf die Ermordung des Kaisers Paul. Als der Herzog ihn fragte, woher derselbe die von ihm mitgetheilten Details habe, und den Wunsch ausdrückte, sie aus derselben Quelle kennen zu lernen, nannte ihm der General das Taschenbuch Minerva, und der Herzog ließ noch an demselben Abende ein Exemplar von einem Buchhändler verlangen. Der Buchhändler antwortete, daß es ihm sehr leid thäte, den Wunsch des Herzogs nicht früher gekannt zu haben, indem, wenn er denselben hätte ahnen können, er ein Exemplar aufgehoben haben würde, um dem erhaltenen Befehle zu genügen. Die Auflage war vergriffen und es war nicht einmal mehr möglich, das Taschenbuch von daher kommen zu lassen, wo es gedruckt war.

Diese Antwort setzte den Herzog in Erstaunen, er versuchte es, den Aufkäufer der Minerva zu entdecken, aber alle seine Nachforschungen waren unnütz.

Zwei Tage später erhielt der Herzog eine geheime Warnung, in welcher ihm mitgetheilt wurde, seinem zweiten Kammerdiener nicht zu trauen, man beschuldigte ihn in dem Warnungsbriefe, ungefähr folgende Redensart fallen gelassen zu haben:

„Der Herzog wird uns nicht lange mehr anfahren.“

Der Herzog konnte freilich seinen Kammerdiener niemals zum Geständniß dieser Redensart bringen, aber in dem an den Herzog gerichteten anonymen Briefe war die Person bezeichnet, an welche diese Rede gerichtet war, und nachdem diese Person die Wahrheit derselben eingestanden hatte, entfernte der Herzog den Kammer-

diener aus seiner unmittelbaren Nähe, und ließ seinen Dienst, der alle vierzehn Tage einmal an ihn kam, durch einen Andern versehen.

Mit Hülfe der dreifachen Rolle, welche Klindworth spielte, würde man bei seiner Anwesenheit in Braunschweig früh oder spät zur Ausführung eines Meuchelmordes gelangt sein, wenn der Herzog nicht am 7. Januar 1830 Braunschweig plötzlich verlassen hätte, um sich nach Paris zu begeben, indem er zugleich Georg Klindworth an einen dreißig Stunden von Braunschweig entfernten Ort als Postmeister versetzte.

Achtzehntes Kapitel.

Die Diplomatie in Bewegung. — Man kommt dem Herzoge in Paris zuvor. — Vorbereitende Intriguen bei dem französischen Hofe. — Ankunft des Herzogs in Paris. — Das Hôtel des Etrangers. — Erste Unterredung mit dem Fürsten von Polignac. — Brief des Fürsten Metternich. — Die Lage Carls X. — Die Feinde des Herzogs und die beiden Mittel. — Schändliches Attentat. — Rache des Grafen Münster. — Mitschuld eines Bruders. — Ein Verbrechen unter dem Schutze der Ehre. — Der Prinz Eugen von Bentheim. — Der meuchelmörderische Duellant. — Herr von Polignac und Carl X. — Nichtswürdige Einflüsterungen und vermiedene Fälle. — Duell des Prinzen Wilhelm und des Prinzen von Solms. — Lage der politischen Angelegenheiten des Herzogthums Braunschweig. — Kühner Entschluß. — Neue Unterredung des Herzogs mit dem Fürsten Polignac. — Der sächsische Gesandte. — Unnütze Versuche. — Geheimes Verlangen der Mächte, gerichtet an den General von Herzberg, dem Kommandeur des braunschweigischen Kontingents. — Versuche des Bundestages bei dem braunschweigischen Ministerium. — Die versprochene Unterschrift. — Zaudern des Bundestages. — Tod Georgs IV. — Der Herzog schickt den General, Baron von Buttlar, nach London. — Anscheinender Frieden zwischen dem Herzoge und Wilhelm IV. — Annäherung Carls X. — Das große Band der Ehrenlegion. — Ein Tag zu St. Cloud.

Obgleich der Herzog den Plan seiner Abreise nach Paris in ein weises Dunkel gehüllt hatte, so verlautete doch etwas davon drei Tage vor dem Zeitpunkt, wo sie stattfinden sollte.

Drei Tage genügten nicht, um die nichtswürdigen Pläne des Adels gegen die Person des Herzogs auszuführen, denn dieser hatte sie durchaus vernichtet, indem er zu gleicher Zeit den Haupturheber in der Person Klindworths und das Hauptinstrument in der Person des Kammerdieners unschädlich machte.

Aber drei Tage genügten, daß ein hannöverischer Gesandter dem Herzoge nach Paris vorauseilen und hier die ganze Diplomatie in Bewegung setzen konnte, indem er sie im Voraus von den Plänen des Herzogs unterrichtete, und anzeigte, daß der Zweck der Reise desselben sei, die französische Intervention bei den deutschen Angelegenheiten zu reklamiren. Alle vereinigten sich dahin, von Carl X. das Versprechen zu fordern, sich nicht in die Angelegenheiten des Herzogs mischen zu wollen, indem er ihm nicht allein die Intervention zu seinen Gunsten abschlagen, sondern selbst, wie es die Gesandten der fremden Mächte verlangten, nicht eher eine Audienz bewilligen sollte, als bis sie Instruktionen von ihren verschiedenen Höfen erhalten haben würden.

Der Herzog stieg im Hôtel des Etrangers, Rue de Vivienne, ab. Ihn begleiteten auf dieser neuen Reise seine Adjutanten, der Baron von Girsewald, der Kapitän, Baron von Grabau, sein Arzt ꝛc.

Der Erste erhielt den Auftrag, dem Fürsten von Polignac, in seiner Eigenschaft als Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Königs von Frankreich, die Ankunft des Herzogs anzuzeigen.

Der Fürst begnügte sich damit, dem Obersten den Empfang seines Briefs zu bescheinigen, indem er hinzufügte, daß er die Ehre haben würde, denselben dem Könige vorzulegen.

Acht Tage später begab sich der Herzog eines Morgens in Person zu dem Fürsten von Polignac, um ihn von dem Zwecke seiner Reise zu unterrichten.

Der Herzog war im Morgenanzuge; er fand den Fürsten in seidenen Strümpfen, in Galla-Uniform, dekorirt mit seinem großen Ordensbande, den Degen an der Seite und den Hut unterm Arm.

Es entspann sich folgende Unterhaltung zwischen ihnen:

Herzog. Mein Fürst, es thut mir sehr leid, Sie zu stören, aber ich muß Sie sprechen."

Fürst. Sieh da, gnädiger Herr! Sie wieder in Paris! Haben Sie die Absicht, sich hier lange aufzuhalten?

Herzog. Ich weiß noch nicht: Sie müssen meine Differenzen mit dem Könige von Großbritannien, meinem Onkel, kennen.

Ich bin hieher gekommen, sowohl um mich von den Gewaltthätigkeiten des deutschen Bundes gegen mich zu erholen, als um die Intervention des Königs zu bitten.

Fürst. Gnädiger Herr, es thut mir sehr leid, daß Sie Ihre Staaten verlassen haben; Sie befinden sich hier in einer falschen Stellung, der König, mein Herr, kann Sie nicht empfangen, ohne den Argwohn seiner Verbündeten zu erwecken.

Herzog. Wenn dem so ist, so weiß ich, woran ich mich zu halten habe, dann bleibt mir nichts übrig, als nur zu wünschen, daß Ihre Stellung niemals falscher werden möge, als die meinige es jetzt ist. Adieu!

Als der Herzog zu Hause kam, diktirte er dem Obersten Girsewald eine Depesche, in welcher er dem Bundestage seine Anwesenheit in Paris und den Entschluß anzeigte, daß er lieber sein Herzogthum verlieren, als sich seinen Forderungen fügen wolle.

Während seines Aufenthaltes zu Paris erhielt der Herzog durch die österreichische Gesandtschaft einen Brief des Fürsten von Metternich, in welchem dieser Minister ihn aufforderte, dem Baron von Sierstorpff Verzeihung zu gewähren.

Der Herzog antwortete dem Fürsten, daß es ihm sehr leid thue, seine schätzbaren Rathschläge bei dieser Gelegenheit nicht befolgen zu können, er sei in der Sierstorpff'schen Angelegenheit schon zu weit gegangen, um nun zurücktreten zu können, ohne den Anschein der Charakterschwäche zu haben; daß nach seiner Meinung sich keine Regierung ohne Energie halten könne; daß, einen Verräther durch übel angebrachte Milde ermuthigen, zehn andere machen hieße, und so in aufsteigendem Verhältniß.

Der Herzog citirte als ein Beispiel, welches er dem Fürsten Metternich schrieb, die Lage Carls X. seinen Feinden gegenüber, die er durch Vernachlässigung aller energischen und hemmenden Maßregeln an Zahl und Kühnheit sich zu sehr hatte vergrößern und befestigen lassen. Er fügte hinzu, daß eine Revolution in Frankreich ihm unvermeidlich schiene.

Aus dem Vorhergehenden kann man sehen, daß die Feinde des Herzogs von Braunschweig sich niemals mit einem Mittel begnügten, ihn zu verderben; daß sie die Absicht hatten, ihm auf dem Wege der Unterhandlungen seine fremden Stützen zu rauben, indem sie die geheimen Federn der Diplomatie, lügenhafte Nachrichten und selbst feindliche Demonstrationen in Bewegung setzten; und daß sie ihm im Innern seines Herzogthums neue Feinde

erweckten, indem sie ihn als ein Hinderniß zur Erhaltung des Friedens darstellten. Dies konnte buchstäblich in dieser Welt der Intriguen vorgehen, welches man die Domaine der Politik nennt. Man hätte freilich Ursache, bei dem Mißbrauch der Stärke über Ungerechtigkeit zu schreien, aber wenn man auch die Verletzung des guten Rechtes anerkennt, so können die Vortheile der schlechten Sache doch ihre Argumente aus der Geschichte schöpfen, sich auf Beispiele stützen und einen ungerechten Angriff, wenn auch nicht rechtfertigen, so doch erklären. Aber wenn diese Mittel nicht mehr genügen, wenn man, um den Fürsten berauben zu können, über ein Attentat gegen das Leben des Menschen brütet, so ist kein Ausdruck stark genug, um Ehrlosigkeit und Fluch auf die Häupter der Anstifter und der Vollzieher dieser Verbrechen herabzurufen.

Wir haben gesehen, daß man sich nicht gescheut hat, dergleichen Attentate gegen die Person des Herzogs Carl zu begehen, von dem Versuche mit den wilden und stätischen Pferden bis zu der vergifteten Medicin. In Paris wurde ein bezahlter Meuchelmörder den Gründen der Diplomatie zur Hülfe geschickt; der Plan zu diesem neuen Anschlage war teuflisch und hing mit einigen früheren Ereignissen zusammen, die wir hier nothwendig in der Kürze berühren müssen. Erstlich darf man nicht vergessen, daß der Graf von Münster sich weigerte, der Herausforderung des Herzogs Carl Folge zu geben. Um nun wo möglich die Schmach vergessen zu machen, mit der er sich selbst bedeckt hatte, und sich zugleich zu rächen, indem er sich des Herzogs entledigte, hatte der Graf Georg IV. einen Plan vorgelegt, den dieser Fürst angenommen hatte, und der zu Paris ausgeführt werden sollte. So unwürdig auch seitdem das Betragen des Prinzen Wilhelm gegen den Herzog gewesen ist, so schmerzt es uns dennoch, hier hinzufügen zu müssen, daß derselbe nicht allein den Plan kannte, sondern selbst durch eine entsetzliche Zuvorkommenheit sich im Voraus zum Mitschuldigen gemacht hatte, indem er dazu half, das Instrument zur Ausführung dieser Schandstücke der Rache und der Feigheit herbeizuschaffen.

Die Sache war so fein angelegt, daß Niemand ihren Ausgang hätte tadeln können, vielmehr würde das so oft übel angewandte Wort „Ehre" denselben in den Augen des Unbefangenen beschönigt haben und der Herzog im Dunkeln getödtet worden sein. Aber welch ein Duell! es wäre nicht einmal mit diesen Ge-

richten zu vergleichen gewesen, welche bei unseren Vorfahren unter dem Namen „Gottesgerichte" geltend waren.

Einer der Verderbtesten unter den liederlichen Kameraden des Prinzen Wilhelm, einer dieser Menschen, die sich mit Leib und Seele der Hand verkaufen, welche sie bezahlt, einer dieser Bravi, wie man sie im 15. und 16. Jahrhunderte in Italien fand, die von Geschäfts wegen mordeten und von dem Preise für das vergossene Blut lebten, der seinen Rang als Fürst schändete, indem er seine Würde als Mensch mit Füßen trat, kurz der Prinz Eugen von Bentheim, da wir diese Seiten doch einmal mit seinem Namen beschmutzen müssen, dieser war der Sbirre, welchen der Prinz Wilhelm gegen seinen Bruder losließ. Er war Duellist von Profession, ein wahrer Industrieritter, und an den Prinzen Wilhelm durch bedeutende Anleihen gefesselt. Er rühmte sich, mehr als dreißig Duelle gehabt, fast immer seine Gegner getödtet und höchstens nur leichte Wunden davon getragen zu haben. Ueberdies hatte er den Wuchs und die Kraft eines Herkules, und wußte mit gleicher Geschicklichkeit das Pistol wie den Degen zu führen. Dies war der Mann, den man ausgesucht hatte, um den Herzog zu tödten.

Soll man jetzt glauben, was dem Herzoge mehr als einmal versichert wurde, sollen wir jetzt annehmen, daß der Fürst von Polignac, daß Carl X. selbst, unterrichtet von dem, was in Paris vorgehen sollte, darin gewilligt hätten, die Augen zu schließen? Nein! In andern Zeiten würden wir Zweifel ausgesprochen haben, aber wir thun selbst jetzt dieses nicht. Es ziemt keinem Manne von großmüthigem Charakter, einen vertriebenen König, einen gefangenen Minister zu beschuldigen. Wir glauben also nichts, und dennoch können wir nicht verhehlen, wie sehr die Gegenwart des Herzogs Carl zu Paris damals die französische Regierung in Verlegenheit setzte. Wir begnügen uns damit, zu sagen, daß die Falle dem Herzoge gelegt wurde, daß er sich aber nicht fangen ließ, trotz aller Mittel, welche angewandt wurden, um ihn hinein zu locken. Wenn eine erkaufte Herausforderung an ihn gerichtet wurde, so ließ einer der ungetreuen Diener des Herzogs in seine perfiden Reden das vermeintliche Beispiel selbst seines Bruders mit einfließen, der kürzlich in Berlin ein Duell mit dem Prinzen von Solms-Braunfels gehabt hatte, wenigstens wollte man dies dem Herzog Carl glauben machen.

Kehren wir jetzt wieder zur Lage der politischen Angelegen-

heiten des Herzogs zurück. Als er im Hôtel de Castille abgestiegen war und fast im Augenblicke des projektirten Meuchelmordes, von dem wir eben redeten, erhielt er eine Sendung von Beschlüssen, welche der deutsche Bund gegen ihn erlassen hatte, jedoch begnügte man sich in diesen neuen Beschlüssen damit, von ihm die Zurücknahme seines Ediktes vom 10. Mai zu verlangen, aber man forderte gebieterisch und drohte ihm im Falle der Weigerung mit einer militärischen Exekution durch die königlich sächsischen Truppen.

Dieser letzte Umstand beweist es zur Genüge, daß der Herzog klug daran gehandelt hatte, Braunschweig zu verlassen und an den deutschen Bund eine so energische Protestation zu schicken, wie seine letzte es war. Man muß in der That glauben, daß die großen Mächte, als sie sahen, daß der Herzog entschieden war, lieber sein Herzogthum zu verlieren, als sich allen Forderungen Georgs IV. zu fügen, jetzt auf nicht mehr als einer von den zahlreichen Forderungen bestanden, die der König von England vorher gestellt, und welche sie unterstützt hatten.

Da die Mächte indessen noch immer daran zweifelten, daß der Herzog sich ihren so vereinfachten Beschlüssen unterwerfen würde, so wandten sie sich an ihn durch Vermittelung des Fürsten Polignac, der von ihm eine besondere Audienz verlangen ließ, um alle Mittel der Ueberredung und der Bitten anzuwenden, um den Herzog zu bewegen, den allgemeinen Frieden Europas und den Deutschlands besonders nicht zu stören, wie sich der Minister buchstäblich ausdrückte. Herr von Polignac schilderte dem Herzoge mit lebhaften Farben den Skandal, der daraus für alle Monarchen entstehen würde, wenn man sähe, wie die Truppen eines rechtmäßigen Fürsten seines nahen Verwandten und Verbündeten gezwungen würden, sein Herzogthum militärisch zu besetzen, und die Freude, welche ein solches Schauspiel den Ideologen und Demagogen aller Länder gewähren würde.

Jedoch am Ende der Unterredung hatte der Herzog Herrn von Polignac, der, beiläufig gesagt, nicht das Geringste von den organischen Gesetzen des deutschen Bundes zu wissen schien, so vollständig zu seiner Meinung bekehrt, daß dieser Minister nicht sein Erstaunen über die Ungerechtigkeiten des Königs von England gegen seinen Neffen verbergen konnte: er versprach selbst, davon mit dem Könige zu reden.

Da der Versuch und die Ermahnungen des Herrn von Polignac kein Resultat herbeigeführt hatten, so wurde der Gesandte

des Königs von Sachsen von der Diplomatie als zweite Person erwählt, welche den Versuch machen sollte, den Herzog zu bekehren.

Als der sächsische Gesandte um eine Audienz gebeten und diese von dem Herzoge erhalten hatte, begann er damit, ihm den Schmerz zu schildern, welchen es dem Könige von Sachsen verursachen würde, wenn er sich in die Nothwendigkeit versetzt sähe, Truppen gegen seinen Vetter und Freund, den Herzog von Braunschweig, marschiren zu lassen.

„Lassen Sie mich hoffen, gnädiger Herr," fügte der Graf Könneritz hinzu, „daß Ew. Durchlaucht die Sache nicht so weit kommen lassen werden; ich beschwöre Sie, sagen Sie mir einige beruhigende Worte, die ich dem Könige, meinem Herrn, überbringen kann." — „Mein lieber Graf," antwortete der Herzog, „sagen Sie dem Könige, es möge geschehen und er möge thun, was er wolle, so würde ich doch stets seine Bereitwilligkeit, das zu thun, was er für mich thut, als einen Beweis seiner Freundschaft für mich betrachten. Nur würde ich Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie die Ausführung der Schritte erwarteten, welche Sachsen gegen Braunschweig zu thun gezwungen sein wird."

Der Graf empfahl sich und versprach, des Herzogs Wünsche zu erfüllen.

Während der heilige Bund bei dem Herzoge die von uns bezeichneten Schritte thun ließ, war seine Diplomatie in Braunschweig nicht unthätig geblieben und wir werden gleich sehen, wie sie die Hauptstadt bearbeitete.

Im Namen des deutschen Bundes wurde an den Kommandeur der braunschweigischen Truppen, den Generallieutenant Baron von Herzberg, eine geheime Frage gerichtet. Man bat ihn, geradezu mit Ja oder Nein zu erklären, ob er die Absicht habe, mit den 6000 Mann, welche er kommandirte, dem Corps deutscher Bundestruppen, die nach dem Herzogthume geschickt werden sollten, Widerstand entgegenzusetzen? Außerdem verlangte man von ihm zu wissen, welche Instruktion er in dieser Beziehung von dem Herzoge, seinem Herrn, erhalten habe.

Hier mag folgen, worauf diese Fragen gegründet waren, und wie der Bundestag deren Nothwendigkeit erklärte.

„Es ist nöthig," sagte er, „zu wissen, wie Sie sich bei dieser Gelegenheit verhalten wollen. Wenn Sie wirklich die Absicht haben, sich zu vertheidigen, so hat dies nur zur Folge, daß der deutsche Bund ein weit stärkeres Truppencorps mit der Exekution gegen

das Herzogthum beauftragen wird, was zu weiter nichts dient, als die Kosten zu vermehren, die dem Herzogthume zur Last fallen, ohne daß deshalb die Vertheidigung desselben möglicher würde."

Der General von Herzberg antwortete alsbald, daß der Herzog, als er von Braunschweig abgereist sei, ihm keine Instruktion hinterlassen habe, daß er aber, sobald er eine solche erhielte, sich beeilen würde, diese dem Präsidenten des deutschen Bundes mitzutheilen, wie auch den Entschluß, den er in einem solchen Falle fassen würde.

Der Bundestag wandte sich hierauf direkt an das Ministerium. Durch Versprechungen und Ueberredung bestimmte er dasselbe, daß es versprechen wollte, die fragliche Akte zu unterzeichnen, wenn man sich mit der Unterzeichnung seiner Mitglieder begnüge, und die Verurtheilung des Herzogs sich auf das Verlangen der Zurücknahme des Ediktes vom 10. Mai beschränken würde.

Der Bundestag hatte diese letzten Maßregeln ergriffen, weil er einerseits auf einen heftigen Widerstand von Seiten des Herzogs und andererseits auf den nahebevorstehenden Tod des Königs Georgs IV. rechnete, der sich seit mehreren Monaten in einem hoffnungslosen Gesundheitszustande befand.

So wartend, beeilte sich der Bundestag nicht, die gegen den Herzog dekretirte Exekution ausführen zu lassen.

Endlich, als der deutsche Bund sich mit dem braunschweigischen Ministerium geeinigt hatte, verhinderte der Tod Georgs IV. den Bundestag, seine Drohungen auszuführen.

Der Herzog erklärte indessen laut seine Absicht, bei dem Bundestage zu Frankfurt gegen die von Seiten seines Ministeriums gemachte Zurücknahme seines Ediktes protestiren zu wollen, indem er sich auf eine frühere Protestation stützte, in welcher er erklärt hatte, daß er irgend welchen Schritt, der aus einem ungesetzlichen Zwange von Seiten des Bundestages hervorginge, als ungültig betrachten würde.

Er kündigte auch seinen Entschluß an, die Minister zu verabschieden, welche die von dem Bundestage erhaltene Einwilligung unterschrieben hatten, sobald er nach Braunschweig zurückgekehrt sein würde, was nur durch die Unterhandlungen verzögert wurde, die er mit dem neuen Könige von England, Wilhelm IV., thätig betreiben mußte.

Dieser hatte dem Herzoge von Braunschweig sagen lassen,

daß er in guter Eintracht mit allen seinen Verwandten, und besonders mit ihm, zu leben wünsche.

Der Herzog hatte dem Könige einen Brief geschrieben, in welchem er dieselben Gesinnungen aussprach und ihm, dem Gebrauche gemäß, sein Bedauern über den Tod seines Bruders ausdrückte, und seine Gratulation zu seiner Thronbesteigung darbrachte. Der Herzog hatte den General, Baron von Buttlar, beauftragt, diesen Brief in der Eigenschaft als außerordentlicher Gesandter, den Händen des Königs zu überliefern.

Der König antwortete dadurch, daß er den Herzog einlud, zu ihm zu kommen, nachdem er jedoch in Braunschweig gewesen sei, und nur für den Fall, wenn dieser Besuch nicht seine Regierungsgeschäfte hindere. Im Geheimen ließ Wilhelm IV. dem Herzoge mittheilen, daß er es als conditio sine qua non einer völligen Aussöhnung zwischen ihren beiderseitigen Regierungen betrachte, daß der Herzog künftighin jedes gerichtliche Verfahren in Bezug auf die bisher bestandenen Differenzen aufgebe, indem er den Wunsch ausdrückte, daß alles Geschehene völlig vergessen und als null und nicht geschehen betrachtet werden möge. Er verlangte besonders, daß der Herzog keine neue Protestation*) bei dem deutschen Bunde machte, wie er thun zu wollen geäußert hatte, und daß er zugleich auch nicht sein Ministerium aus dem einzigen Grunde plötzlich verabschiede, weil es seine Unterschrift unter die Zurücknahme seines Ediktes vom 10. Mai gesetzt habe.

Als der Herzog die Einladung des Königs als Zeichen einer Aussöhnung angenommen hatte, nahm der deutsche Bund den Befehl zu einer Militärexekution gegen den Herzog zurück.

Dies geschah gegen die Mitte des Monats Juli 1830, und bis dahin hatte der Herzog seine Zeit in Paris sehr angenehm verbracht, obgleich der heilige Bund ihn stets verfolgte, um ihn zu veranlassen, in seine Staaten zurückzukehren.

In derselben Zeit, von welcher wir oben gesprochen haben, als der Bundestag zauderte, seine Dekrete auszuführen, weil er täglich die Nachricht von dem Tode des Königs von England erwartete, hatte auch Carl X. seine anfängliche Kälte gegen den Herzog bereut. Um dieselbe so viel als möglich gut zu machen, schickte er den Fürsten Polignac zum Herzoge, um ihm das Groß-

*) Aktenst. Nro. 82.

kreuz der Ehrenlegion anzubieten und ihn zum Diner mit dem Könige nach St. Cloud einzuladen.

Der Herzog antwortete dem Fürsten von Polignac:

„Ich kann das Anerbieten des Königs, mir das Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion geben zu wollen, nicht annehmen, da dieser von Sr. Majestät nur als ein untergeordneter Orden in Frankreich betrachtet wird und der Orden vom heiligen Geiste der erste ist. Indem ich einen untergeordneten Orden annehme, würde ich mich dem aussetzen, daß mir andere Fürsten ähnliche Anerbietungen machen, was ich niemals zugeben werde. Aber da der König mich bittet, ihn zu besuchen, so werde ich mich selbst bei ihm bedanken."

Der Herzog sah also den König und die ganze königliche Familie, wie auch den König und die Königin von Neapel, die von Madrid kamen, wo sie gewesen waren, um der Heirath einer neapolitanischen Prinzessin mit dem Könige von Spanien beizuwohnen.

Der Herzog sah bei dieser Gelegenheit den Herzog von Orleans nicht, weil derselbe an jenem Tage nicht in St. Cloud war. Ueberhaupt hatte er von dem Herzoge von Orleans eben so wenig eine Einladung erhalten, wie von den andern Mitgliedern der königlichen Familie. Dieser Mangel an Einladungen hatte eine Ursache, die wir nicht verschweigen dürfen. Wie wir gesehen haben, hatte der König, seit der Ankunft des Herzogs in Paris ihn nicht vorgelassen, und da er nicht Lust hatte, sich einer ähnlichen Behandlung von Seiten des Herzogs von Orleans und der andern Mitgliedern der königlichen Familie unter diesen Umständen auszusetzen, so hatte der Herzog ihnen nicht die gebräuchliche erste Visite gemacht, um sie nicht in die unangenehme Alternative zu setzen, sich entweder die Unzufriedenheit des Königs zuzuziehen, oder den Besuch des Herzogs durch eine Unhöflichkeit zu erwiedern.

Neunzehntes Kapitel.

Vorzeichen der Juli-Revolution. — Merkwürdige Unterhaltung in dem Tuilerie-Garten. — Ludwig XVI., Napoleon, Ludwig XVIII. und Carl X. — Unthätigkeit die Mutter der Sicherheit. — Muthmaßliches Benehmen der Truppen. — Der Herzog bei einem Feste des Königs. — Der König und die Königin von Neapel. — Ceremonie in Notre-Dame. — Ein Fest des Herzogs von Orleans. — Der Garten des Palais-Royale und die zerbrochenen Stühle. — Die Ordonnanzen Carls X. und der Moniteur vom 26. Juli. — Der Herzog Carl placirt Kapitalien in französische Fonds. — Furcht des Herrn von Rothschild. — Herr Alexander Delaborde. — Der Abend des 26. Juli. — Die Chaumiere und Tortoni. — Das erste aufrührerische Geschrei. — Mitternacht auf den Boulevards. — Die Schreier und die Polizei. — Der Wagen des Herzogs mitten im Tumult. — Herr de la Tourette. — Das 54. Linienregiment. — Der Herzog, verfolgt von einem Gensd'armen. — Der Dolch. — Der Festtag. — Uebereilte Abreise der Engländer. — Paris am 28. Juli. — Zwei Garde du Corps-Offiziere. — Die Hauptschlacht. — Die Lanciers der Garde. — Der heruntergerissene Reiter. — Die Bäume des Boulevard. — Die Flintenkugeln und die Kanonenkugeln im Hotel de Castille. — Plan zur Abreise. — Keine Pferde, keine Päße. — Die letzte Stellung der königlichen Garde und Herr Georg von Lafayette. — Abreise des Herzogs zu Fuß. — Die Barriere Montmartre. — Die Reise ohne Papiere. — Zusammentreffen mit einem Coucou. — Die umgangenen Städte. — Gefahren zu Peronne. — Der Jäger und der Adjutant gefangen. — Ein Flintenschuß nach dem Herzoge Carl. — Letzte Schwierigkeit. — Die holländische Grenze. — Der Herzog und der Ochsenhändler. — Eine Schnecke und der angeführte Gensd'arme. — Begegnung. — Die Stumme von Portici. — Drei Revolutionen.

Als die Julirevolution 1830 ausbrach, war der Herzog von Braunschweig noch in Paris.

Wir werden sehen, wie er theils zufällig, theils aus Neugierde

mehrere Scenen dieses großen Dramas beiwohnte, dessen Entwickelung seine Urheber nicht befriedigt hat.

Schon einige Zeit vorher hatte der Herzog auf einem Spaziergange in den Tuilerien eine Unterhaltung zwischen mehreren Personen seiner Bekanntschaft mit angehört, die sich um die mehr oder weniger große Wahrscheinlichkeit einer Frankreich nahe bevorstehenden Revolution drehte. Man sprach ganz laut von den, von dem Minister Polignac beabsichtigten Staatsstreichen. Jemand, dessen Namen wir verschweigen, prüfte das Betragen der letzten Beherrscher Frankreichs seit dem Beginne der Revolution von 1789, in der er auf folgende Weise das Resultat desselben rekapitulirte: „Ludwig XVI. hat seinen Kopf auf das Schaffot getragen; Napoleon hat seinen Namen und sein Jahrhundert unsterblich gemacht, indem er Frankreich mehr Ruhm gab, als es jemals ein Fürst für sein Land gethan hat. Ludwig XVIII. hat sich einen ehrenvollen Namen bei der Nachwelt gesichert, indem er den Franzosen eine Charte gab. Was hat Carl X. bis jetzt gethan?..... Bis jetzt noch nichts; seine Regierung wird unbemerkt vorübergehen, wenn er sie nicht durch irgend ein großes Ereigniß auszeichnet.“ Andere, die klüger waren, bemerkten zu diesem letzten Raisonnement, daß die Sicherheit der Regierung Carls X. ganz und gar in dieser Unthätigkeit beruhe, welche man ihm vorwerfe; weicht er davon ab, sagte man, so ist er verloren.

In dieser Unterhaltung, die wohl geeignet war, die Aufmerksamkeit des Herzogs zu fesseln, verhandelte man auch die Frage, wie sich wohl die Offiziere und Soldaten im Falle eines Kampfes zwischen der Regierung und dem Volke benehmen würden; die vorherrschende Meinung war, daß die Truppen ihre Pflicht thun würden. Was die Wahrscheinlichkeit eines nahe bevorstehenden Staatsstreiches anbetraf, so zog man dieselbe kaum in Zweifel, und Diejenigen, welche den Charakter des Fürsten Polignac genau kannten, prophezeihten mit Bestimmtheit, daß der Staatsstreich, wenn er ihn sich einmal in den Kopf gesetzt habe und es von ihm abhinge, stattfinden werde; denn nichts, sagte man noch, kann seinen Eigensinn besiegen, und wenn die Mündung einer auf ihn gerichteten Kanone ihm auf zehn Schritte entgegengähnt, so wird dies doch nicht seine Absicht ändern.

Wenige Tage vor der Julirevolution hatte der Herzog einem großen Feste beigewohnt, welches zu Ehren der königlichen Familie von Neapel in den Tuilerien gegeben worden war. Er hatte die

Neugierde gehabt, das Gefolge Carls X. vorbei passiren zu sehen, der sich nach Notre-Dame begab, um hier Gott für die Einnahme von Algier zu danken. Er hatte hier die beste Gelegenheit, den Luxus des militärischen Hofstaates des Königs zu beobachten, indem er die Waffenherolde vorbeiziehen sah, welche auf reich gezäumten Pferden saßen, Sammethüte trugen, die von einer Menge weißer Federn beschattet waren, und welche selbst fast ganz mit Gold bedeckte violette Sammetkleider trugen. Die Garde du Corps in ihrer prachtvollen Uniform begleiteten den König; längs der Straße, die er kommen mußte, war von den Schweizern und den Soldaten der Garde ein Spalier gebildet worden. Der Herzog bemerkte etwas Düsteres in diesem prachtvollen Aufzuge, und die Zuschauer betrachteten das königliche Gefolge mit großer Gleichgültigkeit. Am andern Tage war es noch schlimmer, als man einige unkluge Worte des Erzbischofs von Paris in seiner Anrede an den König zu erklären suchte. Die Ereignisse erklärten später den wahren Sinn dieser Worte, indem der Metropolitan von Paris dem Könige im voraus zu einem schöneren Siege, als die Eroberung von Algier, Glück wünschte, und wofür er bald dem Allmächtigen danken würde.

Wenige Tage nach der Feierlichkeit in Notre-Dame fand das Fest Statt, welches der Herzog von Orleans im Palais-Royal gab, wo man, um uns eines bekannten Ausdruckes zu bedienen, auf einem Vulkan tanzte. Dieses Fest, wie das, welchem der Herzog in den Tuilerien beigewohnt hatte, wurde zu Ehren des Königs und der Königin von Neapel gegeben.

Aus dem schon angeführten Grunde, weil er nämlich keinen Besuch im Palais-Royal gemacht hatte, war der Herzog Carl von dem Herzog von Orleans nicht zu dem von ihm gegebenen Feste eingeladen worden. Begleitet von seinen Adjutanten mischte er sich in die Menge, die dem besondern Wunsche des Festgebers gemäß, baldigst den Garten des Palais-Royal erfüllte.

Anfangs ging Alles vortrefflich, aber als sich bald darauf einige Personen in gestickter Uniform, welche das Volk für Mitglieder des diplomatischen Corps hielt, auf einer der Terassen zeigten, die, wie das ganze übrige Palais-Royal, illuminirt waren, wurden sie durch beleidigendes Geschrei empfangen. Da sie sich nicht schnell genug zurückzogen, so fing man an, sie mit Schmutz, mit Steinen und endlich mit den Trümmern zerbrochener Stühle zu werfen. Das durch seine eigne Wuth erhitzte Volk häufte

diese Trümmer aufeinander und errichtete davon einen großen Scheiterhaufen, der angezündet wurde. „Man muß," riefen die Anstifter dieser Scene, „den Garten wie das übrige Palais-Royal illuminiren." Da dieses Unternehmen den Herren des Palais-Royal, die vielleicht zu gut bedient waren, zu kühn schien, so schickten sie mehrere Abtheilungen der königlichen Garde ab, die von der Seite der Gallerie d'Orleans unter dem Wirbel der Trommeln in den Garten drangen. Nach einem leichten Widerstande gelang es der Garde, den Garten und die Gallerie zu räumen, indem sie hier und da einige Kolbenstöße austheilten. Einer der Adjutanten des Herzogs, der sich ganz nahe bei demselben befand, und durch die Menge vorwärts gedrängt worden war, erhielt seinen Theil davon.

Der Herzog hatte bereits Kapitalien in französischen Renten angelegt und beabsichtigte noch mehrere durch den Banquier Rothschild anzulegen, als ihm am Morgen des 26. Juli einer seiner Adjutanten den Moniteur von diesem Tage brachte, welcher die berüchtigten Ordonnanzen enthielt. Der Adjutant hatte den Moniteur bei Herrn von Rothschild erhalten, um ihn dem Herzoge zu bringen. Der reiche Banquier hatte zu gleicher Zeit den Adjutanten beauftragt, ihm zu sagen, daß er nach diesen Ereignissen, deren Folgen ernsthaft werden könnten, sich nicht mehr zu dem ihm vom Herzoge angetragenen Ankauf als autorisirt betrachten könne.

Darauf begab sich der Herzog in Person zu Herrn von Rothschild, um sich mit ihm mündlich darüber zu besprechen, ob es rathsam sei, Renten anzukaufen oder nicht. „Gnädiger Herr," sagte zu ihm der Baron, „ich habe noch keine Nachrichten, aber ich erwarte jeden Augenblick zu hören, daß die Fonds bedeutend gefallen sind. Wenn Seine Durchlaucht kaufen will, so bin ich bereit, Seine Befehle auszuführen, aber in diesen delikaten Umständen bitte ich Sie, mich nicht um Rath zu fragen."

Diese Unterhaltung des Herzogs mit Herrn von Rothschild wurde durch die Ankunft von drei Personen unterbrochen, des Banquiers Bonfils, des Barons Mecklenburg und des Herrn Alexander Delaborde, Mitglied der Deputirtenkammer. Der Banquier bot Herrn von Rothschild eine Million fünfprocentiger Renten al pari an (genau so wie der Herzog beauftragt hatte), aber dieser lehnte es ab. Der Baron von Mecklenburg sagte: „Nun, da haben uns die Demagogen in die Tinte gebracht, Sie haben immer ge-

sagt, daß Herr von Polignac ein Dummkopf sei, jetzt zeigt er Ihnen das Gegentheil: desto besser!"

Herr Delaborde sagte zu Herrn von Rothschild: „Mir kommt das, was uns heute passirt, vor, als ob uns ein Mensch, der uns in der Straße begegnet, die Pistole auf die Brust setzt; was meinen Sie, daß wir thun sollen?"

Im Fortgehen vom Herrn von Rothschild fragte der Herzog den Banquier Bonfils, ob er ihm seine Million al pari verkaufen wolle. Der Banquier drückte ihm sein Erstaunen darüber aus, daß Herr von Rothschild sich geweigert hatte, dieses Geschäft abzuschließen, in demselben Augenblick, wo er es dem Herzog abgeschlagen hatte, ihm zu verkaufen. „Sie sehen wohl ein, gnädigster Herr," fügte er hinzu, daß ich mich nicht zwischen Ihnen und Herrn von Rothschild eindrängen kann; ich möchte nicht, daß er glauben könnte, ich habe die Absicht, ihn bei Ew. Durchlaucht auszustechen. Erlauben Sie mir also, daß ich vor allen Dingen Herrn von Rothschild von dem Vorschlage benachrichtige, den Sie mir machen; erwarten Sie mich unten an der Treppe." Der Banquier kam bald zurück, und sagte dem Herzoge, daß er nach der Unterhaltung, die er eben mit dem Baron von Rothschild gehabt habe, ihm nicht mehr mit gutem Gewissen seine Million verkaufen könne.

Als der Herzog am Abend aus dem Bois de Boulogne zurückkehrte, wurde er in der Rue Rivolt durch eine ziemlich ansehnliche Volksmenge aufgehalten, welche schrie: „Nieder mit den Ministern! Es lebe die Charte!"

Der Herzog wollte selbst den Eindruck kennen lernen, welchen die Bekanntmachung der Ordonnanzen vom 25., die, wie man weiß, erst an diesem Tage, den 26. bekannt geworden waren, auf das Volk gemacht hatte. Er begab sich daher, in Begleitung eines seiner Adjutanten, des Barons von Grabau, des Grafen de la Tourette und des Kapitäns Bernier (diese Beiden waren Offiziere der Garde du Corps des Königs) in die Chaumière Russe, einen öffentlichen Garten in der Art des Tivoli, der aber gewöhnlich, mit Ausnahme einiger Neugieriger, wie es diese Herren waren, von einer Gesellschaft niedrigern Ranges besucht war.

Indem er in den dunkeln Alleen des Gartens spazieren ging, hörte der Herzog die Reden der Leute, welche dort waren, und war Zeuge sehr lebhafter Streitigkeiten zwischen den Unteroffizieren der Schweizergarde und der königlich französischen Garde

mit den Bürgern, welche sie nicht in ihren Quadrillen leiden wollten.

„Früher," sagte einer dieser Bürger sehr laut, „wurden wir durch die Gesetze regiert, jetzt wird Frankreich nach der Willkür eines Königs beherrscht, aber das kann und wird nicht immer so bleiben."

Um 11 Uhr des Abends verließ der Herzog den Garten, und ging zu Tortoni, wo er mehrere junge Leute seiner Bekanntschaft fand. Man blieb bis um Mitternacht oder ein Uhr auf dem Boulevard des Italiens. Um diese Zeit, wo selbst die belebtesten Theile von Paris gewöhnlich ruhig sind, zog ein ziemlich ansehnlicher Haufen mitten auf dem Wege der Boulevards, mit demselben Geschrei, welches der Herzog schon am Abend gehört hatte.

Eine Patrouille von der Linie folgte dieser Kolonne, indem sie in der Seitenallee marschirte und sich ungefähr fünfzig Schritte entfernt hielt.

Die Unthätigkeit des Haufens brachte auf den Gedanken, daß er aus Dienern der Polizei bestände und daß die Schreier von ihr bezahlt worden wären, um zu sehen, welche Wirkung dies auf das Volk hervorbringen würde. Wenn die Voraussetzung falsch war, so war sie wenigstens sehr verzeihlich, denn welcher Unwürdigkeit hat man nicht das Recht, dieses moderne Ungeheuer fähig zu halten, welches man die politische Polizei nennt.

Am Morgen des 27. besuchte den Herzog der Banquier Bonfils, der zu ihm sagte: „Sie sehen also, gnädigster Herr, daß das gute Volk bis jetzt nichts gethan hat; es sieht wahrscheinlich ein, daß es bei den Maßregeln, die man ergriffen hat, um es im Zaum zu halten, besser ist, sich ruhig zu verhalten; wollen Sie mit mir gehen und diese imposanten Vorbereitungen ansehen?"

Der Herzog ging darauf mit dem Banquier bis zu dem Boulevard Bonne-Nouvelle. Als ihn dieser verlassen hatte, blieb der Herzog zurück, um zu sehen, was um ihn vorging und bemerkte eine ziemlich große Anzahl von Gensd'armen und Abtheilungen von Linientruppen, die auf beiden Seiten längs der Boulevards aufgestellt waren.

Nachdem der Herzog seinen Spaziergang bis zum Boulevard Bonne-Nouvelle fortgesetzt hatte, ging er durch das Palais-Royal, die Straße St. Honoré und Richelieu in seine Wohnung zurück,

und begab sich, wie Tags vorher, zu Herrn von Rothschild, den er mit seiner Familie beim Frühstück fand.

Herr von Rothschild hatte jetzt nicht mehr die ruhige Miene, wie Tags vorher, er schien verstimmt, gab sich aber die Mühe, heiter zu sein, obwohl man sehen konnte, daß seine Fröhlichkeit nicht natürlich war. Die Unterhaltung drehte sich, wie man wohl denken kann, um die kommenden Ereignisse, denn womit anders hätte man sich damals beschäftigen können?

Der Herzog äußerte die Meinung, daß eine Revolution bevorstehe, aber kaum hatte er dieses Wort ausgesprochen, als das ganze Haus Rothschild über ihn herfiel und zwar auf eine Weise, daß der Herzog, der ihnen weder seine Meinung sagen, noch ihnen ihren Glauben rauben wollte, sich empfahl, um noch zu sehen, was in der Stadt vorging. Er ging durch die Rue Richelieu und das Palais-Royal nach der Rue St. Honoré. Im Garten des Palais-Royale, etwa gegen drei Uhr Nachmittags, hörte er die ersten Schüsse.

Diese vermehrten sich und schienen ihm von dem Platze des Palais-Royal zu kommen, so daß er es für gut hielt, sich zurückzuziehen, da es überhaupt Zeit zum Diner war.

Der Herzog speiste gewöhnlich im Café Riche auf dem Boulevard des Italiens, an der Ecke der Rue Lepelletier. Er hatte dort ein sehr hübsches Kabinet nach dem Boulevard hinaus gemiethet. Während des Diners, an welchem seine Adjutanten und mehrere junge Leute seiner Bekanntschaft Theil nahmen, sah er das 54. Linienregiment mit fliegender Fahne und klingendem Spiele unter seinen Fenstern vorbeimarschiren.

Nach dem Essen ging der Herzog nach dem Tivoli, wo noch eine Vorstellung der Eroberung von Algier gegeben werden sollte; aber er fand es geschlossen wie alle Theater. Nun fiel es ihm ein, den Weg einzuschlagen, welchen er das 54. Linienregiment hatte nehmen sehen, und er fand es in Schlachtordnung längs dem Boulevard Bonne-Nouvelle aufgestellt, einem ansehnlichen Volkshaufen gegenüber, der unaufhörlich schrie: „Es lebe die Linie! Es lebe das tapfere Vierundfünfzigste!“

Da er besser sehen wollte, was vorging und um schneller von einem Orte zum andern zu kommen, war der Herzog mit seinem Adjutanten, dem Baron von Graban, dem Grafen de la Tourette und dem Kapitän Bernier in einen zurückgeschlagenen Landauer gestiegen. Der Herzog und sein Adjutant hatten sich auf

das zurückgeschlagene Verdeck gesetzt und ihre Füße auf den Sitz gestellt; um besser ihre Neugierde zu befriedigen, hatten alle beide lange Operngucker, die sie mitgenommen, weil sie ins Theater wollten.

Die beiden jungen französischen Offiziere machten ihnen Vorstellungen über die Gefahr, die es hätte, so die Aufmerksamkeit der Menge auf ihre schon ziemlich bemerkbare Equipage zu lenken, die überdies die einzige war, welche sich in diesem Augenblicke auf dem Boulevard befand. Sie baten ihn ferner, seinen Landauer nicht so nahe an dem Orte halten zu lassen, wo sich jeden Augenblick ein sehr ernster Kampf entspinnen könnte. Der Kutscher seinerseits schien eben nicht sehr geneigt weiter vorzurücken und that es nur in sehr kleinen Schritten, und dies allein nur um durch eine noble Dreistigkeit die Spöttereien des deutschen Bedienten zu beantworten, der dem Wagen auf Befehl des Herzogs folgte und den Kutscher wegen seiner Angst verhöhnte. Darauf baten die beiden französischen Offiziere den Herzog um die Erlaubniß aussteigen zu dürfen. Als sie dies gethan, schlugen sie die Richtung nach den Truppen zu, ein.

Kaum waren sie auf dem Fahrwege des Boulevard, als ein Mann, der durch seine Gewalt über die wilden Thiere berühmt geworden ist, Herr Martin, und der den Herzog von Braunschweig kannte und mit ihm gesprochen hatte, wenn er in seine Residenz gekommen war, um hier seine Menagerie sehen zu lassen, zu seiner Durchlaucht herantrat und sagte: „Gnädigster Herr, ich bitte Sie, steigen Sie aus dem Wagen und mischen Sie sich mit mir, der ich bekannt bin, unter die Menge. Man spricht schon von Ihnen und von Ihrem Wagen, indem man sagt: „Seht da, diese verdammten Fremden, wie sie herkommen, um mit ihren Lorgnetten dem Gemetzel der Franzosen unter einander wie einer Komödie zuzusehen; man muß sie aus ihrem Wagen herausreißen und mit demselben eine Barricade machen.“

Der Herzog dankte Herrn Martin für seine gute Absicht, blieb aber lachend in seinem Landauer wie vorher. Indessen kam ein Offizier vom 54. Regiment mit dem Degen in der Hand zum Herzog und sagte zu ihm und zu seinem Adjutanten: „Meine Herren, ich bitte Sie, Ihren Landauer zurückfahren zu lassen, denn wir können jeden Augenblick genöthigt sein zu feuern, und da Sie sich gerade zwischen uns und unseren Gegnern befinden, so würden Sie sich unnützer Weise einem doppelten Feuer aussetzen.“

Nun erst stieg der Herzog aus dem Wagen, und indem er dem Kutscher befahl, sich zurückzuziehen, ging er mit dem Offizier, der ihm diesen wohlgemeinten Rath gab, nach dem Orte hin, wo er die beiden Herren wiederfand, die ihn begleitet hatten.

Nachdem er sie wieder in den Reihen des Regiments getroffen und mehrere Arrestationen mit angesehen hatte, ging der Herzog mit ihnen wieder dorthin, wo sein Wagen war, und von wo er besser die beiden Parteien übersehen konnte.

Der Herzog bemerkte, daß man in das erste Glied des Regiments nur Unteroffiziere und solche Soldaten gestellt hatte, die mit Chevrons dekorirt waren.

Die Feindlichkeiten begannen mit einem Steinhagel, welchen das Volk gegen die Truppen sandte; diese räumten ohne viele Mühe die Boulevards, aber nicht ohne in den kleinen Straßen Schaden zu leiden, die hinein münden und deren Häuser selbst bis zu den Dächern hinauf mit ihren Gegnern angefüllt waren, welche von oben herab alles mögliche Wurfgeschütz auf die Truppen schleuderten.

Der Herzog stieg endlich wieder in den Wagen und ließ sich nach Hause in das Hôtel de Castille fahren, welches, wie schon gesagt, an der Ecke des Boulevard des Italiens und der Rue Richelieu lag; dann ging er, stets begleitet von dem Baron von Grabau, dem Grafen de la Tourette und dem Kapitän Bernier durch die Rue Richelieu nach dem Platz der Börse. Um hierhin zu gelangen, mußte er mehrere Baricaden erklettern, welche das Volk schon errichtet hatte und noch zu bauen beschäftigt war. Indem er auf den Börsenplatz kam, wurde der Herzog von einer Gruppe bewaffneter Leute umgeben, die zu der Volksbewegung gehörten, welche in diesem Augenblicke stattfand. Von seinen Adjutanten getrennt, wurde er gleichsam von der Menge bis zur Ecke der Rue Notre-Dame de Victoire getragen. Die Leute, die den Herzog umgaben, sagten zu ihm, ohne ihn zu kennen: „Sie kommen auch bewaffnet, das ist gut!“ Der Herzog hatte in diesem Augenblicke, als er sich so gegen seinen Willen fortgerissen fühlte, einen Dolch gezogen, den er in der Hand hielt.

Ein junger Mensch, der einen Schnurbart trug, und wie der Herzog mit einem Dolch bewaffnet war, sah ihn indessen von der Seite und mit einem mißtrauischen Blicke an. Alles dieses ging sehr schnell vor sich, denn fast in demselben Augenblicke wurde das Volk, in dessen Mitte sich der Herzog befand, von der Gens-

d'armerie angegriffen, die mehrere Karabiner- und Pistolenschüsse that. Ein Mann wurde sogar an seiner Seite verwundet, was denselben aber nicht abhielt zu rufen: „Es lebe die Charte!" Er sagte zu denen, welche ihn umgaben: „Es ist nichts!" Das Volk indessen, welches an diesem Ort umzingelt zu werden fürchtete, zerstreute sich nach allen Seiten.

Der Herzog wurde nach den Umgrenzungen gedrängt, welche die Börse umgeben, er übersprang mit einem Sprung die Ketten, welche die Börse von dem übrigen Platze trennen. Er wurde von einem Gensd'armen zu Pferde verfolgt, der ihn besonders aufs Korn genommen hatte. Da der Gensd'arme Platz suchen mußte, wo sein Pferd hindurch konnte, so gewann der Herzog glücklicherweise Vorsprung genug, so daß der Gensd'arme, obgleich er auf die andere Seite der Einfriedigung gekommen war, den Herzog nicht einholen konnte, da derselbe abermals die Ketten übersprang und sich in einer der nach dem Börsenplatz führenden Straßen verlor.

Kaum hatte er einige Schritte in dieser Straße gethan, als er eine neue Kavallerieabtheilung auf sich zukommen sah, welche ihn zwang, eiligst in eine andere Straße zu fliehen. Da er dort mehrere Hausthüren offen fand, so wollte er in eine von ihnen hineingehen; sie wurden aber alle sogleich vor ihm zugeschlagen.

Als der Herzog darauf einem bewaffneten Trupp begegnete, fragte er einen von den Leuten nach dem Wege zum Börsenplatz. „Nur dort hin," antwortete ihm ein großer, starker Mann mit aufgestreiften Aermeln, der ein großes Messer in der Hand hatte, „nur dorthin, dort gehts gut; geht nur hin, das ist heute Abend für uns ein Fest!" — „Schickt doch nicht diesen jungen Menschen in den Tod," antwortete ihm ein Bürger, der seine Thür geöffnet hatte, um zu sehen, was vorgehe; aber der Herzog hatte schon den ihm bezeichneten Weg eingeschlagen, und bald kam er wieder auf den Börsenplatz. Hier sah er die Gensd'armerie vor ihrer Wache mit einer Volksmasse kapituliren, die sie aufforderte, sich zu ergeben.

Der Kommandant des Postens, der einige Schritte vor seiner Mannschaft stand, welche bis dahin unter den Waffen geblieben war, bat das versammelte Volk sehr höflich, sich zurückzuziehen; aber weit entfernt, seine demüthigen Bitten zu erfüllen, forderte das Volk, daß der Posten ihm die Waffen überliefern und ihm

die Wache überlassen sollte. Der Unteroffizier antwortete: „Ich werde feuern lassen müssen!"

Während dieses Hin- und Herredens war das Volk nicht mit sich einig, was es thun sollte, denn während die Einen „vorwärts" schrien, machten Andere Anstalten zu einer rückgängigen Bewegung.

Herr von la Tourette, der Einzige, welchen der Herzog von den drei Personen wiedergefunden, die ihn Anfangs begleitet hatten, wollte ihn in eine Sackgasse ziehen, welche damals Gebäude der Börsenstraße bildeten. Herr von la Tourette behauptete, daß sie dort einen Ausgang finden würden, und versicherte, daß sie im Fall des Feuerns durch ein dort befindliches Eckhaus vor den Kugeln geschützt sein würden.

Der Herzog sagte zu ihm: „Wenn Sie hier bleiben wollen, so thun Sie es, aber ich bleibe nicht," und Beide trennten sich abermals.

Der Herzog kehrte zur Wache zurück und kam hier gerade in dem Augenblicke an, wo der Kommandant dieses Postens ihn sammt seinen Waffen übergab und mit seinen Leuten unter dem einstimmigen Beifall des Volkes abzog.

Zwei Minuten später war diese Barracke den Flammen übergeben. Kaum eine Viertelstunde nach diesem Triumphe des Volkes kam eine Abtheilung Pompiers auf den Börsenplatz, um ihre Schuldigkeit zu thun und das Feuer zu löschen; aber das Volk machte es mit ihr wie mit der Wache, d. h. es nahm den Pompiers ihre Waffen ab und schickte sie unter dem einstimmigsten, lärmendsten Beifall wieder zurück.

Es war 1 Uhr des Morgens, als der Herzog wieder in sein Hôtel kam. Der Hof desselben glich einem Posthofe zur Zeit der Abfahrt der Kouriere, überall schon bepackte und angespannte Postchaisen und Reisewagen; sie gehörten den Engländern, die eben so wie der Herzog in dem Hôtel de Castille wohnten und sich in aller Eile davon machten. Der Herzog sah diese Wagen, einen nach dem andern abfahren, und konnte sich nicht enthalten, über diese Abreise zu lachen, die durch ihre Uebereilung vollkommen einer Flucht glich: „Wie nur in aller Welt," fragten sie Alle, „können diese Engländer wegen dieses bischen Tumultes fortgehen?" Wie man bald sehen wird, hätte der Herzog weit gescheidter gehandelt, wenn er ihrem Beispiele gefolgt wäre, als daß er sich darüber moquirte.

Während der folgenden Nacht, nämlich vom 27. zum 28. Juli, zündete man in den Straßen Feuer an, besonders auf dem Boulevard des Italiens vor dem Hôtel de Castille. Die Flamme stieg bis zur Höhe der Fenster des Herzogs, was diesen jedoch nicht verhinderte, bis zum andern Morgen neun Uhr zu schlafen. Als der Herzog aufgestanden war, empfing er bei seinem Frühstück die Herren Bernier und Oduard, Garde du Corps des Königs, die in Paris kein Frühstück finden konnten, und mit Dank das des Herzogs annahmen. Herr Oduard war zu Pferde von St. Cloud gekommen, wo seine Kompagnie den Dienst bei der Person des Königs hatte; er kam, wie er zum Herzog sagte, um selbst zu sehen, was in Paris vorging. Als ihn der Herzog fragte, wie es zuginge, daß man ihn nicht zurückgehalten habe, antwortete Herr Oduard: „Ich weiß es wahrhaftig nicht, man hat mir die Erlaubniß gegeben, aber nach dem, was ich sehe, halte ich es für meine Pflicht, zu meiner Kompagnie zurückzukehren.“ Er blieb nur noch wenige Augenblicke bei dem Herzoge, empfahl sich ihm und stieg zu Pferde, um nach St. Cloud zurückzukehren, wo er, wie er sagte, Alles in der größten Ruhe zurückgelassen habe.

Nachdem Herr Oduard fortgeritten war, ging der Herzog mit dem Kapitän Bernier aus, aber vorher veranlaßte er diesen, die Ordensbänder wegzulassen, welche dieser gewöhnlich in seinem Knopfloche trug, wie auch seine Visitenkarten, kurz Alles zu Hause zu lassen, woran er als Garde du Corps des Königs erkannt werden könnte.

Ein Auftrag, den Herr Bernier für den Herzog übernommen hatte, trennte ihn von diesem, der nun allein seinen Weg nach dem Palais-Royale fortsetzte; aber im Augenblicke, wo er in die Rue St. Honoré kam, wurde er durch einen Lancierangriff überrascht. Eine Lanze fuhr so nahe bei seinem Körper vorbei, daß nur eine Thüröffnung, in welche er sich schnell hineindrückte, ihm das Leben rettete. Da er in eine Volksmasse eingekeilt war und weder vor noch zurück konnte, so sah er sich dem Zusammentreffen mit einer zweiten Lancier-Abtheilung ausgesetzt, welche der ersten folgte. Der kommandirende Rittmeister befahl, den Säbel in der Hand, dem Volke im Namen des Königs, sich zurückzuziehen. Als dieses aber durch Hohngelächter auf diese Aufforderung antwortete, befahl der Offizier seiner Abtheilung, die Lanze einzulegen und einen Angriff gegen das Volk zu machen. Die Soldaten gehorchten, aber zwei Schritte von dem Herzoge und dem Volke kommandirte der Lieutenant des Detachements: „Halt! Lanze hoch!“

Das Volk applaudirte diese Bewegung sehr, aber es mußte beim Anrücken einer starken Infanteriekolonne zurückweichen, auf welche sich die Lanciers, nach dem Befehle ihres Rittmeisters, zurückzogen. In diesem Augenblicke begann ein sehr lebhaftes Gewehrfeuer, aber der Herzog hatte glücklicher Weise den Augenblick der Ruhe benutzt, der während der Aufforderung eingetreten war, und sich nach dem Carrousselplatz in die Kaserne der Garde zu Fuß zurückgezogen, wo man das Hauptquartier für die königliche Kavallerie einrichtete.

Müde von dem Hin- und Herstoßen in dem Gewühle, beschloß der Herzog, in sein Hôtel zurückzukehren, was nur mit tausend Gefahren geschehen konnte, denn der Kampf wüthete schon mit dem höchsten Grade der Erbitterung; man schlug sich an allen Punkten, die er passiren mußte. Es gelang ihm indessen, zu Hause zu kommen, wo er Herrn Bernier fand, der zurückgekehrt war, um ihn zu erwarten. Da sie sehen wollten, was rings umher vorging, so legte der Herzog Kissen vor das eine seiner Fenster und setzte sich darauf, dem Kapitän Bernier vis-à-vis, wie in einer Loge der Avantscene, mit dem Rücken gegen den Fensterladen und ein Bein außerhalb des Fensters hinabhängend.

Der Baron von Grabau stand hinter dem Herzoge und Herrn Bernier; alle Drei waren mit langen Operngucken bewaffnet, mit welchen sie beobachteten, was einerseits auf den Boulevards und andererseits in der Rue Richelieu vorging.

Von Zeit zu Zeit kam der Oberst von Girsewald herein, um zu erzählen, was er draußen gehört hatte, oder um von diesem Observatorium zu sehen, was vorging.

Als sie die schönen Regimenter der königlichen Garde zu Fuß und zu Pferde mit ihrer kriegerischen Musik und guten Haltung vorbeimarschiren sahen, zweifelte Niemand im Gefolge des Herzogs daran, daß sie gegen undisciplinirte Massen in größtem Vortheile wären.

Die Kavallerie wie die Infanterie, die auf den Boulevards vorrückte, nahm dieselben in ihrer ganzen Breite ein, selbst die Seitenalleen und die Trottoirs längs der Häuser mit inbegriffen. Sie sahen so ein Lancier-Regiment der Garde vorbeipassiren, von welchem einige Detachements die Boulevards säuberten, indem sie dieselben durchritten; sie sahen auch Ordonnanzen, welche, wie der Herzog bemerkte, stets zu Drei und Drei marschirten und sich in einer Entfernung von ungefähr dreißig Schritten von einander

hielten. Der Herzog sah das Pferd einer dieser Ordonnanzen ohne seinen Reiter ankommen; dieses Pferd kam im stärksten Galopp von der Seite des Boulevard Bon-Nouvelle und nahm seinen Lauf nach dem Boulevard Madelaine; ihm folgte auf dreißig Schritte eine Lancier-Ordonnanz zu Pferde. Auf seinem Wege wurde der Lancier vom Volke mit Steinwürfen, Pistolen- und Flintenschüssen angegriffen, aber er war so glücklich, nicht getroffen zu werden, und ritt weiter. Ein Mann hatte eine Stange geholt, um diese Ordonnanz zum Stürzen zu bringen; aber er kam für sie zu spät, die dritte, welche folgte, wurde das Opfer; der Mann warf seine Stange mit solcher Genauigkeit und Geschicklichkeit dem Pferde zwischen die Beine, daß Roß und Mann zugleich übereinander stürzten. Kaum war der Lancier abgestiegen, so umgab ihn das Volk, befahl ihm seine Uniform auszuziehen und in seine Reihen zu treten. Ein Mann hatte das eiserne Ende der Lanze ergriffen, die bei dem Sturze des Pferdes zerbrochen war, und drang auf den Lancier ein, um ihn niederzustoßen; aber die Andern verhinderten ihn daran und schleppten den Kavalleristen mehr todt als lebendig mit sich.

So wurde der Kampf von Augenblick zu Augenblick erbitterter. Die Kavallerie und Infanterie zog sich auf den Boulevard la Madelaine zurück, beständig Schüsse mit den Insurgenten wechselnd, denn man versuchte schon den Truppen den Rückzug abzuschneiden, indem man die großen Bäume, welche die Boulevards zierten, umhieb und quer über die Straße warf. Man sagte auch, daß viele benachbarte Hausbesitzer diese Gelegenheit benutzten, um Bäume zu zerstören, die ihren Häusern schadeten. Wie dem auch sein mag, das Volk arbeitete bei dem improvisirten Bau dieser ungeheuren Barrikaden nur für sich. Später benutzten die Soldaten selbst diese Barrikaden, um sich dahinter vor den Schüssen der Insurgenten zu sichern. Es geschieht häufig im Kriege, daß ein von einer Partei genommener starker Platz unter ihren Händen ein Zufluchts- und Vertheidigungsort gegen Diejenigen wird, die so eben belagert waren und Angreifer geworden sind. Man muß übrigens das Pariser Volk im Juli kämpfen gesehen haben, um von der Erbitterung und zu gleicher Zeit von der Klugheit aufgeregter Menschen urtheilen zu können. Der kleinste Gegenstand wurde zu einem Walle gegen die Garde benutzt. Sie kauerten sich hinter einen Brunnen, stellten sich hinter die Gestelle der Laternen, um ihr Gewehr in Sicherheit laden zu können, und fro-

chen von da platt auf dem Bauche längs den Häusern hin, um ihren Schuß wieder anzubringen.

Während der Herzog diese Manoeuvres beobachtete, sagte Herr Bernier: „Eben ist eine Kugel in Ew. Durchlaucht Zimmer geschlagen, ich habe sie pfeifen hören."

„Gehen Sie doch, Sie träumen mein Bester," antwortete ihm der Baron von Grabau, der sich jedoch in anständiger Entfernung vom Fenster und im Hintergrunde des Zimmers aufhielt, aber der Herzog hatte schon den Kopf rechts gewandt und zwei Zoll von sich das Loch gesehen, welches die Kugel gemacht hatte; später fand er sie an der Erde.

Nun drangen Herr Bernier und der Herr von Grabau sehr in den Herzog, sich von dem Fenster zurückzuziehen und die Laden zu schließen, oder wenigstens nicht durch seine Stellung in der Fensteröffnung die Aufmerksamkeit der Kämpfenden auf sich zu ziehen. Der Herzog schloß selbst die Laden und begab sich an ein anderes Fenster; aber kaum hatte er hier Platz genommen, so hörte er ein Pfeifen, oder vielmehr ein Sausen, welches ihm nicht unbekannt schien, das er sich jedoch nicht gleich erklären konnte. Als er indessen unmittelbar darauf den Knall einer Kanone hörte, erkannte er vollkommen dieses Geräusch, welches er oft vernommen hatte, wenn seine Artillerie mit Kugeln oder Kartätschen nach der Scheibe schoß.

Herr Bernier zog sich zurück, als eine zweite Flintenkugel den Fensterflügel traf, gegen welchen sich der Herzog gelehnt hatte.

In diesem Augenblicke war das Diner aufgetragen, und der Herzog hielt es für das Beste, dasselbe nicht lange aufzuschieben.

Was den Herzog bei diesem ganzen Tumulte am meisten überraschte, war die Kühnheit der französischen Weiber; sie liefen in den Straßen und auf den Boulevards umher, als ob sie von den ringsum einschlagenden Kugeln nichts zu besorgen hätten.

Die Adjutanten und die Leute des Herzogs, die vielen Schlachten beigewohnt hatten, sagten einstimmig, daß sie diese Gefechte für weit furchtbarer und mörderischer hielten, als irgend ein regelmäßiges Gefecht.

Wenn man auch nicht genau wußte, daß die Sache des Volkes am andern Morgen definitiv entschieden und gewonnen sein würde, so schienen die Ereignisse doch am Abend des 28. eine so ernste Wendung zu nehmen, daß der Herzog sich in der folgenden Nacht nicht schlafen legen wollte. Alle, die ihn umgaben,

drängten ihn, unter so schwierigen Umständen Paris ohne Säumen zu verlassen. Der Herzog gab diesen Vorstellungen nach und seinem Adjutanten, dem Obersten Baron von Girsewald, den Befehl, seine Pässe für den andern Morgen visiren zu lassen. Während der Nacht ließ man einen Maler kommen, welcher die Wappen an den Thüren der Wagen des Herzogs übermalen mußte; aber alle diese Vorsichtsmaßregeln waren unnütz, weil sie zu spät kamen. Während der letzten 48 Stunden hatten sich die Ereignisse auf so wunderbare Weise gejagt, daß die kühnsten Weissagungen dahinter zurückblieben.

Da der Herzog indessen nicht dachte, daß die Dinge schon so weit gediehen wären, als es in der That der Fall war, so hatte er am 29. Morgens bei guter Zeit einen seiner Adjutanten abgeschickt, Postpferde zu bestellen, indem er nicht zweifelte, daß seine Pässe ihm mit dem gewöhnlichen Visa zugeschickt werden würden. Es waren keine Pferde da, und wenn auch welche da waren, so wäre es vielleicht unmöglich gewesen, sich ihrer zu bedienen, denn es war da keine einzige Straße, keine Passage, kein Ausgang, der nicht durch Barrikaden verrammelt gewesen wäre, welche die Pferde nicht hätten überspringen können; der Herzog mußte also im Hôtel de Castille bleiben und ihrer warten.

Am Morgen des 29. sah er die königliche Garde ihre letzte Position auf den Boulevards verlassen; bald darauf erschien Herr Georg von Lafayette zu Pferde, schwenkte ein weißes Taschentuch in der Luft und rief: Sieg! um das Volk anzufeuern.

Als der Herzog die Linienregimenter mit dem Volke gemeinschaftliche Sache machen und zu ihm übertreten sah, da wurde es ihm klar, daß Carl X. aufgehört hatte zu regieren. In diesem Augenblicke kam sein Adjutant zurück und sagte, daß es ihm unmöglich gewesen sei, die Pässe Sr. Durchlaucht visiren zu lassen, und selbst wenn dieses geschehen, würde man die Wagen nicht aus Paris schaffen können, weil man keineswegs gesonnen sei, die schon im Innern von Paris errichteten Barrikaden zu zerstören, sondern vielmehr noch neue an den Barrieren errichten wolle, um sie gegen die Angriffe zu sichern, welche die außerhalb verschanzte königliche Garde machen könnte, wenn sie den Befehl erhielte, in die Stadt zurückzukehren. Um sich gegen Alles zu sichern, was sie unternehmen könnte, habe das Volk, wie man sagte, schlimmsten Falles beschlossen, alle Fremden als Geißeln zu behalten, man

habe schon mehrere Reisewagen umgeworfen und verbrannt, nachdem man die darin Sitzenden herausgesteigen lassen.

Nun entschloß sich der Herzog, zu Fuße eine Stadt zu verlassen, in welcher man jeden Augenblick einer Belagerung und eines Bombardements gewärtig sein mußte. Begleitet von einem einzigen Adjutanten und einem Jäger schlug er die Rue d'Artois ein und wandte sich nach der Barriere Montmartre. Als er hier ankam, sah er die noch brennenden Trümmer der zerbrochenen Reisewagen und eine Menge Menschen mit nackten Armen, die ein großes Messer in der Hand hielten, und trotz der außerordentlichen Hitze dieses Tages rings um ein Feuer saßen und sangen. Aus Vorsicht war vorher beschlossen worden, daß weder der Adjutant des Herzogs noch sein Jäger thun sollten, als ob sie zu ihm gehörten. Drei Personen zusammen würden leicht Verdacht erweckt haben, denn man muß bemerken, daß Keiner damals, der die Erbitterung der Kämpfenden gesehen, an die bewunderungswürdige Mäßigung denken konnte, welche das bewaffnete Volk in der Benutzung seines Sieges beobachten würde.

Um durch die Barriere zu kommen, mußte der Herzog mitten durchs Feuer springen. Da er vermeiden wollte, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so war er sehr einfach gekleidet und hatte aus Vorsicht den Rock ausgezogen, welchen er an einem Stocke über die Schulter trug, wie es die Arbeiter machen. Außerdem trug er statt des Hutes eine kleine Mütze und hatte sich den Schnurrbart abrasirt. So kam er denn auch durch die Barriere, ohne daß ihn Jemand anredete, oder sonst zu beachten schien; aber so glücklich ging es ihm nicht einige Lieus von Paris, indem er ein kleines Dörfchen passirte, dessе Name uns entfallen ist; dort kostete es ihm viele Mühe, sich den Nachforschungen der Bewohner zu entziehen, doch kam er ohne weiteres Hinderniß nach Bourget, wo er eine Equipage fand, die er in diesem Augenblicke nicht gegen den schönsten Gallawagen vertauscht haben würde. Es war dies ein Coucou, der um so mehr schützte, als er von dem bescheidensten Aussehen war; aber es war kein Platz darin, weder inwendig noch neben dem Kutscher, und der Herzog betrachtete es als eine große Gunst, die Erlaubniß zu erhalten, auf das Imperial steigen zu dürfen, wo er als Reisegefährten einen Pudel hatte.

Denjenigen, welche die Contraste lieben, wird dieses Bild gefallen; ein regierender Fürst, sitzend oben auf einem Coucou,

und glücklicher wie auf seinem Throne, darüber, daß er dieses Fortbewegungsmittel gefunden. Aber ach, selbst dieses Glück war nicht von langer Dauer; der Kondukteur des Coucou mußte nicht weit von dem Platze anhalten, wo ihn der Herzog getroffen hatte, und Se. herzogl. Durchlaucht mußte die Reise zu Fuße fortsetzen.

Die ganze Straße war mit französischen Soldaten bedeckt, die ihn jeden Augenblick anhielten, um ihn nach Nachrichten aus Paris zu fragen. Der Herzog würde gern Postpferde genommen haben, aber da er keinen Paß hatte, so wagte er nicht, sie zu verlangen, da er wußte, daß es verboten war, solche irgend Jemand zu geben, dessen Papiere nicht in Ordnung waren. Er konnte also seine Reise nur zufällig zu Wagen oder zu Pferde fortsetzen, wenn ihm das gute Glück solche entgegenführte, und dann mußte er noch stets tüchtig bezahlen. Die Vorsicht gebot ihm, jedes Rencontre mit Gensd'armen und die großen Städte zu vermeiden, wo die ganze Polizei auf den Beinen war. Der Herzog hatte Cambrai umgangen, als er aber vor Peronne ankam, war es ihm unmöglich, es eben so zu machen. Wer die Lokalität kennt, weiß, daß es nur einen einzigen Weg giebt, um an das andere Ufer des Flusses zu kommen, und daß dieser über die Brücke der Festung geht. Unterwegs war der Herzog von seinem Adjutanten und seinem Jäger eingeholt worden, mit denen er aber nur sehr selten zusammen zu gehen wagte. Ehe sie in die Stadt hinein gingen, hielt der Herzog Rath und verfügte auf folgende Weise über den Marsch dieser beiden Leute. Er befahl, daß der Adjutant vorausging, er selbst wollte sich hundert Schritte hinter ihm halten, und zuletzt sollte ihm der Jäger in derselben Distanz folgen.

„Wenn man uns unsere Pässe abverlangt," sagte der Adjutant, „so lasse ich mich arretiren." — „„Das werde ich ganz gewiß bleiben lassen,"" unterbrach ihn der Herzog, „„ich werde sehen, wie ich davon komme; thun Sie jedoch, was Sie wollen, wenn Sie fürchten, daß man auf Sie schießt, wie Sie mir gesagt haben.""

Man ging in die Stadt; Niemand hielt weder den Adjutanten noch den Herzog an, aber wohl den Jäger, der, wie wir gesehen haben, die Arriergarde bildete. Um zu sehen, ohne daß es auffiel, ließ der Herzog, wie durch Zufall seinen Stock fallen, und indem er sich umwandte, um ihn aufzuheben, konnte er sehen, was hinter ihm vorging.

Während der kurzen Dauer dieser Bewegung sah der Herzog, daß eine Art von Douanier an den Jäger herantrat, um mit ihm wie zufällig, und wie es schien, ohne Absicht, zu reden. Bei diesem Stande der Dinge nahm der Herzog zu einer Kriegslist seine Zuflucht, um über diesen Vorfall ins Klare zu kommen: er blieb stehen, betrachtete ein benachbartes Haus und that, als ob er den Douanier gar nicht sähe. Dieser glaubte einen leichten Fang zu machen und ging auf den Herzog zu. Letzterer hatte aber, seitwärts schielend, jede seiner Bewegungen beobachtet und lief mit solcher Schnelligkeit davon, daß ihn der Douanier nicht einholen konnte. Darauf kehrte der Douanier zu dem Jäger zurück, der schnell arretirt war. Er hatte befürchtet, daß er bei der fruchtlosen Jagd auf den Herzog leicht auch den Jäger verlieren könnte, und war deshalb bei Zeiten umgekehrt.

Unterdessen kam der Adjutant auf den großen Platz, der mitten in Peronne liegt. Da marschirte vor einer Wache mit stolzen Schritten ein dicker Kommandant, bekleidet mit einer Art von Uniform, die ungefähr der des Douaniers ähnlich sah, auf dem Kopfe einen großen Dreimaster. Mit großer Würde machte dieser dem Adjutanten ein Zeichen, heranzukommen. Der Baron von Grabau, der zu schnell den Winken des dicken Picarden folgte, ging auf ihn zu und wurde sogleich arretirt.

So war also die Avantgarde des Herzogs in ihren Manoeuvres nicht glücklicher gewesen, als seine Arriergarde, und es blieb nichts mehr frei, als das Armeekorps, welches jetzt aus einer einzigen Person bestand.

Da er, wie wir vorher sagten, hundert Schritte hinter dem Adjutanten ging, so kam er bald nach ihm auf dem Platze an. Als der dicke Kerl den Herzog erblickte, machte er ihm nicht weniger einladende Zeichen, aber der Herzog ließ sich durch seine Einladungen nicht verführen, so freundschaftlich sie auch waren, und nachdem er ihn, aber von so weiter Entfernung als möglich, mit seiner Mütze gegrüßt hatte, rannte er, was er laufen konnte, in eine vor ihm liegende Straße. Er wurde hier durch die Häscher des dicken Mannes verfolgt, aber sie konnten ihn nicht einholen.

Man muß der Menschlichkeit der Bewohner von Peronne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, ohne den Herzog zu kennen, sich Mühe gaben, seine Flucht zu erleichtern, indem sie ihm die Querstraßen angaben, die auf den Wall führten, wo die Gensd'armerie des dicken Kerls seine Spur verlor.

Der Herzog hatte indessen sich so sehr beeilt, sich der Protektion des dicken Gentlemans zu entziehen, daß er, ohne sich um irgend etwas zu kümmern, die ganze Stadt Peronne in vollem Rennen umlaufen hatte, indem er stets dem Walle folgte.

Er wußte nicht, wo er war, denn er kam immer wieder auf denselben Fleck, wie Robinson Crusoe, der stets auf die Stelle zurückkam, wo er die Menschenfresser gesehen hatte. Von dem hohen Punkte, auf welchem der Herzog stand, konnte er nach Gefallen den großen Platz von Peronne und die dicke Person betrachten, welche sich noch stets auf demselben auf die lächerlichste Weise abarbeitete. Endlich zeigten ihm Seiler, welche auf den Wällen arbeiteten, den Weg durch den Wallgraben, und einer von ihnen begleitete ihn eine gute Strecke, wo man denselben passiren konnte. Er war schon zur Hälfte hindurch, als eine Wache ihm zurief, stehen zu bleiben; der Herzog hörte nicht und setzte seinen Weg fort, und nun hatte er einen Flintenschuß auszuhalten, den dieser Mensch nach ihm abschoß, aber glücklicher Weise ohne ihn zu treffen. Als der Herzog glücklich Peronne hinter sich hatte, blieb ihm noch ein großes Hinderniß zu überwinden. Da er seit Paris den Weg fast immer zu Fuße und große Umwege gemacht hatte, um frequente Orte zu vermeiden, und er seine Nachtlager und Ruheorte immer vorzüglich weit im Lande wählen mußte, so kostete es viele Zeit, um den Weg zurückzulegen. Er konnte nicht darüber in Zweifel sein, daß an alle Grenzen strenge Befehle ergangen sein würden, die Aufmerksamkeit auf die Papiere aller derjenigen Personen zu verdoppeln, welche es versuchen würden, ins Ausland zu gehen, und doch war es dringend nöthig, daß er Frankreich hinter sich bekam und das belgische Gebiet erreichte.

Hier war nun der Herzog genöthigt, zu einem Mittel zu greifen, welches seine Wirkung auf die Menschen nie verfehlt, die Verführung. Es gelang ihm mit Hülfe des universellen Talismans, einen Ochsenhändler in sein Interesse zu ziehen. Gehörig verkleidet kam der Herzog mit diesem Manne über die Grenze, indem er ihm sein Vieh treiben half. Sie kamen Beide in eine kleine, gehörig durchräucherte Schenke, wo eine ziemliche Menge Leute bei Biere saßen. Bald stellte man einen Krug auf den Tisch, an welchem der Herzog und der Ochsenhändler saßen.

Alles schien beendigt und kein Hinderniß mehr möglich, welches den Herzog hätte aufhalten können, in seine Staaten zurückzukehren, aber dem war nicht so. Plötzlich trat ein unglücklicher

holländischer Gensd'arme in die Kneipe, um die Papiere der Bierzecher zu untersuchen. Dem Herzoge lag durchaus nichts daran, Bekanntschaft mit der holländischen Gensd'armerie zu machen; er nahm daher den Augenblick wahr, wo der Gensd'arme sich eben anschickte, seine Pflicht zu erfüllen, drückte sich hinter dem Rücken desselben hinweg und gewann langsam die Thür, indem er den Gensd'armen in der Konferenz mit dem Ochsenhändler zurückließ, der ihm Stand gehalten hatte. Für den Ochsenhändler war keine Gefahr vorhanden, denn an dessen Papieren war wahrscheinlich nichts auszusetzen, auch war er es wohl nicht, den der Gensd'arme zu Leibe wollte, sondern der Herzog, der seine Wachsamkeit getäuscht hatte.

Dem Herzoge mißfiel endlich seine Lage, die übrigens nichts wirklich Beunruhigendes haben konnte, und er glaubte sich einem Manne entdecken zu können, dem er in einer Postchaise begegnete, ohne ihm jedoch weder seinen Rang oder seinen Namen mitzutheilen. Der Reisende, der in ihm einen Offizier der Schweizergarde zu sehen glaubte, der eine Zuflucht in Belgien suche, nahm ihn unter seinen Schutz, gab ihm einen Platz in seinem Wagen und brachte ihn bis nach Brüssel. Hier sah der Herzog mit Erstaunen den Herrn Aloard, bekleidet mit seiner Uniform, ankommen, den er freilich in Paris gesehen, aber durchaus nicht engagirt hatte, in seine Dienste zu treten.

Da der Herzog in Brüssel sein Gefolge erwarten mußte, wohnte er der Vorstellung der Stummen von Portici bei, bei welcher sich die ersten Symptome der belgischen Revolution zeigten. So hatte der Herzog also Paris im Zustande offener Empörung verlassen; er verließ Belgien in vollem Aufstande, und das um einer anderen Revolution entgegen zu gehen, die nur seine Rückkehr zu erwarten schien, um in seinem eigenen Lande auszubrechen.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Prinz Wilhelm von Braunschweig und der Prinz * von ***. — Plan zur Nothzucht. — Die Frau eines Jägers und die beiden mitschuldigen Prinzen. — Unverhoffte Rückkehr. — Das Jagdmesser und die Degen. — Mord und nächtliches Begräbniß. — Die beiden Verbannten. — Rückkehr des Herzogs Carl nach Braunschweig incognito. — Der Oberstallmeister des Herzogs hält ihn für einen Studenten. — Die Wache erkennt den Herzog. — Deputation der Stände. — Verweigerte Annahme. — Der braunschweigische Adel und lächerlicher Ersatz. — Die Edelleute zu Berlin und zu Hannover. — Versicherung der Nichtintervention. — Die Edelleute weigern sich derselben. — Angelegenheit mit dem Herrn von Sierstorpff. — Der Herzog unerbittlich. — Der fehlgeschlagene Triumph. — Die anonymen Briefe und geheimen Benachrichtigungen. — Ein Bettler. — Arrestation. — Deputation der Stadt Braunschweig. — Die Speicher des Ueberflusses. — Zwei Audienzen. — Das Volk wird aufgeregt. — Ankündigung einer Revolte. — Zwei Mittel. — Die Gewalt, der Revolte entgegengesetzt. — Die Verräther. — Von dem Herzoge befohlener Vertheidigungsplan. — Die schlechten Diener. — Die Soldaten ohne Patronen. — Der General, Baron von Herzberg. — Nachträgliche Bemerkungen. — Das zusammengerufene Regiment. — Antwort des Herzogs Carl. — Die Edelleute schicken ihre Frauen fort. — Die besoldeten Mörder. — Der Prinz Wilhelm von Braunschweig, erklärtes Oberhaupt der Verschwörung gegen seinen Bruder. — Der Plan zur Reise. — Alles entdeckt. — Vorbereitungen zur Abreise. — Nichtswürdige Einflüsterungen des Adels unter dem Volke. — Vorgebliche Religionsveränderung des Herzogs. — Gewebe von Nichtswürdigkeiten.**

Nun wollen wir sehen, wie der fürstliche Rittmeister seine Zeit in Berlin zubrachte, während der Herzog Carl in Paris war. Prinz Wilhelm war als Haupttheilnehmer in einem dieser

Abenteuer verwickelt, wie man sie nur in den Annalen der feudalistischen Barbarei oder an gewissen nordischen Höfen findet. Wären weder der Prinz Wilhelm noch sein Mitschuldiger nicht zufällig so hohen Ranges gewesen, so würden die Gesetze nicht geschwiegen haben und das Verbrechen nicht ungestraft geblieben sein. Der Mitschuldige des Prinzen Wilhelm bei dem Abenteuer, welches wir erzählen wollen, war der Prinz *** von ***, der mit einer Prinzessin von *** verheirathet ist. Er wohnte damals in dem Schlosse ***, welches er bei *** besitzt. Er hatte in seinem Dienste einen Jäger, der ein sehr schönes Mädchen geheirathet hatte. Der Prinz *** von *** und der Prinz Wilhelm von Braunschweig machten der jungen Frau zu gleicher Zeit den Hof; da aber Keiner von Beiden erhört wurde, so beschlossen sie, gemeinschaftlich nach dem Rathe des Prinzen Wilhelm zu handeln, zur List ihre Zuflucht zu nehmen. Der Jäger erhielt darauf eines Abends den Befehl, nach *** zu reiten und zugleich solche Aufträge, daß er nach deren Besorgung nicht früher als am andern Morgen im Schlosse sein konnte.

Als der Jäger fortgeritten war, dachten die beiden Prinzen an weiter nichts, als an die Erfüllung ihrer Wünsche, und um dahin zu gelangen, bemächtigten sie sich der Frau des Jägers mehr durch Ueberredung als durch Gewalt. Da der Prinz *** von *** bei sich zu Hause war, so machte er auf den Vortritt Anspruch, so daß der Prinz Wilhelm wie Joconde ruhig warten mußte, bis die Reihe, mit der hübschen Frau zu kosen, an ihn kommen würde. Um in ihren Geschäften nicht gestört zu werden, hatten diese Herren die Vorsicht beobachtet, sich mit ihrer Schönen einzuschließen.

Dem Jäger war indessen unterwegs einiger Verdacht gekommen, es packte ihn plötzlich eine solche Regung von Eifersucht, welche nur zu gegründet war, daß er umkehrte und gerades Weges nach dem Schlosse ritt. Da er bei seiner Ankunft seine Frau nicht in ihrem Zimmer fand, so fing er an zu suchen und wandte sich nach dem Kabinete seines Herrn. Als er an die Thür kam, hörte er Stimmen und erkannte bald die seiner Frau. In einem Anfalle von Wuth tritt der Jäger die Thür ein und stürzt mit gezogenem Jagdmesser auf seine Frau und die beiden Prinzen los. Diese waren schnell zur Vertheidigung bereit, denn da sie in Uniform waren, so hatten sie ihre Degen in der Nähe. Prinz Wilhelm hatte zuerst gezogen; er warf sich zwischen den Prinzen ***

und seinen Jäger, stieß seine Klinge in die Brust des Letztern und krönte so durch einen Mord eine Scene der Liederlichkeit. Da der Jäger an dem Stiche starb, so begrub man ihn ganz heimlich während der Nacht. Am anderen Tage erhielt der Prinz *** von *** den Befehl, sich nach St. Petersburg und der Prinz Wilhelm nach Wien zu begeben, wo sie bis auf weiteren Befehl bleiben sollten. Aber der Prinz Wilhelm hatte, wie wir in Kurzem sehen werden, eine andere Mission in Braunschweig zu erfüllen.

Der Herzog Carl, den wir Brüssel verlassen sahen, als dort die Revolution ausbrach, kehrte am 17. August 1830 in die Hauptstadt seiner Staaten zurück. Es war 6 Uhr Morgens, als er auf der letzten Station vor Braunschweig ankam. Da er incognito in die Stadt kommen und in sein Schloß treten wollte, ehe Jemand etwas von seiner Ankunft wisse, so stieg er zu Pferde und ließ sich nur von einem Stallmeister begleiten. Es war dies ein Franzose, Namens Aloard, aber obgleich derselbe ein guter Reiter war, so konnte er doch nicht dem Herzoge folgen, weil dieser in der schnellsten Passe ritt. Es schlug 7 Uhr, als der Herzog an dem Thore von Braunschweig ankam. Trotz der Vorsichtsmaßregeln, die wir angaben, trotz der Schnelligkeit des Rittes erkannte die Wache den Herzog und trat unter's Gewehr; 10 Minuten später trat er ins Schloß durch ein Gitter, welches nach dem Hofe der Ställe geht. Der Grenadier, der hier auf Posten stand, hatte ihn ebenfalls erkannt und beeilte sich, ihm die militärischen Honneurs zu machen.

Aber der Oberstallmeister des Herzogs, der sich zufällig im Hofe befand, wollte Seiner Durchlaucht den Paß verlegen. Als der Herzog den Baron von Deynhausen bei Namen rief und dieser ihn erkannte, rief er aus: „Ich hielt Ew. Durchlaucht für einen Studenten."

Nachdem der Herzog mit seinem Hofe dinirt und seine Minister empfangen hatte, ging er am Abend ins Theater.

Am andern Tage kündigte ihm sein Premier-Minister, der Baron von Münchhausen, eine Deputation seiner Stände an, an deren Spitze der Baron von Strombeck stand. Sie wollte ihm dazu Glück wünschen, daß er glücklich den Pariser Unruhen entgangen und nach Braunschweig zurückgekehrt sei.

Dies war der ehrliche Vorwand, auf welchen die Deputation ihren Besuch beim Herzoge gründete, aber der eigentliche Beweg-

grund war die Hoffnung, die Gelegenheit bei dieser Audienz zu ergreifen, um von dem Herzoge abermals die Anerkennung der Konstitution Georgs IV. zu verlangen.

Die Aristokratie war in Verzweiflung. Der Tod des Königs von England war für den braunschweigischen Adel ein harter Schlag, denn er verlor in ihm seinen mächtigsten Beschützer. Aber als dazu noch die Pariser Ereignisse kamen, waren die armen Leute in Verzweiflung. Der Triumph der Volkssache, selbst in einem fremden Lande, raubte ihnen den Schlaf, und ihre letzte Hoffnung beruhte auf dem deutschen Bunde, auf ihn allein rechneten sie, um Unterstützung in dem Kampfe gegen ihren Fürsten zu finden. Und doch wußte die braunschweigische Aristokratie, daß der Bund sich nicht der von Georg IV. eingeführten Konstitution annehmen würde, so lange der Herzog Carl regierte.

Der Herzog befand sich den Ständen gegenüber ungefähr in einer ähnlichen Lage, als diejenige war, in der wir ihn gesehen haben, als sie den Entschluß faßten, sich ohne seine Autorisation zu versammeln. Er sah sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, gegen sie eben so zu verfahren, wie er es früher gethan hatte, d. h. er wollte weder ihre Bitte völlig gewähren, noch sie durch eine officielle Weigerung erbittern. Er weigerte sich daher, die Deputation der Stände anzunehmen.

Am Abend desselben Tages versammelten sich eine große Anzahl braunschweigischer Bürger vor dem Schlosse, um dem Herzoge ihre Anhänglichkeit und Treue auszudrücken.

Dem Gebrauche gemäß waren sie in Reihen geordnet, trugen brennende Fackeln und waren von einem zahlreichen Musikchor begleitet.

So schien Alles in Braunschweig von Seiten des Volkes in der größten Ruhe, selbst die Vornehmsten der Aristokratie suchten sich, wie wir sehen werden, dem Herzoge zu nähern. Da sie sich aber in ihrer Hoffnung getäuscht sahen, so faßten sie einen Plan auf, den ihnen der preußische Spion Klindworth angegeben hatte, unter dessen Leitung er auch ausgeführt werden sollte.

Zuerst hatte der braunschweigische Adel diesen Plan als unausführbar verworfen, und sich darauf der Entfernung Klindworths nicht widersetzt, ja selbst dazu beigetragen, ihn fortzuschaffen. Da sie aber über die Folgen in Sorge waren, welche die französische Revolution in Bezug auf die deutschen Völker haben konnte, so beschloß der Adel, in Braunschweig das Gegenstück zu versuchen,

Er triumphirte seinerseits eben so, wie das Pariser Volk andererseits. Seine Bescheidenheit zeigte ihm alle Dinge zwischen der Sache der Aristokratie und der der Demokratie gleich, und er hoffte, daß er die ausnehmende Ehre haben werde, die absoluten Könige zu rächen und das Gleichgewicht in Europa herzustellen, indem er sein Gewicht in die Wagschaale der politischen Welt warf. In den aristokratischen Komplots herrscht fast immer die dumme Eitelkeit vor, und es ist ein seltener Fall, daß die Dummheit und Lächerlichkeit nicht über mehrere Stimmen verfügen.

Als der braunschweigische Adel nun den Entschluß gefaßt hatte, wenn auch nicht sich offen gegen seinen Fürsten zu empören, so doch heimlich gegen ihn zu inspiriren, wählte er aus seiner Mitte Emissäre, die er im Geheimen nach Berlin, Hannover und Frankfurt schickte, um im Falle einer Insurrektion sich zu versichern, wie weit er von Seiten Preußens, Hannovers und des deutschen Bundes auf die Anwendung des Nichtinterventionsgrundsatzes rechnen könne, den Frankreich proklamirte.

Der zur Ausführung des Komplots gewählte Augenblick war nicht dem Zufall überlassen worden, man wollte ihn mit der Abreise des Herzogs in Verbindung bringen, dessen nahe Reise nach England man kannte; diese Abreise sollte selbst als Grund und Signal zum Ausbruche dienen; man wollte unter dem Vorwande aufstehen, den Herzog zu verhindern, seine Staaten zu verlassen.

Während alles dieses vorging, hatte der braunschweigische Gesandte am Bundestage zu Frankfurt, der Baron von Marschall, nach Braunschweig geschrieben, um den Herzog zu veranlassen, daß er den Baron von Sierstorpff freiwillig erlaube, nach Braunschweig zurückzukehren. „Denn, wenn auch," sagte dieser Gesandte, „der Bundestag einerseits nicht die Verurtheilung eines Fürsten zu Gunsten eines seiner Unterthanen aussprechen will, der sich auf eine unehrbietige Weise betragen hat, so findet er doch, daß die dem Baron auferlegte Strafe mit dem Fehler, welchen man ihn vorwerfen könnte, in keinem Verhältniß steht."

Der Herzog ließ antworten, daß das, was er gethan habe, unwiderruflich sei, und daß er niemals Entscheidungen zurücknehmen würde, die er erlassen zu müssen geglaubt habe, daß er lieber gar nicht regieren wolle, als seinen Unterthanen erlauben, ihn ungestraft zu beleidigen, daß er diese Angelegenheit nicht allein als eine Ehrensache, sondern als eine Lebensfrage betrachten würde.

„Es giebt keine Regierung ohne Gewalt," fügte er hinzu, „und wer sie aufgiebt, ist verloren."

„Die Art und Weise, wie der Bundestag die Reklamation des Herrn von Sierstorpff unterstützt," fuhr der Herzog fort, „hat schon den Herrn von Cramm zu einer offenen Empörung ermuthigt und der übrige Adel ist nur zu sehr geneigt, ihrem Beispiele zu folgen, als daß ich ohne Gefahr nachgeben könnte."

Da der Bund so zögerte, Gewalt gegen den Herzog anzuwenden, um ihn zu zwingen, Herrn von Sierstorpff zurückkehren zu lassen, so dachte der braunschweigische Adel auf ein anderes Mittel, sein Oberhaupt nach Braunschweig zurückzubringen. Ehe sie jedoch ihren Plan ausführten, hielten es die Edelleute für durchaus nöthig, vorher die Gesinnungen ihres Fürsten in dieser Beziehung auszuforschen.

Um diesen Zweck zu erreichen, auftragten sie einen von ihnen, den Kommandeur der braunschweigischen Truppen, Generallieutenant Baron von Herzberg, dem Herzoge den Wunsch des Herrn von Sierstorpff, nach Braunschweig zurückzukehren, zu erkennen zu geben und ihm zu sagen: daß seine Mitbürger die Absicht hätten, seine Rückkehr zu feiern, indem sie ihn an dem Thore der Stadt mit Fackeln und Musik empfangen wollten, um ihn im Triumphe in sein Haus zu führen.

„Nun gut," antwortete ihm der Herzog, „ich will auch seine Rückkehr feiern, ich werde Ihnen befehlen, sich auf dem großen Platze, wo sein Haus liegt, an der Spitze Ihrer Division aufzustellen und ihn, wenn er mit seinem Gefolge auf dem Platze erscheint, mit Kartätschen zu empfangen."

Diese Antwort, welche der General sogleich seinen Freunden überbrachte und diese ihrem Oberhaupte mittheilten, verhinderte den Herrn von Sierstorpff an seiner Vergnügungsreise, und seine Anhänger, ihn bei Fackellicht und mit Musik zu empfangen.

Unterdessen machte man den Herzog darauf aufmerksam, daß wegen seiner Reise nach England, die er auf die Einladung seines Oheims, des Königs, machen wollte, große Unzufriedenheit und Unruhe im Volke sei.

Er erhielt anonyme Briefe. In einigen bedrohte man sein Leben, in andern warnte man ihn geheimnißvoll vor Gefahren, die ihm bevorständen.

Aber der Herzog verachtete diese Nachrichten und ließ sich oft zu Pferd oder zu Fuß allein in den verschiedenen Stadttheilen sehen.

Als der Herzog eines Tages, nur gefolgt von einem kleinen englischen Domestiken über eine abgelegene Brücke ritt, die sich auf einem Wege bei der Stadt befand, den er oft zu reiten pflegte, sah er einen Menschen von verdächtigem Aussehen, der da aufgestellt schien, um ihn zu erwarten, und der ihn mit Aufmerksamkeit herankommen sah. Der Herzog ließ bis 20 Schritte vor dem Menschen sein Pferd langsam gehen, dann sprengte er plötzlich in Galopp an und hielt nicht eher ein, als bis er eben so weit an ihm vorüber war. Der Mensch hatte wirklich versucht, den Herzog aufzuhalten, indem er eine Geberde machte, als ob er um Almosen bitte. Der Herzog warf ihm einen Thaler zu. Nun lief der Mann dankend hinter dem Pferde her und bat Se. Durchlaucht, einen Augenblick anzuhalten, da er ihm wichtige Entdekkungen zu machen habe, die er sogleich und ohne Verzögerung wissen müsse; aber der Herzog beeilte nur um so mehr den Lauf seines Pferdes.

Am folgenden Tage arretirte man in einer Straße Braunschweigs einen Mann, der laut Empörung predigte, und einige Tage später nahm man andere Personen im Augenblicke fest, wo sie die Wache des Herzogs vor dem Theater insultiren wollten.

Die Bürgerschaft der Stadt Braunschweig bat darum, daß eine Deputation Sr. Durchlaucht eine Adresse überreichen dürfe; diese Bitte wurde ihr gewährt.

Die Mitglieder der Deputation stellten dem Herzoge vor, wie sie befürchteten, daß die große Theuerung und die Hungersnoth, die aus dem hohen Preise des Getreides entstehen müsse, leicht Veranlassung zu einer Aufregung im Volke geben könne, und daß es durchaus nöthig sei, derselben durch kluge, aber wirksame Mittel zuvorzukommen.

Auf diese mit aller Schicklichkeit gemachte Vorstellung gab der Herzog seinem Premier-Minister, dem Baron von Münchhausen, welcher die Deputation eingeführt hatte, den Befehl, ihm geeignete Vorschläge zur Abhülfe des ihm angekündigten Uebels zu machen.

Zugleich erfüllte der Herzog den größten Theil der Wünsche, welche diese Deputation ihm ausgesprochen hatte, so daß sie, aufs Höchste befriedigt, abtrat.

Wie hätte es auch anders sein können? Unter den Dingen, welche der Herzog auf die einfache Bitte der Stadt Braunschweig bewilligte, ist vorzüglich eins, welches wir hier angeben, weil es

aufs Klarste beweist, daß der Herzog geneigt war, alle Maßregeln gut zu heißen, welche man ihm im Interesse seines Volkes vorschlug. Er befahl, daß sogleich Magazine angelegt werden sollten, um der wahrscheinlichen Theuerung des Brodes während des nächsten Winters vorzubeugen. Man wird später sehen, daß der Herzog aus eigenem Antriebe die jährlich für die öffentlichen Arbeiten bestimmte Summe um 25,000 Thlr. vermehrte, was in einem so kleinen Staate, wie das Herzogthum Braunschweig, schon bedeutend war, und um so mehr, da diese Summe nicht von den Staatseinkünften abgezogen wurde.

Zwei oder drei Tage nach der Audienz, welche der Herzog der Deputation bewilligt hatte, kam der Baron von Münchhausen zu ihm, um mit ihm besonders über den Stand der Dinge zu reden. Er sagte ihm, daß man nach verschiedenen Symptomen eine Empörung des Volkes zu befürchten habe, daß die Regierung bedroht sei, daß man schon mehrere geheime Versammlungen gehalten habe, welche übrigens die Polizei überwachte, und daß dieselben einzig und allein deshalb noch nicht aufgehoben worden wären, um die Schuldigen, ihre bösen Absichten wie ihren Plan und ihre Mittel zur Ausführung desselben besser kennen zu lernen. Er fügte hinzu, daß der Polizeidirektor im Stande sein würde, den Herzog stets von dem zu unterrichten, was vorginge.

Den Mittheilungen des Premier-Ministers folgten noch an demselben Tage die des Generals Baron von Herzberg, des Kommandanten der braunschweigischen Garnison; er wußte ebenfalls von Bewegungen unter dem Volke, und bat um Instruktionen für den Fall, daß eine Empörung ausbrechen sollte.

Man bemerke hier nur eins: daß Diejenigen, welche selbst den Plan zu einer aristokratischen Revolution angezettelt hatten, stets das Volk vorschoben und es anklagten, da doch ihre Pläne mehr gegen das Volk als gegen den Fürsten gerichtet waren, oder vielmehr deren Zweck es war, den Fürsten zu stürzen, einzig und allein um das Volk zu zügeln und es für immer seiner heiligsten Rechte zu berauben.

Was konnte indessen der Herzog unter so schwierigen Umständen thun, besonders da er noch nicht die Schurkerei aller der Verräther kannte, von denen er umgeben war? Wenn die Berichte seines Ministers und des Kommandeurs seiner Truppen gegründet waren, so war keine Mittelstraße mehr möglich, er mußte sich entweder feig vom herzoglichen Throne stoßen lassen und so dem

Ruhme seiner Vorfahren entsagen, oder die energischen Maßregeln ergreifen, welche die Umstände geboten. Der Herzog fühlte jedoch manchmal in seinem Innern das lebhafteste Widerstreben, indem er an das Blut dachte, welches er vielleicht vergießen müßte. Wenn er sich jedoch zu gleicher Zeit daran erinnerte, daß die Deputation der Stadt Braunschweig, d. h. der Bürgerschaft, ihn gebeten hatte, einer Volksaufregung nicht nachzugeben, daß sie ihm vorstellte, wie der Pöbel allein bei einer Revolution interessirt sei, indem derselbe sie mit ihrem ganzen Gefolge von Schrecken wünsche, nur um zu plündern, die Häuser anzuzünden und die reichen und wohlhabenden Leute zu ermorden, so mußte er so wichtige Umstände in Betracht ziehen und befahl daher, alle geeigneten Maßregeln zu ergreifen, damit die Empörung bei dem ersten Zeichen durch die Gewalt erstickt würde.

Nun blieb nur die Ausführung übrig. Man wird bald sehen, wie der Herzog selbst von Denen bedient wurde, auf welche er am sichersten zählen mußte. War es möglich, daß das alte und treue Deutschland solche Verräther gebären konnte! . . .

Aber greifen wir den Ereignissen nicht vor.

Als der Herzog einmal den Entschluß gefaßt hatte, mußte er darauf denken, sich das Gelingen zu sichern, wenn das Unglück wollte, daß er genöthigt wurde, Gewalt anzuwenden.

Sogleich wurden alle beurlaubten Soldaten zu ihren Regimentern einberufen. Man bestimmte die Plätze, wo die Truppen sich im Falle des Allarms versammeln sollten. Der große Platz vor dem herzoglichen Schlosse wurde zum Hauptquartier gewählt. Zugleich befahl der Herzog, an jeden Soldaten 30 scharfe Patronen auszutheilen.

Welche Bemerkung machte bei diesem letzten Befehl der Kommandeur dieser Truppen, der Baron von Herzberg selbst! Er wandte dem Herzoge ein, daß in den Magazinen nur so viel Vorrath wäre, um jedem Manne höchstens drei Patronen zu geben. Der Herzog ließ sich durch diesen unerhörten Einwurf nicht irren, er befahl sogleich die Anfertigung von Patronen und wollte, daß wenigstens sogleich die Gewehre der abgelegenen Posten geladen würden. Diese Vorsicht war durchaus nicht unnütz, denn schon waren mehrere Schildwachen insultirt und das Opfer der Thätlichkeiten einiger von dem Adel besoldeter Vagabonden geworden. Außerdem befahl der Herzog, daß 16 Kanonen auf die in die Augen fallendste Weise auf dem großen Platze und an den

Hauptpassagen der Stadt aufgestellt würden, damit diese Demonstration die Maßregeln sicherte, welche die Regierung vielleicht treffen konnte, und damit die Empörer in heilsamer Furcht gehalten wurden. Endlich befahl er, ein Regiment, welches in einiger Entfernung von Braunschweig kantonirte, in die Stadt zu ziehen.

Man wollte wohl, daß der Herzog diese kräftigen Anordnungen machte, aber man wollte nicht, daß sie réussirten. Die Agenten der Aristokratie mußten ein Argument haben, um es dem Volke vorzustellen, wie ein grausamer Fürst zu den strengsten Maßregeln bereit ist, um es zu verleiten, sich gegen ihn zu bewaffnen. Man hatte ihm also nur das Volk als zur Empörung bereit geschildert, um den Herzog zu bestimmen, den Befehl zu diesen erbitternden Maßregeln zu geben. In der That, bei jedem der Befehle, welchen die Klugheit gebot, fand der Baron von Herzberg immer irgend eine Schwierigkeit entgegen zu setzen; handelte es sich darum, Geschütze in der Stadt aufzustellen, so sollte augenscheinlich der Raum fehlen, um sie manoeuvriren zu lassen, und als der Herzog den Befehl gab, das außerhalb Braunschweig liegende Regiment hineinzuziehen, machte ihm derselbe General von Herzberg die Bemerkung, daß kein Platz da wäre, um so viel Truppen zu quartiren. Aber der Herzog antwortete ihm schnell: „Nun gut, ist dies der Fall, so werde ich sie in meinem Schlosse einquartiren; es hat 300 Zimmer, diese will ich ihnen einräumen."

Wir wollen jetzt sehen, was unterdessen der braunschweigische Adel that, während der Herzog fast eben so sehr mit seinen Dienern als mit seinen Feinden zu kämpfen hatte.

Einer Nichtintervention gewiß, im Fall die Edelleute eine Revolution versuchen würden, beschlossen sie dieselbe und verbargen ihren Entschluß so wenig, daß sie ihre Frauen und Kinder aufs Land schickten. Da sie aber wohl den Willen zum Verbrechen, jedoch nicht den Muth dazu hatten, so übertrugen sie es einer Horde von ihnen besoldeter Vagabonden, die aus der Hefe des Pöbels, entsprungenen Verbrechern und ihren nichtswürdigsten Kreaturen bestand, den Herzog in der Verwirrung, die eine Empörung herbeiführte, zu ermorden. Das hieß schlecht die Grundsätze verfolgen, die sie aus ihrem alten politischen Katechismus, dem Taschenbuch Minerva, hatten kennen lernen. Weder der Graf von Pahlen, noch die beiden Huboff (Platow und Valerianus) nahmen wenigstens zu bezahlten Armen ihre Zuflucht, um Paul I. zu ermorden.

Der Prinz Wilhelm von Braunschweig war das erklärte Oberhaupt der Verschwörung, was sein späteres Benehmen zur Genüge bewiesen hat. Er hatte sich ohne Zweifel schon längst durch die Aristokratie verderben lassen, aber im Augenblicke der Ausführung hatte man ihn endlich bewogen, die Maske abzunehmen.

Unterdessen hatte der Herzog seine Abreise nach England auf den 8. September festgesetzt. Er hatte daraus kein Geheimniß gemacht, obgleich er gewöhnlich seine vorhabenden Reisen verbarg; er hatte beschlossen, seine Hauptstadt am hellen Tage zu verlassen, und würde dies vielleicht unter den obwaltenden Umständen mit mehr Ostentation gethan haben als gewöhnlich. Da er an dem Londoner Hofe mit Glanz auftreten wollte, so waren 50 seiner schönsten Pferde, meistentheils Perser oder Araber, ausgewählt worden, die ihm unter Führung des schon erwähnten Herrn Aloard vorausgehen sollten. Der Herzog hatte diesen zum Stallmeister ernannt.

Der Generallieutenant Baron von Buttlar, der Oberst Baron von Girsewald, die Kapitäne Baron von Grabau und von Sommer sollten dem Herzoge mit einem Gefolge von ungefähr 40 Domestiken begleiten.

Der Herzog hatte dem Hofmarschalle, Baron von Weltzien, Befehl gegeben, alle seine Equipagen und 2—300 Pferde, die er in Braunschweig zurückließ, zu verkaufen, indem er, wie er sagte, die Absicht habe, in England andere zu kaufen.

Diese Anordnungen hatten dem braunschweigischen Adel zum Vorwande gedient, zu verbreiten, daß der Herzog, indem er Alles, was er in Braunschweig von großem Werthe besaß, mit sich nähme, die Absicht habe, niemals dorthin zurückzukehren.

Der Adel hatte Ursache zur Unzufriedenheit, obgleich diese in Bezug auf ihren Fürsten schlecht begründet war, indem sie von den zur Zeit seines Regierungsantrittes obwaltenden Umständen und nicht von ihm herrührte.

Das Volk konnte weder alte noch neue Gründe zur Erbitterung gegen seinen Fürsten haben. Wir haben schon gesehen, wie es die Feinde des Herzogs angefangen hatten, um das Volk gegen ihn einzunehmen. Die Gelegenheit seiner nahen Abreise schien dem Adel zu schön, als daß er dieselbe hätte vorübergehen lassen können. Auch benutzte er sie mit der sinnreichsten Nichtswürdigkeit. Er verbreitete unter dem Volke, daß der Herzog nur seine Hauptstadt verließe, um lieber sein Vermögen in Frankreich

und England, als in Braunschweig auszugeben. Und da das braunschweigische Volk sehr an dem Protestantismus hing, wie die meisten Bewohner Norddeutschlands, so benutzte man diese Anhänglichkeit an die Religion ihrer Väter, um den Herzog in ihrer Meinung zu schaden. Man verbreitete das Gerücht, daß er während seines Aufenthaltes im Auslande zur katholischen Religion übergetreten, und versicherte, auf den Aberglauben des Volkes rechnend, daß er durch diesen Uebertritt in den Besitz von Zaubermitteln gelangt sei, womit er nach Gefallen die Felder unfruchtbar machen könnte.

Der Baron von Oeynhausen, Oberstallmeister des Herzogs, von ihm geachtet und gern gesehen, war seit einiger Zeit sehr krank. Er starb und der Adel benutzte dieses Ereigniß, um daraus einen neuen Grund zur Erbitterung gegen den Herzog zu machen, indem er verbreitete, daß Herr von Oeynhausen von ihm vergiftet worden sei. Kurz, das von dem braunschweigischen Adel gegen seinen Fürsten gesponnene Gewebe von Niederträchtigkeiten ist so unerhört, daß es kaum zu glauben ist. Im folgenden Kapitel wollen wir sehen, welchen Vortheil er aus seinen vorbereiteten geheimen Machinationen zu ziehen wußte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Wind und der Sturm. — Der Aufstand kommt einen Tag zu früh. — Der 6. September anstatt des 7. Septembers. — Der Herzog im Theater. — Pläne der Verschworenen. — Die Masken und die Dolche. — Die drei Mörderbanden. — Die Barrikaden von Stricken. — Die Rollen vertheilt. — Merkwürdige Ahnung des Herzogs. — Depeschen aus Wien. — Bemerkenswerthe Abwesenheit der Offiziere des Herzogs. — Unkenntniß der Verschwörung. — Wohlthaten des Schicksals. — Die Mörder in der Kneipe. — Das Pfeifen. — Steinwürfe. — Gebrüll. — Rückkehr des Herzogs nach dem Schlosse. — Das Recht der Vertheidigung. — Geladene Kanonen und deutscher Gebrauch. — Durch Thatsachen widerlegte Anklagen. — Der Herzog an der Spitze seiner Garde. — Wiederherstellung der Ordnung. — Der Graf Oberg und der Graf Veltheim. — Die Haupturheber der Empörung. — Schlecht vollzogene Befehle. — Der Generalmarsch. — Das Bataillon der schwarzen Jäger. — Unnütze Bitten. — Der Streit auf dem Schloßplatze von Braunschweig. — Die Ordonnanzoffiziere. — Erzwungene Unthätigkeit. — Ankunft der Artillerie. — Einfluß des Anblicks der Kanonen auf das Volk. — Deputation der Aristokratie. — Ihre unerschütterliche Treue. — Sie wälzt Alles auf das Volk. — Die befohlenen und nicht angefertigten Patronen. — Erster Gedanke an Verrath. — Kein Schuß. — Eine Bürgergarde in Braunschweig. — Widerspruch gegen die Reise des Herzogs nach England. — Beispiel des Großherzogs von Hessen. — Beharrlichkeit des Herzogs Carl.

Das Spiel war also vorbereitet und es mußte nun nur noch vollendet werden. Begierig, die Frucht seines Verrathes zu ernten, wollte der braunschweigische Adel den Gang der Ereignisse be-

schleunigen. Als er von den Befehlen des Herzogs zu seiner Vertheidigung und von der bevorstehenden Zusammenziehung der Truppen in der Stadt hörte, beeilte er sich, den für den Ausbruch der Revolution bestimmten Zeitpunkt um einen Tag früher anzusetzen. Man hatte den 7. September gewählt; Alles wurde nun in Bewegung gesetzt, um am 6. bereit zu sein.

Der Herzog hatte sich wie gewöhnlich, nur begleitet von einem diensthabenden Kammerherrn, in die Oper begeben, wo man den Othello von Rossini aufführte.

Die Edelleute hatten in der Abwesenheit des Prinzen Wilhelm den Grafen Werner von Veltheim zu ihrem Oberhaupte erwählt; sie erkannten sich an weißen Taschentüchern, welche sie um das Handgelenk gebunden hatten. Während des Schauspiels versammelten sie in der Nähe des Theaters eine Bande von ungefähr 300 Meuchelmördern, die sie auf ihren Gütern zusammengerafft, nach Braunschweig geführt und durch das Versprechen lüstern gemacht hatten, ihnen das Schloß des Herzogs zur Plünderung zu überlassen. Erst seit dem Morgen waren diese Räuber in die Stadt gebracht worden.

Die Edelleute trugen Dolche unter ihren Mänteln und weiße Masken, um im Fall des Mißlingens nicht erkannt zu werden.

Ihre Leute waren ebenfalls mit Messern bewaffnet und trugen außerdem lange Stöcke, an deren einem Ende sich eine eiserne Spitze, und am andern eine tüchtige Pfeife befand, deren sie sich gerade wie die Mörder und Diebe, was sie auch waren, bedienten, um sich Signale zu geben. Sie waren gleichsam in 3 regelmäßige Kompagnien getheilt, jede hatte einen der Edelleute zum Anführer und ihre besondere Bestimmung.

Die erste Abtheilung war dazu bestimmt, starke Stricke quer über die einzige Straße zu spannen, welche die Equipage des Herzogs kommen konnte und stets einschlug, um nach dem Schlosse zurückzukehren, und bei diesen Barrikaden Wache zu halten.

Die zweite Abtheilung war mit großen Hebebäumen bewaffnet, um den Wagen des Herzogs umzustürzen, wenn dieser durch die gespannten Seile aufgehalten sein würde.

Die dritte Bande endlich war mit Messern und Stricken bewaffnet; mit den Messern sollten sie die Stränge der Pferde abschneiden und sich aller Derjenigen entledigen, die es versuchen würden, den Herzog zu vertheidigen. Mit den Stricken sollte der Herzog im Getümmel erwürgt und sein Geschrei erstickt werden.

Dies war der von dem braunschweigischen Adel bestimmte Plan. Es blieb jetzt nichts weiter übrig, als sich nicht über den Augenblick der Ausführung zu täuschen. Jeder wußte, daß der Herzog niemals das Schauspielhaus vor dem Ende der Vorstellung verließ. Die Edelleute wußten selbst, daß er sehr oft und fast gewöhnlich eine Viertel- oder halbe Stunde nach dem Fallen des Vorhangs dort blieb, um den bei seinem Theater angestellten Personen Audienz zu geben, die ihm Bitten vorzutragen wünschten.

Um aber ganz sicher zu sein, ihn nicht zu verfehlen, hatten sie Spione im Innern des Schauspielhauses und Schildwachen außerhalb auf die Straße gestellt, die das verabredete Zeichen in dem Augenblicke geben sollten, wo der Herzog das Schauspielhaus verlassen würde.

Um nicht die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen und die Mörder in der Aufregung zu erhalten, die solche feige Menschen bedürfen, waren dieselben nach der von den kommandirenden Edelleuten gemachten Eintheilung Bandenweise in verschiedene benachbarte Weinhäuser vertheilt worden. Sie hatten diese Vorsicht für nöthig gehalten, weil sie ziemlich zahlreiche Gruppen Neugieriger bemerkten, deren Benehmen und Reden ankündigten, daß sie die Ursache dieser ungewöhnlichen Bewegung ahneten.

Der Herzog, der noch niemals das Theater vor dem Ende des Stückes verlassen hatte, fühlte in sich eine Art von geheimer Ahnung, ein Vorgefühl, welches ihn, so zu sagen, wider seinen Willen antrieb, früher in das Schloß zurückzukehren, als er es gewöhnlich that. Da man ihn während der Vorstellung Depeschen übergeben, die ein außerordentlicher Kourier aus Wien brachte, so ergriff er diese unvermuthete Gelegenheit und ließ, indem er sich plötzlich erhob, seinen diensthabenden Kammerherrn rufen. Immer unter dem Einflusse der unerklärlichen Ahnung, von der wir eben sprachen, und der innern Stimme, die ihn antrieb, gehorchend, konnte der Herzog es nicht über sich gewinnen, die Ankunft seines Kammerherrn abzuwarten; er verließ allein das Theater, und indem er hinter der Scene über die Bühne ging, begegnet er einem Schauspieler, der ihm verspricht, seine Leute zu schicken. Als der Herzog bei seinem Wagen ankommt, scheint ihn ein guter Geist anzutreiben; er steigt allein hinein, ohne die Personen seines Gefolges zu erwarten, und befiehlt dem Kutscher, fortzufahren. Die Pferde ziehen an, der Wagen eilt durch eine Reihe von Leuten, von denen mehrere rufen: Es lebe der Herzog! Um für diesen

Zuruf zu danken, sieht er zum Fenster hinaus und war sehr überrascht, in der Straße eine ungewöhnliche Menge Menschen zu sehen.

Der Kammerherr des Herzogs war wenige Augenblicke vor dem Verlassen des Theaters noch in der Loge gewesen. Als der Herzog zu ihm sagte: „Nun, man behauptet, daß wir hier eine Pariser Revolution en miniature haben werden," antwortete er: „„Nein, gnädiger Herr, für heute Abend ist keine Gefahr.""

Im ersten Augenblicke hielt der Herzog diese Antwort für die Folge eines Mißverständnisses, er glaubte, daß seine eigenen Worte nicht verstanden worden wären; er wußte damals noch nichts von dem gegen sein Leben gerichteten Komplote; Niemand hatte ihn vor der Gefahr gewarnt. Später hätte er das voraussetzen können, woran er damals sicher nicht dachte, daß nämlich die ungewöhnliche Abwesenheit seines Kammerherrn und selbst die seiner Adjutanten vom Dienste nicht eine bloße Wirkung des Zufalls gewesen war; ihr späteres Betragen rechtfertigt den Verdacht, daß sie um den Anschlag gegen das Leben des Herzogs gewußt, ja wenn nicht selbst dabei betheiligt waren.

Die Mörder, die darauf rechneten, daß der Herzog das Theater nicht vor dem Ende des Stückes verlasse, oder daß sie für alle Fälle im Voraus von ihren Helfershelfern benachrichtigt würden, waren in ihrem Hinterhalte geblieben. Man kann also sagen, und Alles berechtigt zu dieser Annahme, daß es das Schicksal war, welches den Herzog von einem furchtbaren Tode errettete. Die Nichtswürdigen, die damit beauftragt waren, den Wagen mit Stricken aufzuhalten, um ihn umzuwerfen, nachdem sie die Pferde mit ihren Hebebäumen niedergeschlagen hatten, konnten noch nicht auf ihrem Posten sein, da sie unmöglich vorhersehen konnten, daß der Herzog das Theater früher als gewöhnlich verlassen würde, und da sie auch fürchteten, unfehlbar entdeckt zu werden, wenn sie sich mit ihren Zerstörungswerkzeugen zu früh auf der Straße zeigten. Derselbe Fall war es mit der zweiten Mörderbande, die mit Messern bewaffnet und glücklicherweise zu feige war, um ohne durch die erste Abtheilung unterstützt zu werden, den Pferden in die Zügel zu fallen und so den Wagen anzuhalten.

Als der Wagen des Herzogs im scharfen Trabe diese beiden Rotten passirt war, riefen Pfeifen der kommandirenden Edelleute sie indessen noch schnell genug herbei, so daß sie noch einige Steine nach dem Wagen werfen konnten, als der Herzog sich

vorbeugte, um zu sehen, was vorginge. Keiner dieser Würfe traf ihn, so daß die Urheber und Ausführer dabei mehr Ursache zum Bedauern als zu Gewissensbissen hatten.

Nach einem solchen Attentat, nach dem Geschrei der besoldeten Räuber, welches dem Herzoge bis zu den Thoren seines Schlosses folgte oder ihn vielmehr verfolgte, hätte er ohne Zweifel vollkommenes Recht gehabt, diese brüllenden Horden, deren unverschämte Kühnheit gleichsam zur äußersten Strenge herausforderte, mit Kanonenschüssen auseinander zu jagen. Und nichts wäre leichter gewesen als dies, denn vor dem Schlosse zu Braunschweig standen beständig 2 Geschütze, einem alten Gebrauche gemäß, der in den meisten deutschen Fürstenschlössern noch üblich ist, und besonders bei dem kaiserlichen Schlosse in Wien.

Wenn die gegen den Herzog gerichteten Beschuldigungen den geringsten Grund gehabt, wenn er, wie seine Feinde gesagt haben, Gefallen am Blutbade hätte, um sich mit dem Anblicke von Leichen vertraut zu machen, wenn er, wie man ebenfalls behauptete, sich nicht beherrschen konnte, würde er nicht die sich ihm darbietende Gelegenheit benutzt haben, dieser angeblichen Wuth zu genügen, besonders da er jetzt unter dem Schutze des rechtmäßigen Vertheidigungsrechtes handeln konnte?

Dieser Fürst, den man schilderte, als ob er stets bereit sei, dem Gelüste des ersten Augenblickes zu folgen, kann den unüberlegten Beschuldigungen seiner Feinde sein Benehmen entgegensetzen.

Der Herzog Carl von Braunschweig verbarg sich nicht, er verschanzte sich nicht in seinem Schlosse, er gab nicht den Befehl, auf das Volk zu schießen, indem er sich vor der Gefahr sicherte. Er stieg zu Pferde und zeigte sich, den Degen in der Hand; er stellte sich an die Spitze seiner Garden, deren Kommando er übernahm.

Ein Fürst, der sich zeigt, läuft fast immer weniger Gefahr, als der, welcher sich verbirgt. Das Erscheinen des Herzogs brachte seine Wirkung hervor. Kurz, die Verschwörer zerstreuten sich vor einigen Eskadrons.

Seit der Thronbesteigung des Herzogs bestand eine sogenannte Personalsteuer; auf den Wunsch des Volkes wurde sie aufgehoben. Bald nach seiner Abreise wurde sie durch die Aristokratie wieder eingeführt. Man vergleiche also und urtheile dann!

Doch kehren wir wieder zu den Ereignissen zurück, welche uns in diesem Augenblicke beschäftigen. Die Edelleute und die bürger-

liche Aristokratie bemühten sich während der beiden unruhigen Tage, von denen wir eben gesprochen haben, beständig, die Schuld auf die Schultern des Volkes zu schieben, indem sie, als sie sich ihrem Fürsten vorstellten, diesem mit Bücklingen bis zur Erde ihre unerschütterliche Treue und ihre unbegrenzte Anhänglichkeit versicherten.

Generäle, hohe Beamte, Deputationen, alle diese zeigten sich viel demüthiger und unterwürfiger als jemals, ohne Zweifel, um ihr Bedauern zu verbergen, daß der Herzog auf eine wahrhaft wunderbare Weise den Händen seiner Mörder entgangen war. Was diese Letzteren anbetrifft, so hat der Herzog seitdem erfahren, daß sie größtentheils zu Bennekenstein angeworben waren, einem preußischen Orte, der durch die Zahl der Vagabonden berüchtigt ist, die hier gewöhnlich dem zu Gebote stehen, welcher sie bezahlt; ferner zu Buttels, ein Bezirk, welcher 25 Dorfschaften umfaßt; und endlich auf den Gütern der Grafen Oberg und Veltheim, den Haupturhebern der Empörung. Man hat erfahren, daß diese Herren den ihnen zu Gebote stehenden Mördern später tüchtig zu trinken geben ließen.

Hier ist der Ort, zu prüfen, wie die Befehle des Herzogs vollzogen wurden, oder vielmehr, wie sie nicht vollzogen wurden. Man konnte im Gegentheil sagen, daß Diejenigen, die für deren Ausführung hätten stehen sollen, mit einander einverstanden waren, ihre Wirkung aufzuheben.

Das Erste, was der Herzog that, als er aus der Oper kam, war, daß er dem Offiziere der Wache befahl, alle Zugänge zum Schlosse zu verschließen, die Posten zu verdoppeln und auf dem Schloßplatz die in Braunschweig kasernirten Truppen zu versammeln, kurz alles das zu thun, was ein Offizier, der den Dienst kennt, in einem solchen Falle von selbst gethan haben würde. Unter diesen Umständen, wo noch nichts ruchbar geworden war, fragte der Offizier den Herzog, ob es nicht gut sein würde, Generalmarsch schlagen zu lassen, aber der Herzog verbot es ihm ausdrücklich. Die Befehle zur Versammlung der Truppen wurden so nachlässig ausgeführt, daß mehr als eine halbe Stunde von der Ankunft des ersten Bataillons bis zur gänzlichen Versammlung verstrich.

Das Bataillon der schwarzen Jäger kam zuerst an; dieses Bataillon war von einem Offizier kommandirt, der sich darauf piquirte, etwas vor den Andern voraus zu haben, und der behauptete, daß seine Leute besser in Ordnung gehalten wären, als

die, welche seine Kameraden kommandirten. Es war dies der Baron von Normann; er kam selbst in die Zimmer des Herzogs um ihm seine Ankunft zu melden.

Nach dem Herrn von Normann meldete der General Herzberg dem Herzoge, daß sein Garde-Kavallerieregiment und ein Bataillon seiner Garde-Grenadiere auf dem Platze aufgestellt sei.

Der Herzog selbst war in der Feldmarschallsuniform; da er drei Pferde für sich und seine Adjutanten befohlen hatte, so wollte er sogleich hinuntergehen, als sein Hofmarschall, der Baron von Weltzien, der auch mit dem Staatsminister, Baron von Münchhausen und allen Personen seines Hofes gekommen war, ihm die dringendsten Vorstellungen wegen der Gefahren machte, denen er sich aussetzen würde, wenn er sich selbst an die Spitze seiner Truppen stellte.

Der Herzog antwortete ihm: „Sie wissen, daß ich nicht gern Rathschläge höre, wenn ich sie nicht verlangt habe, und am allerwenigsten vor anderen Personen. Wenn Sie mir jedoch, wie Sie sagen, etwas Wichtiges mitzutheilen haben, so will ich Sie allein in meinem Kabinet anhören, aber eilen Sie sich.“ Der Baron von Weltzien fing nun wieder dieselben Jeremiaden bei dem Herzoge an und sagte zu ihm: „Gnädiger Herr, wenn Sie hinunter in den Hof gehen, so werde ich Sie niemals lebend wieder sehen.“ — Wenn das Alles ist, was Sie mir zu sagen hatten, so hätten Sie sich die Mühe sparen können. Ich weiß wohl, wessen ich mich aussetze, und ich fürchte nichts.“ — Herr von Weltzien erwiederte abermals: „Ich bitte Ew. Durchlaucht, lassen Sie Ihre Offiziere unter dem Kommando des Generals handeln.“

Bei diesen Worten wurde der Herzog ungeduldig und sah sich genöthigt, den Baron, der ihn zurückhielt und ihm den Weg versperrte, mit dem Arm bei Seite zu schieben; dann stieg er die Treppe hinab und kündigte dem General an, daß er den Befehl über die Truppen selbst übernähme.

Als der Herzog zu Pferde gestiegen war und den Degen gezogen hatte, wählte er zwei Offiziere aus, die ihn begleiten sollten, und welchen er die Funktionen als Ordonnanzoffiziere übertrug. Die Kapitäne, Baron von Sommer und von Garssen, seine Adjutanten, kamen erst später an. Er sah zu seinem größten Erstaunen, daß die schon versammelten Truppen und ein Regiment, welches im Augenblick ankam, als er zu Pferde stieg, sich

so aufgestellt hatten, daß ihre Fronte dem Schlosse und ihr Rücken den Empörern zugewandt war.

Der Herzog stellte deshalb den kommandirenden General streng zur Rede, indem er ihn fragte, ob es seine Gewohnheit sei, dem Feinde den Rücken zu zeigen? „Nein, gnädigster Herr," antwortete dieser, „aber aus Respekt gegen Ew. Herzogliche Durchlaucht glaubte ich die Truppen so aufstellen zu müssen. Ich hielt es für passend, daß Ew. Durchlaucht bei Ihrer Ankunft die Fronte und nicht die Rücken sähen."

Der Herzog fragte den kommandirenden General, ob die Gewehre geladen wären. Diese Frage, die bei einer solchen Gelegenheit hätte sonderbar erscheinen müssen, war es jedoch nicht, denn er hatte bemerkt, daß die Truppen selbst nicht einmal die Bajonette aufgesteckt hatten. Der Herzog erhielt auf seine Frage die Antwort, daß die Gewehre nicht geladen wären, was er sogleich zu thun befahl.

Darauf wandte er sich an die Truppen und sagte ihnen, daß er ihnen völlig vertraue, und überzeugt sei, daß sie stets auf der Bahn der Ehre bleiben würden.

Während der Herzog den Truppen diese kleine Anrede hielt, hatte er den General von Herzberg zu den Empörern geschickt, um sie aufzufordern, sich zurückzuziehen, und ihnen im Fall der Weigerung zu drohen, sie mit Kanonenschüssen zurücktreiben zu lassen. Als der General zurückkam, sagte er dem Herzoge, daß der Grund der Unzufriedenheit des Volkes seine auf morgen festgesetzte Reise nach England sei, daß das Volk eine Verminderung der Abgaben, Arbeit und die Anerkennung der Stände des Adels verlange.

Der Herzog antwortete: „Die Abgaben gehen mich nichts an, da diese die Stände bestimmen. Was die Arbeit anbetrifft, so habe ich befohlen, daß man in diesem Jahre für 25,000 Thlr. mehr gebe, als in den früheren Jahren. Die Frage wegen der Stände wird jetzt vor dem deutschen Bundestag verhandelt. Was meine Reise nach England anbetrifft, so habe ich dem Könige versprochen, dorthin zu kommen; mein Wort ist mir heilig, und ich werde hingehen."

Die Ruhestörer schrieen und tobten unterdessen unaufhörlich und verlangten die Entfernung der Truppen, indem sie versicherten, daß sie sogleich auseinander gehen würden, wenn diese abmarschirt wären.

Die Falle war zu plump, als daß dieser Vorschlag hätte angenommen werden können; es hätte dies geheißen, sich einem zügellosen Pöbel ohne Vertheidigung überliefern; er würde neuen Muth gewonnen haben, wenn keine Gefahr mehr vorhanden war.

Das Geschrei und das Pfeifen währte indessen ununterbrochen fort und die Aufrührer warfen mit Steinen. Durch die verzögerte Ankunft der Artillerie verlor der Herzog viel Zeit, indem er zur Unthätigkeit gezwungen wurde. Ihre zu lange Abwesenheit verdoppelte noch die Unverschämtheit der Empörer.

Der Herzog ließ unterdessen zwei Escadrons seiner Garde zu Pferde ausrücken; da sie jedoch nicht stark genug schienen, so wurde noch eine dritte Escadron kommandirt. Im Augenblick, wo sie auf den Platz rückte, kam eine Batterie reitender Artillerie im scharfen Trabe an und nahm ihre Richtung nach dem Schlosse. Das Geräusch ihrer Ankunft verursachte den Verschworenen einen heilsamen Schrecken und der blose Anblick der Geschütze genügte, daß sie wie durch Zauberei verschwanden. Die Artillerie hat bei Volksaufständen das Merkwürdige, daß es oft genügt, sie nur zu zeigen, um einen Aufstand zu unterdrücken; aber soll ihre Wirkung kräftig sein, so muß sie sich sogleich zeigen, wenn das Volk noch kein Blut gesehen, wenn es noch kein Pulver gerochen hat, kurz ehe die Hitze des Gefechts ihm Muth gegeben hat, sich der Gefahr entgegenzustürzen; denn ist es einmal in dieser fieberhaften Aufregung, so giebt man ihm oft dadurch nur Waffen gegen sich. Das hat man bei den verschiedenen Revolutionen in Paris gesehen, wo Gewehrfeuer dem Kanonenfeuer voranging.

Während alles dies vorging, erschien eine Deputation des Adels und der Bürgerschaft auf dem Schloßplatze vor dem Herzog, um ihm ihre unwandelbare Treue und ihre tiefe Verachtung für diese Canaille, wie sie sich ausdrückten, zu versichern, welche es wagte, die öffentliche Ruhe zu stören.

Der Herzog dankte und rieth ihnen, sich schlafen zu legen.

Wir haben gesehen, daß der Herzog, vierzehn Tage vor dem Attentat am 7. September, bei den ersten Besorgnissen, die man ihm, in Bezug auf die Möglichkeit einer Revolution einflößte, die Anfertigung einer bestimmten Zahl von Patronen befohlen hatte. Man kann sich daher sein Erstaunen und seine gerechte Entrüstung denken, als am Tage, wo es galt, keine da waren, um sie an die Truppen vertheilen zu können. Dies gab ihm den ersten Gedanken an Verrätherei ein, und der war nur zu sehr gerechtfertigt.

Man wird sich ebenfalls erinnern, daß er auch Befehl gegeben hatte, die beurlaubten Soldaten einzuberufen. Aber diesem Befehle war ebenfalls nicht genügt worden, obgleich es den Anschein hatte, daß er vollzogen worden sei. Man hatte die Abwesenden allerdings einberufen, und damit der Herzog nicht daran zweifeln möge, ließ man sie täglich vor dem Schlosse vorbeimarschiren. Aber man hatte fortwährend jeden beurlaubt, der es nur wünschte, so daß die Zahl der in den Kasernen anwesenden Soldaten nicht stärker war, als vor dem Befehle des Herzogs.

Auf die Vorwürfe, welche er deshalb dem General von Herzberg machte, antwortete dieser, um sich zu entschuldigen, daß nur die in Braunschweig gebornen Soldaten beurlaubt wären, daß er diese Vorsicht für nöthig gehalten in der Furcht, daß sie sich weigern könnten, auf ihre Verwandten zu schießen; und daß ihr böses Beispiel die anderen Truppen anstecken möchte. Trotz dieser Behauptung hatte es sich später gezeigt, daß das ungerechte Mißtrauen des Generals, sie gerade anreizte, das Gegentheil von dem zu thun, was er zu fürchten vorgab, und daß sie, gewonnen durch das Geld des Adels, in die Reihen des Volkes traten und die ersten und erbittertsten Angreifer geworden waren.

Bei mehreren Gelegenheiten hatte der General von Herzberg dem Herzoge versichert, daß er mit seinem Kopfe für die Offiziere, aber nicht für die Soldaten stehen wolle.

Die Erfahrung hat seitdem gerade das Gegentheil dieser Versicherung gezeigt. Nach der Abreise des Herzogs waren es gerade die Soldaten, welche die Ordnung herstellen wollten, und die Offiziere, welche sie daran verhinderten.

Da die Empörer, wie man gesehen hat, zerstreut worden waren, ohne daß man gezwungen gewesen, einen einzigen Schuß zu thun, so befahl der Herzog mehreren Regimentern, wieder in ihre Kasernen einzurücken. Nachdem er die Posten hatte verdoppeln lassen, behielt er nur die Schloßwache bei sich, welche er selbst inspicirte, stellte die Posten aus, sorgte für den Verschluß aller Zugänge und gab Instruktionen für den Fall eines Angriffs. Darauf zog er sich in sein Kabinet zurück, zeichnete hier den Plan des Schlosses von Braunschweig und seiner Umgebungen und traf die nöthigen Vorkehrungen für den andern Tag. Es schien noch nicht Alles vorüber, denn die Empörer hatten bei ihrem Rückzuge gedroht, am Abend des 7. wieder anzufangen.

Der Herzog befahl, daß jeder Posten, der angegriffen, oder

eine Versammlung von Aufrührern bemerken würde, sogleich dem benachbarten Posten durch einen Schuß ein Signal geben sollte.

Befehle der Polizei untersagten jede Versammlung von mehr als drei Personen. Die Wirthshäuser mußten um acht Uhr des Abends geschlossen werden. Diese verschiedenen Anordnungen wurden in der Nacht gedruckt und bei Tagesanbruch angeklebt.

Am Morgen des 7. stellte sich dieselbe Deputation der Bürgerschaft, welche der Herzog am Abend vorher schlafen geschickt hatte, sehr früh im Schlosse ein, und bat um die Ehre einer Audienz.

Der Herzog empfing sie in Gegenwart seiner beiden Adjutanten. Diese Deputation sprach den Wunsch aus, daß ihr Fürst die Gnade haben wolle, den Befehl zu ertheilen, daß die an einem gewissen Ort aufgefahrenen Kanonen abgeführt würden. Der Herzog bewilligte dies. Sie verlangte ferner die Erlaubniß, eine Bürgergarde bilden und an diese Waffen vertheilen zu dürfen.

Der Herzog antwortete, daß er ihren guten Willen anerkenne, daß er ihnen aber riethe, ihren Plan aufzugeben, bis sie Uniformen haben würden, indem sie, im Fall, daß die Truppen genöthigt wären, Feuer auf das Volk zu geben, derselben Gefahr ausgesetzt sein würden, da man sie aus Mangel eines äußern Abzeichens während der Nacht nicht würde erkennen können. „Bleiben Sie also ruhig zu Hause," setzte der Herzog hinzu, „und gehen Sie selbst nicht auf die Straße, denn ich glaube, daß wir diesen Abend gezwungen sein werden, uns zu schlagen."

Als später einige Personen seines Gefolges den Herzog fragten, ob es unter diesen Umständen noch immer seine Absicht sei, nach England zu reisen, antwortete Se. Durchlaucht: „Ja." — In diesem Falle, antworteten die Frager, würde er den Augenblick seiner Abreise sehr beschleunigen müssen, denn bald werde es ihm nicht mehr möglich sein, zu reisen, indem die Empörer laut die Absicht geäußert hätten, die Reisewagen zu zerstören.

„Der Dukel Ew. Durchlaucht, der Großherzog von Hessen," fuhren diese Herren fort, „ist vor vier Tagen durch das Volk verhindert worden, seine Hauptstadt zu verlassen, indem dasselbe den Pferden die Stränge abschnitt und ihn dadurch nicht allein zwang umzukehren, sondern ihm auch das Versprechen abnöthigte, in Darmstadt zu bleiben."

„Mir soll man es nicht so machen," antwortete der Herzog, „ich werde Braunschweig zu Pferde verlassen, und wenn man mich daran verhindern will, so werde ich mir an der Spitze meines Garderegiments, den Degen in der Hand, einen Weg zu bahnen wissen. Uebrigens, meine Herren, danke ich Ihnen für Ihre Bemerkung."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Reisewagen. — Sechs Uhr Abends. — Sendung des Barons von Weltzien. — Der Obermarschall hat den Kopf verloren. — Bäume, von dem Volke gefällt. — Nicht ausgeführte Befehle. — Die isolirten Schildwachen. — Zehntausend Bauern unter den Waffen. — Das Diner des Herzogs. — Naivität eines Offiziers. — Das Garderegiment. — Der soufflirte Oberst. — Die Empörer wollen die Gitter des Schlosses niederreißen. — Das Kommando wird dem General v. Herzberg anvertraut. — Abreise des Herzogs. — Die zögernden Wagen. — Irrthum in Bezug auf den Weg. — Der Kapitän Bause. — Kleingewehrfeuer. — Verrätherei der Offiziere. — Die durchnäßten Patronen. — Empörung und Verrath. — Der General v. Herzberg und Judas. — Feuer im braunschweigischen Schlosse. — Gleichgültigkeit der Fremden. — Die Wege der Oeffentlichkeit sind dem Herzoge verschlossen. — Arrestationen und Verhöre ohne Resultat. — Der Prinz Wilhelm und die brudermörderische Hand. — Beweise von dem Einverständnisse der Edelleute mit den Anzündern des braunschweigischen Schlosses. — Eine Volksrevolution und eine aristokratische Revolution. — Die von den Offizieren verbrannten Fahnen. — Ruhe in einem Wirthshause. — Veränderung der Kleidung. — Unnütze Befehle. — Antwerpen und der General Chassé. — Zustand der Bevölkerung von Antwerpen.

Um jedem Versuch gegen die Reisewagen zuvorzukommen, befahl der Herzog, sie unter Eskorte einer Kavallerieabtheilung in die Gärten des Schlosses zu bringen.

Indessen schlug es sechs Uhr, und trotz der ausdrücklichen

Befehle des Herzogs, sah man noch keinen Soldaten auf dem Schloßplatze, während Massen von Volk vor dem Gitter erschienen.

Der Herzog sah sich daher genöthigt, den Major von Lübeck abzuschicken, um den General und die Truppen zu holen.

Darauf faßte Se. Durchlaucht den Entschluß, den Baron von Weltzien mit den Reisewagen, unter dem Schutze einer Kavalleriebedeckung nach Hildesheim, der ersten hannöverischen Stadt von der Grenze, zu schicken, und selbst in Braunschweig zu bleiben, um den Aufruhr zu unterdrücken, wie er es in der vorhergehenden Nacht gethan hatte. Da es aber unmöglich war, dem Obermarschall diesen Auftrag anzuvertrauen, weil er gänzlich den Kopf verloren hatte, so wandte sich der Herzog an den Baron von Münchhausen. Dieser versprach, sich pünktlich nach den Befehlen des Herzogs zu richten, bat aber zugleich seine Durchlaucht, ihn für nichts verantwortlich zu machen, was geschehen könne, indem er fest von der Unmöglichkeit überzeugt sei, die Reisewagen aus Braunschweig hinauszubringen.

Da die Meinung des Barons von Münchhausen von der ganzen Umgebung getheilt wurde, so entschloß sich Se. Durchlaucht, seine Reisewagen selbst aus den Thoren der Stadt zu bringen, und dann gleich wieder dahin zurückzukehren. Unterdessen brachte man dem Herzoge von allen Seiten die Nachrichten, daß das Volk an dem Wege, welchen die Wagen nehmen müßten, die Bäume fälle, daß es die Thore der Stadt geschlossen und sie seit dem Augenblicke verbarrikadirt halte, wo der Herzog die hier gewöhnlich aufgestellten Wachen zurückgezogen.

Die Aufhebung der Wachen an den verschiedenen Stadtthoren war die Folge einer allgemeinen Maßregel. Der Herzog hatte es für nöthig gehalten, alle Posten und Wachen der Stadt einzuziehen, weil er es eines Theils für gefährlich hielt, zu schwache Abtheilungen der Gefahr auszusetzen, von der Masse umzingelt und entwaffnet zu werden, und weil ihm andrerseits die Klugheit gebot, alle seine Kräfte auf dem Hauptangriffspunkte zu vereinigen. Der Herzog hatte ferner befohlen, daß die Posten, welche gewöhnlich außerhalb des Gitters und der Einfahrten zum Schlosse standen, innerhalb derselben aufgestellt werden sollten; aber diesem vom Herzoge erlassenen Befehle wurde eben so wenig Folge geleistet, als denen, von welchen wir früher sprachen. So blieben die Schildwachen außerhalb des Gitters und durch den Schluß aller Ausgänge isolirt, von jeder Unterstützung abge-

schnitten und den Empörern preisgegeben, welche sie durch Hin- und Herstoßen mißhandelten und ihnen die Waffen entrissen.

Mitten unter diesen Schwierigkeiten, die sich von Augenblick zu Augenblick vermehrten, kamen noch, um das Maas voll zu machen, die Barone von Weltzien und von Münchhausen, und theilten dem Herzoge mit, daß zehntausend bewaffnete Bauern nach der Stadt marschirten und daß, wenn er unter diesen Umständen darauf bestehe, seine Wagen aus der Stadt zu bringen und vor der Ankunft dieses Schwarmes wieder zurück sein wolle, er keinen Augenblick zu verlieren habe.

Man hatte wie gewöhnlich das Diner des Herzogs aufgetragen; aber er setzte sich nicht zu Tische, erlaubte jedoch den Personen, welche ihn umgaben, wenn sie wollten, sich zu setzen. Die wichtigsten Personen, welche sich damals beim Herzoge befanden, waren der Staatsminister, Baron von Münchhausen, der Obermarschall, Baron von Weltzien, der erste Adjutant, Oberst von Girsewald, die Ordonnanzoffiziere von Sommer und von Garssen, der Kammerherr Baron von Lübeck, der Leibarzt des Herzogs, Herr Pockels und einige Andere. Im Augenblick, wo der Herzog in den Schloßgarten hinunterging und in der Feldmarschallsuniform zu Pferde stieg, kam der Generallieutnant, Baron von Herzberg, ebenfalls zu Pferde und in Begleitung mehrerer Offiziere an.

Als ihm der Herzog wohlverdiente Vorwürfe machte, entschuldigte sich der General, indem er sagte, daß der Adjutant, welchen der Herzog damit beauftragt hatte, ihm seine Befehle zu überbringen, dies nicht gethan habe, und daß daher die angegriffenen Schildwachen nicht Feuer gegeben hätten.

Das zweite Linienregiment, welches in Wolfenbüttel in Garnison stand, war nicht erschienen. Man hatte das Volk nicht daran verhindert sich zu versammeln, und der Oberst Girsewald, den der Herzog beauftragt hatte, es zu zerstreuen, kam zurück und brachte die sehr naive Antwort, daß das Volk nicht gehorchen wolle, indem es sage, daß die Trottoirs ihm gehörten und daß es dieselben nicht zu verlassen brauche. Der Oberst setzte hinzu: „Wenn Ew. Durchlaucht wollen, daß sie gehen, so muß man sie zusammenhauen lassen."

Später erfuhr der Herzog, daß der General und die Offiziere überhaupt ihren Soldaten ausdrücklich verboten, ihre Säbel zu gebrauchen und ihnen befohlen hatten, immer im Schritt,

einer hinter dem andern zu reiten, als ob sie ihre Pferde spazieren führten.

Am 7. September, Abends 7 Uhr, während der Herzog, wie wir eben erzählt haben, mit dem General v. Herzberg sprach, rückte das Garde-Kavallerieregiment im Trab in den Schloßgarten ein. Der Herzog bezeichnete dem Kommandeur desselben, Baron von Hennings, die Stellung, welche dieses Regiment einnehmen sollte; aber dieser Offizier, anstatt die Befehle des Herzogs durch eine prompte und regelmäßige Bewegung auszuführen, schwatzte einige so unverständliche Phrasen, daß ihn selbst seine Soldaten nicht verstanden, und daß der Major von Normann, der an der Spitze seiner ebenfalls im Schloßgarten aufgestellten schwarzen Jäger gegenwärtig war, sich genöthigt sah, ihm das Kommando zuzuflüstern, welches der Oberst ihm nachsprach.

In demselben Augenblick sprengte ein Ordonnanzoffizier des Generals im Galopp heran; er hatte einen Trompeter des Generalstabes bei sich, der eine ganz rothe, mit Gold besetzte Uniform und eine Bärenmütze trug. Der Offizier sagte zum General: „Excellenz, die Empörer suchen das Gitter niederzureißen, es ist keine Minute zu verlieren! Was befehlen Sie, das geschehen soll?"

Der Herzog hatte diese Worte eben so gut gehört, wie der General. Er sagte zu diesem: „Ich verlasse die Stadt nur auf einige Augenblicke, und übergebe Ihnen das Kommando während meiner Abwesenheit. Machen Sie es, wie ich es gestern gemacht habe, wenn Sie glauben, mir für mein Schloß und für die Ruhe der Stadt stehen zu können, wenn nicht, so bleibe ich."

„Verlassen Sie sich auf mich, gnädigster Herr!" rief der General, indem er die Hand des Herzogs ergriff und sie an seine Lippen führte. „Ich danke Ihnen für das Zutrauen, welches Sie mir schenken, ich stehe mit meinem Kopfe für Alles, Sie können ohne die geringste Besorgniß selbst Ihre Reise nach England fortsetzen."

Nach dieser Versicherung zog der Herzog den Degen, setzte sich an die Spitze von zwei Eskadrons seines Garde-Kavallerieregimentes und ritt im scharfen Trab durch den Garten, einige Plänkler vor sich.

Als er an den Ort kam, wo die Reisewagen standen, befahl er denjenigen, welche sie führten, zu folgen, und unter dem

Schutze der dritten und vierten Eskadron seines Garde-Kavallerie-regimentes abzuführen.

Diese Bewegung wurde mit solcher Schnelligkeit ausgeführt, daß der Herzog, erst nachdem er auf dem innern Stadtwall Halt kommandirt hatte, entdeckte, daß seine Reisewagen ihm nicht folgten, und daß er statt zwei Eskadrons drei bei sich hatte.

Der Herzog, über das Zurückbleiben seiner Wagen erstaunt, schickte Ordonnanzen ab, um den Grund davon zu erfahren.

Bei der Rückkehr der Ordonnanzen ließ der Herzog auf dem Wege, den nach seiner Meinung die Wagen genommen haben könnten, eine Eskadron vorausmarschiren, und nachdem er einige Augenblicke vergebens auf ihre Ankunft gewartet hatte, setzte er ebenfalls seinen Marsch fort.

Erst am Thore erfuhr er, daß seine Wagen in Begleitung einer Eskadron passirt wären.

Nun schickte der Herzog die beiden ersten Eskadrons mit ihren Obersten nach dem Schlosse zurück und folgte seinen Wagen nur mit einer Eskadron. Bis an die Thore der Stadt war der Herzog, außer von seinen Gardeoffizieren, noch von dem Major von Normann begleitet worden; dort sandte er ihn zurück, um sein Kommando im Innern wieder zu übernehmen. Der Oberst von Girsewald, den er damit beauftragte, die Nachricht von den Vorgängen in Braunschweig nach Berlin zu bringen, und im Fall es nöthig sein sollte, Hülfe zu verlangen, war auch bei dem Herzoge nebst mehreren Ordonnanzoffizieren, wie der Baron von Sommer und von Garssen, die er bei sich behielt.

So oft getäuscht, kam der Herzog endlich auf den Punkt, nichts mehr zu glauben, als bis er es gesehen habe. Er entschloß sich daher, seine Wagen einzuholen; er erreichte sie erst in einer beträchtlichen Entfernung von der Stadt und fand bei ihnen einen andern seiner Adjutanten, den Kapitän Bause, der ihm sagte, daß, nachdem er vergebens versucht habe, zu ihm zu kommen, zu diesem Mittel gegriffen habe, um ihn nicht zu verfehlen.

Dieser Offizier rieth dem Herzoge sehr eifrig, seine Reise nach England fortzusetzen, weil, sagte er, nach so wichtigen Ereignissen ihm Niemand wirksamer helfen und bessern Rath ertheilen könnte, als sein Onkel, der neue König von Großbritannien, mit dem er stets in den freundschaftlichsten Verhältnissen gestanden habe.

Der Herzog zögerte indessen noch und wandte sein Pferd

nach der Stadt, als er Kleingewehrfeuer hörte. Da sah er Feuer in der Stadt, und in demselben Augenblicke sprengte ein Offizier der Suite mit verhängtem Zügel heran. Dieser meldete dem Herzog, daß die Truppen auf Befehl ihrer Offiziere die Waffen niedergelegt, ihre Patronen ins Wasser geworfen hätten und in ihre Kasernen zurückgekehrt wären.

Diese letzten ungünstigen Nachrichten bestimmten den Herzog, seine Reise nach England fortzusetzen.

So gaben sich Empörung und Verrath in Braunschweig die Hand. Aber unter so vielen Verräthern gab es einer, dessen Pflichtvergessenheit den Preis verdient, und zu dessen Namen die Geschichte, wenn sie sich mit einem solchen Menschen beschäftigen könnte, den Namen Judas hinzufügen müßte. Es ist dies der Generallieutenant, Baron von Herzberg, derjenige, welcher die zu Braunschweig stationirenden Truppen kommandirte, den sein Fürst, als er abreiste, mit seiner ganzen Macht bekleidet hatte, um die Empörung zu unterdrücken und das Schloß zu vertheidigen, der so eben sich diese Gunst vom Herzoge erbat, indem er ihm mehrmals die Hände küßte, und ihm sagte, daß er mit seinem Kopfe und mit seiner Ehre für die Ruhe der Stadt und die Sicherheit des Schlosses hafte! Gott sei Dank, solche Schurken sind selten.

Kaum war der Herzog abgereist, so vereinigte sich dieser Judas mit den Feinden seines Fürsten und überlieferte das Schloß seines Wohlthäters den Flammen.

Nach der Abreise des Herzogs waren die guten Bürger durch ihren neuen Herrn bald eingeschüchtert und gezwungen, den Schloßbrand als eine von ihnen verrichtete Heldenthat zu betrachten.

Der Fremde, der das Geschrei der Partei für die Meinung Aller halten mußte, weil andere Stimmen sich nicht zu erheben wagten, wurde eben so leicht getäuscht, wie die leichtgläubigen Leute im Lande.

Es war dabei keine Opposition zu fürchten, es konnte sich kein Streit zwischen dem Volke und dem Adel erheben, das Volk war betrogen, zum Besten gehalten, zu einem Instrument gemacht worden, bis man es zum Opfer machte. Und selbst, wenn in Braunschweig eine Anzahl von Patrioten war, wer würde es gewagt haben, einer Faktion entgegenzutreten, welche sich mächtig genug gezeigt hatte, ihren Fürsten zu stürzen? Und ferner waren alsbald auch die öffentlichen Blätter den Beschwerden des Her-

zogs geschlossen. Kein Fürst wollte es erlauben, daß man von dem Unglück eines verrathenen Fürsten sprach, als ob der Verrath nicht auch an ihrer Thüre lauerte. Die Wahrheit zu sagen, sie versprachen ihm ihre Hülfe, aber unter der Bedingung eines absoluten Stillschweigens.

Der Herzog Carl darf niemals nach Braunschweig zurückkehren! Dies war das Losungswort der Partei, und konnten sich nach alle dem diejenigen anders ausdrücken, welche den ersten Schritt gethan hatten? Man mußte wohl den zweiten thun, ihre Existenz hing davon ab, sie wußten, daß hinter ihnen ein Abgrund war. Daher diese Sündfluth von Verläumdungen, diese zahlreichen Briefe, diese zweideutigen Gesandtschaften, und vor Allem ein neuer Souverain, der dem rechtmäßigen Fürsten entgegengesetzt würde.

In der Hoffnung, vermittelst Geld oder Drohungen sich Zeugen gegen den Charakter des Herzogs Carl zu verschaffen, mußte man Verdacht verbreiten, geheime Agenten des Herzogs erfinden, und um den Anklagen gegen diese nur irgend einen Anschein von Grund zu geben, verhörte man sie und setzte sie ins Gefängniß, so spielte man mit der Freiheit von Menschen. Jedoch trotz aller Machinationen, Drohungen und moralischer Folterungen hatte der braunschweigische Adel doch den Verdruß, Niemand zu finden, der gelehrig genug gewesen wäre, seinen Haß zu befriedigen und sein Verbrechen durch falsche Beschuldigungen gegen den Herzog zu rechtfertigen.

Der Prinz Wilhelm hieß Alles gut, was der aufrührerische Adel gethan, um die Stelle seines Bruders auf dem Throne einzunehmen, was er bis jetzt noch nicht öffentlich abzuläugnen gewagt hat. Aber ohne Zweifel unterrichtet in den Grundsätzen eines Herzberg, gab er seine Verstellung auf, als er es nicht mehr nöthig hatte, die öffentliche Meinung zu fürchten. Wir werden ihn einen Monat später, nach der Abreise seines Bruders, wenn der Herzog sich an den Grenzen des Herzogthums zeigen wird, Soldaten abschicken sehen, um ihn zu erschießen; wir werden sehen, wie er, eben so habgierig als entmenscht, alle Güter seines Bruders konfisziren, sich der Fonds, welche der Herzog bei einem Banquier deponirt, bemächtigen, wie seine brudermörderische Hand rasende Proklamationen gegen seinen Fürsten unterzeichnen wird, und wie es ein Anspruch auf seine Gunst ist, um den Preis der Verrätherei gerungen zu haben.

Wir mußten, indem wir ein wenig den Ereignissen vorgriffen,

einige der Folgen der von dem Adel zu Braunschweig erregten Revolution aufzählen, um die Lage des Herzogs im Augenblick seiner Abreise besser beurtheilen zu können. Man sieht jetzt, wie diese Lage ihm verzweifelt erscheinen mußte, seit es ihm fürchterlich klar wurde, daß er von seinen Ministern verkauft, von seinen Adjutanten verrathen und von den Offizieren seiner Truppen verlassen war. Dies waren, wie man gesehen hat, die letzten Neuigkeiten, welche ihm ein Offizier der Suite in dem Augenblick brachte, als die Flamme das Haus seiner Väter zu zerstören begann.

Zu den Beweisen des Einverständnisses des Adels, nicht allein mit den Verschwörern, sondern selbst mit den Mordbrennern, wollen wir einen hinzufügen, der ohne Zweifel unwiderleglich erscheinen wird. Als in der Nacht vom 7. auf den 8. September die Bauern und der Förster des Grafen von Oberg ihrem Herrn sagten, daß am Himmel in der Richtung nach Braunschweig, ein großes Feuer zu sehen sei, war der Graf überrascht, aber nicht über das Ereigniß selbst, sondern daß es diesen Abend und nicht in der darauf folgenden Nacht stattfand. Zu dieser Thatsache wollen wir noch eine andere hinzufügen, die jeden wohlmeinenden Leser zu demselben Schlusse führen wird. Der Postmeister in Hannover wurde von mehreren Personen gefragt, ob es wahr, daß das Schloß in Braunschweig abgebrannt sei. Die Frage an sich selbst war ohne Zweifel sehr natürlich, aber was sie merkwürdig machte, ist, daß sie mehrere Tage vor dem Brande gethan wurde.

Welch ein Unterschied zwischen einer Revolution des Volkes und einer Revolution der Aristokratie! Die erstere achtet alte Rechte und nimmt nichts; die letztere plündert, brennt, brandschatzt und mordet. Innerhalb fünfzig Tagen war der Herzog in den Stand gesetzt worden, darüber Vergleiche anzustellen.

Man stahl in Braunschweig Alles, was man dem Herzog Carl Gehöriges fand.

Die Offiziere, welche die Truppen des Herzogs kommandirten und auf der Seite der Aristokratie waren, hatten nicht einmal dieses gewöhnliche point d'honneur, ihre Fahnen zu vertheidigen. Sie ließen die ihrigen auf dem Schloßplatze verbrennen.

Der Bruder des Herzogs, wenn man so noch einen Menschen zu nennen wagt, der alle Gesetze der Natur und alle Gefühle der Ehre mit Füßen getreten hat, kam gerade zur rechten Zeit,

um das Verbrechen gegen seinen Fürsten zu vollenden, welches der Adel so glücklich begonnen hatte.

Einige Meilen von der braunschweigischen Grenze hielt der Herzog in einem großen und schönen, isolirt an der Straße gelegenen Gasthause, um hier eine leichte Mahlzeit einzunehmen und die Kleider zu wechseln, denn er hatte die Nacht vom 7. auf den 8. in voller Uniform in seinem Reisewagen zugebracht, ebenso wie seine Adjutanten und sein Gefolge.

Von diesem Gasthofe richtete der Herzog Depeschen, welche Instruktionen und Befehle an sein Ministerium in Braunschweig, an den Bundestag zu Frankfurt und an seine Gesandten zu Wien und Berlin enthielten.

Bei seiner übereilten Abreise hatte der Herzog von den weiter oben genannten, zu seiner Begleitung bestimmten, Personen nur die Barone von Sommer und von Garssen mitnehmen können.

Er befahl daher seinem Ministerium, den General von Buttlar nach London, den Staatsrath Fricke nach Frankfurt und seinen Adjutanten, den Baron von Grabau, nach Wien zu schicken.

Nachdem der Herzog diese Anordnungen getroffen hatte, setzte er seine Reise bis Rotterdam fort, wo er den größten Theil seiner Equipagen unter der Direktion des Barons von Garssen einschiffen ließ; er selbst schlug in Begleitung des Kapitäns Baron von Sommer den Weg nach Calais ein.

In Antwerpen angekommen, kam der General Baron Chassé, dessen Adjutant der Herr von Sommer in der russischen Kampagne gewesen war, in das Hôtel des Herzogs. Nachdem er von seinem alten Adjutanten die Vorgänge in Braunschweig erfahren hatte, bat er ihn inständigst, den Leuten des Herzogs zu verbieten, davon etwas verlauten zu lassen, weil, sagte er, Antwerpen in einem beunruhigenden Zustande wäre.

Der General Chassé, der den Ort kommandirte, in welchem sich eine ziemlich starke Garnison befand, und in dessen Wohnung der auf einer Inspektionsreise begriffene Prinz Friedrich abgestiegen war, hatte es in der That für nöthig gehalten, die ganze Garnison aus der Stadt zu ziehen und in der Citadelle einzuschließen.

Nur allein am Tage stand eine Abtheilung Infanterie auf dem großen Platze von Antwerpen, mit geladenem Geschütz und brennenden Lunten.

In der Nacht zogen sich alle Truppen zurück, und dann war der Befehl gegeben worden, die Häuser in allen Straßen zu erleuchten.

Da der General Chassé erklärt hatte, daß er bei dem ersten Anzeichen von Empörung Antwerpen bombardiren lassen werde, so hatten die Reichen die Stadt verlassen und waren in ihre auf dem linken Ufer der Schelde gelegenen Landhäuser gezogen; die weniger reichen oder armen Bewohner, die Gründe hatten, in der Stadt zu bleiben, hielten sich alle an dem Ufer des Flusses auf, oder in Kähnen, die bereit waren, bei dem ersten Kanonenschusse abzustoßen. Nur den Pöbel und die Truppen sah man auf den Straßen; alle Thüren und Fenster waren am Tage geschlossen, dagegen in der Nacht war Alles offen und erleuchtet.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Herzog verläßt Braunschweig, um sich nach London zu begeben. — Er schifft sich in Dover aus. — Er wird hier durch eine Ehrenwache des 60. Jägerregiments empfangen, welche von dem Marquis von Duero, dem Sohne des Herzogs von Wellington, kommandirt ist. — Er wird durch 101 Kanonenschüsse begrüßt. — Reise des Herzogs nach Brighton. — Brief des Grafen von Aberdeen. — Herr von Taylor. — Besondere Audienz bei dem Könige. — Der König macht dem Herzoge sehr schöne Anerbietungen, welche Seine Durchlaucht ausschlägt. — Zusammentreffen mit dem Herzoge von Cambridge. — Die Königin von England. — Verweigerter Empfang. — Details über die Ursachen des Benehmens der Adelaide von Meiningen gegen den Herzog. — Frühere Erinnerungen. — Einfluß des Grafen Münster auf den König Georg. — Das begehrte und verweigerte Geschenk. — Ursprung des Vermögens des Herrn von Schmidt. — Die Herren von Veltheim und von Linsingen. — Die Wahl eines Kammerherrn. — Entfernung und Avancement. — Erste Zusammenkunft der jungen braunschweigischen Prinzen mit ihrem künftigen Gouverneur. — Adelaidens Korrespondenz mit Herrn von Linsingen. — Der liebenswürdige Kammerherr. — Medicinische Scene vor dem Tode Georgs IV. — Berathung über das Gehirn des Herzogs von Clarence. — Unschädliche Narrheit. — Macht des britischen Parlaments. — Der Graf und die Gräfin von Münster. — Die beiden Rollen und der erreichte Zweck. — Schwachheit Wilhelms IV. — Schändliches Benehmen der Feinde des Herzogs. — Wichtiger Umstand. — Bitte um Geld, und abschlägige Antwort. — Verdoppelung der Intriguen. — Gewalt der Königin über den König. — Der König verändert den Ton. — Vorschläge des Herzogs von Wellington. — Der kleine Usurpator.

Der Herzog Carl führte endlich den gefaßten Vorsatz, sich nach England zu begeben, aus. Dieser Entschluß, obgleich er den Augenblick beeilte, in welchem die Revolution in Braunschweig

ausbrach, kann nicht getadelt werden, wenn man die Stimmung der Gemüther in dem Herzogthume sorgfältig prüft. Es ist in der That klar, daß der Adel in seinen Plänen zu weit gegangen war, um zurücktreten zu können, daß die Abreise des Herzogs nur ein Vorwand und nicht eine Ursache war, und daß, wenn er geblieben, dies eine Schwachheit gewesen wäre, die nichts zur Erhaltung seines Thrones beigetragen hätte.

Der Wind war bei der Ueberfahrt günstig, und er landete in Dover, wo Se. Durchlaucht durch 101 Kanonenschüsse begrüßt wurden. Man pflanzte die königliche Standarte auf den Thurm der Citadelle, und der Marquis von Duero, Sohn des Herzogs von Wellington, stellte sich dem Herzoge vor, an der Spitze einer Abtheilung des 60. englischen Jägerregiments, die ihm als Ehrenwache dienen sollte. Es ist dies ein bei Ankunft eines Prinzen von Geblüt oder eines gekrönten Hauptes in England üblicher Gebrauch. An demselben Tage setzte der Herzog seine Reise nach London fort und stieg in seinem Hause ab, wo er von dem Baron von Garssen empfangen wurde, der ihm mit dem Reste seines Gefolges wenige Tage vorangegangen war. Der Herzog fand hier auch bei seiner Ankunft den Stallmeister Aloard, dem er seine Unzufriedenheit darüber ausdrückte, daß er seine Equipagen verlassen hatte und allein angekommen war.

Der Baron von Sommer schrieb auf Befehl des Herzogs an den Grafen von Aberdeen, um ihm die Ankunft Sr. Durchlaucht anzuzeigen, und daß Dieselbe den König zu sehen wünsche. Herr von Sommer trug den Brief in das Hôtel des Grafen, aber da er hörte, daß der Minister in diesem Augenblicke bei dem Könige im Pavillon von Brighton sei, so zeigte er dies Sr. Durchlaucht an, welche sogleich den Entschluß faßte, sich ohne Zögern in die königliche Residenz zu begeben.

In Brighton angekommen, erfuhr der Herzog im Hôtel des Grafen Aberdeen, daß dieser Minister an demselben Tage nach London zurückgekehrt sei. Da er keinen vergeblichen Weg gemacht haben wollte und sich so nahe bei dem Könige befand, so schickte der Herzog zu dem Herrn von Taylor, dem Kabinetssekretär Sr. Majestät, um ihm seine Ankunft und die Gründe seiner Gegenwart in Brighton anzuzeigen.

Herr von Taylor kam zum Herzoge und begleitete ihn zu Sr. Majestät. Der Herzog fand den König in seinem Arbeits-

kabinete. Beide waren in tiefer Trauer und trugen kein anderes Abzeichen ihres Ranges als ein Großkreuz ihrer Orden.

Beim Eintreten reichte der König dem Herzoge die Hand und sagte: „Mein Neffe, sein Sie davon überzeugt, daß ich den lebhaftesten Antheil an den Vorgängen in Ihrem Lande nehme; ich habe alle mögliche Achtung vor Ihrem unabhängigen Charakter und vor Ihrer Person als Chef unseres gemeinschaftlichen Hauses. Kann ich Ihnen dienen, so disponiren Sie über mich; ich bin bereit, Befehle zu geben, daß meine hannöverischen Truppen Ihr Herzogthum militärisch besetzen, wenn Sie diesen Wunsch schriftlich gegen mich aussprechen."

— „Mein Onkel," antwortete ihm der Herzog, indem er ihm auf englische Weise die Hand schüttelte, „ich erkenne dankbar die freundlichen Gesinnungen an, welche Sie mir zeigen, aber ich hoffe, das Anerbieten, welches Sie mir machen, nicht nöthig zu haben. Ich habe Grund, zu glauben, daß die Empörer zur Vernunft gekommen sind, daß sie das Verrückte ihres Unternehmens fühlen und von selbst zu ihrer Pflicht zurückgekehrt sein werden."

Als Se. Durchlaucht den König verließ, begegnete sie dem Herzoge von Cambridge, der ihr dieselbe Rede wie der König hielt und sich in Entschuldigungen wegen seines früheren Benehmens erschöpfte, indem er hinzufügte, daß er mit dem größten Bedauern und nur nach den ausdrücklichen und strengsten Befehlen des Königs Georgs IV., seines Bruders, gehandelt habe.

Der Herzog von Cambridge führte, um nicht kompromittirt zu sein, diese Unterhaltung mit Sr. Durchlaucht in deutscher Sprache, denn die Wände konnten Ohren haben.

Ehe der Herzog das Schloß von Brighton verließ, fragte er Herrn von Taylor, ob er die Ehre haben könne, die Königin zu sehen, worauf dieser ihm antwortete, daß Ihro Majestät Seine Durchlaucht nicht annehmen wollten.

Der Herzog konnte sich leicht die Gründe des Betragens der Königin bei dieser Gelegenheit erklären, obgleich er es trotzdem ein wenig unartig fand.

Um davon die Erklärung zu geben, wollen wir hier in einige Details eingehen, welche wir versprachen, als wir zum ersten Male der Prinzessin von Meiningen gedachten, die durch ihre Heirath Herzogin von Clarence geworden war.

Wir haben früher gesehen, wie Graf Münster der Urheber der Zwistigkeiten zwischen dem Könige Georg IV. und seinem Neffen

wurde, welche man gewiß noch im Gedächtnisse haben wird. Er war die Seele und der Förderer aller Intriguen, und mißbrauchte seinen Einfluß auf seinen Herrn, um eigenmächtig die Erziehung des Herzogs Carl und die Regierung des Herzogthums Braunschweig zu leiten.

Dieser Mann war so bekannt wegen seiner Herrschaft über den Geist Georgs IV., man kannte sowohl seinen, so zu sagen, allmächtigen Einfluß, den er auf die Regierung der deutschen Staaten ausübte, welche dem königlichen Hause von England gehörten, daß man ihn gewöhnlich, wenn man von ihm sprach, den Vicekönig von Hannover nannte.

Obgleich er durch seine Geburt zur Aristokratie dieses Landes gehörte, so war der Graf Münster doch in demselben wegen seiner Arroganz verhaßt und verachtet, aber trotzdem war es ihm gelungen, sich das vollkommene Vertrauen des braunschweigischen Adels zu erwerben, der ihn wie einen Halbgott verehrte.

Nach der Mündigkeitserklärung des Herzogs, die wir so lange als möglich verzögern sahen, hatte er die Frechheit gehabt, ein Geschenk von 50,000 Thlrn. zu verlangen, als Belohnung für seine Sorgen und Mühe!

Hätte er dieses Geschenk erhalten, so würde der Graf der eifrigste Anhänger des Herzogs geworden sein, aber die Verweigerung desselben machte ihn zu seinem tödtlichsten Feinde. Es war auch der Graf, welcher im Namen des Königs mit den Edelleuten der braunschweigischen Stände den nichtswürdigen Vertrag geschlossen hatte.

Er hatte auch dem braunschweigischen Geheimen Rathe von Schmidt-Phiseldeck das geheime Versprechen gegeben, durch welches er ihm seinen künftigen Eintritt in den hannöverischen Staatsdienst sicherte, wenn er seinen Herrn verriethe.

Derselbe Graf Münster war es, welcher den Herzog durch sein Libell beleidigt und sich dann geweigert hatte, ihm Genugthuung zu geben.

Dieser Graf Münster war es nun noch endlich, welcher dem Herzoge den Baron von Linsingen, seinen Verwandten, seinen Schützling, seinen Günstling, zum Gouverneur gegeben hatte. Dies führt uns ganz natürlich auf das, was wir von der Königin von England zu sagen haben.

Adelaide, die Königin von England geworden, war durch

ihre Geburt nichts, als eine kleine Prinzessin des regierenden Hauses von Sachsen-Meiningen.

Bei Meiningen, der Hauptstadt des Herzogthums dieses Namens, befand sich eine sehr berühmte Schule. In dieser Schule hatten unter andern Braunschweigern auch der jetzige Premier-Minister des kleinen Usurpators, der Graf Werner von Veltheim, und der hannöverische Baron von Linsingen, einen Theil ihrer Studien gemacht.

Adelaide, die zu jener Zeit schon in einem gewissen Alter war, übernahm es, die Herzen dieser jugendlichen Herren unter dem Zauber des Geheimnisses zu bilden.

Die Herren von Veltheim und von Linsingen waren bekannt, und rühmten sich ihrer höchsten Gunst.

Zur Zeit ihrer Heirath mit Wilhelm IV., der damals nur Herzog von Clarence war, hatte sie der Herzog häufig in Meiningen gesehen.

Als der Herzog von Clarence mit der Herzogin in Hannover ankam, handelte es sich darum, für sie einen Kammerherrn auszuwählen. Herr von Münster war zu geschickt, als daß er sich diese Gelegenheit, die Gunst der Prinzessin zu erwerben, hätte entgehen lassen; er schlug daher den Baron von Linsingen vor.

In der Folge wurde die Verbindung der Herzogin mit ihrem Kammerherrn zu verdächtig für Adelaide, die Alles ihrem Interesse zu opfern wußte, als daß sie nicht die Nothwendigkeit gefühlt haben sollte, Herrn von Linsingen zu entfernen.

Die Herzogin wollte indessen weder Herrn von Linsingen seine Stelle lassen, noch ihm eine andere verschaffen, die der ähnlich war, welche er bei ihr bekleidete. Indem sie ihn von sich entfernte, wollte sie ihn avanciren lassen.

Dies war jedoch nicht leicht, denn im hannöverischen Dienste war keine höhere Stelle als die seinige vacant.

Eine besonders für ihn zu schaffen würde die Aufmerksamkeit des Publikums zu sehr erregt haben, und dann würden auch die beiden in Hannover möglichen Avancements die sehr große Unannehmlichkeit gehabt haben, den hannöverischen Adel zu erzürnen, indem man Herrn von Linsingen vor ältern und mehr verdienten Kammerherren und Hofleuten hätte den Vorzug geben müssen.

Man mußte also ein anderes Mittel des Heils für den galanten Kammerherrn suchen.

Es war abermals Herr von Münster, welcher diese Sorge auf sich nahm.

Der Obermarschall, Baron von Hohenhorst, hatte bis dahin dem Hofe der beiden jungen Prinzen von Braunschweig vorgestanden.

Es wurde beschlossen, daß dem Baron von Hohenhorst seine Funktion in Braunschweig gelassen, daß aber die beiden jungen Prinzen nach Lausanne in der Schweiz geschickt werden sollten, und daß man den hannöverischen Baron und Kammerherrn von Linsingen an die Spitze ihres Hofstaates stellte, indem man ihm den Titel als Oberhofmeister des braunschweigischen Hofes gab; man dekorirte ihn außerdem mit dem hannöverischen Gueiphenorden, von dem wir früher gesprochen haben.

Hierdurch erreichte Adelaide ihre beiden gleichzeitigen Absichten, nämlich die Entfernung und das Avancement ihres Günstlings.

Adelaide von Clarence und der Graf von Münster übernahmen es selbst, den Vertrauten bei den jungen Prinzen einzuführen, und ihnen zu empfehlen, indem sie ihn unter den günstigsten Auspicien vorstellten.

Die Herzogin that den ersten Schritt, indem sie den Baron den Prinzen nahe brachte. Sie wußte es so einzurichten, daß sie mit ihm eine Woche unter demselben Dache zu Biberstein wohnte.

Ernst von Münster, versehen mit einem von der Herzogin an die Prinzen gerichteten Rekommandationsbriefe, nahm das Uebrige auf sich.

Er lud sie in sein Schloß Derneburg ein, wo er sie 14 Tage mit dem Baron von Linsingen bleiben ließ, den er ihnen nach dieser Zeit als ihren künftigen ersten Gouverneur vorstellte.

Adelaide erschöpfte sich in ihrem Briefe in Lobreden über die Liebenswürdigkeit ihres Schützlings, und bat die Prinzen inständigst, denselben aus Liebe zu ihr zu lieben.

Wir haben indessen gesehen, wie schlecht sich die Prinzen mit ihrem Gouverneur vertrugen, wie sie sich gegenseitig quälten, und wie dieser Letztere endlich sich in einem Anfalle von hitzigem Fieber zum Fenster hinausstürzte.

So lange der Baron von Linsingen bei den Prinzen geblieben war, hatte er fortwährend mit Adelaide von Meiningen in Korrespondenz gestanden, und jedes Mal, wenn er von ihr Briefe empfing, bedeckte er sie mit heißen Küssen, was er nicht heimlich

genug that, als daß die jungen Prinzen nicht mehrmals Zeugen dieser Freudenausbrüche gewesen wären.

Von Zeit zu Zeit schrieb die Herzogin von Clarence an ihre Neffen Episteln, in welchen sie ihnen guten Rath ertheilte, wie sie sich gegen ihren liebenswürdigen Kammerherrn (so nannte sie ihn) betragen sollten. Wir müssen bemerken, daß diese Korrespondenz in dem Augenblicke aufhörte, wo Herr von Linsingen seine Stelle als Gouverneur verlor. Wohlverstanden, wir sprechen hier nur von der Korrespondenz Adelaidens mit den jungen Prinzen, und nicht von der mit dem Baron von Linsingen.

Ziehen wir jetzt einen unmittelbar vorhergehenden Umstand in Betracht, der nicht ohne einige Beziehung zu dem steht, was wir mittheilen wollen.

Man weiß wohl, daß der Tod Georgs IV. kein unvorhergesehenes Ereigniß war; man war auf denselben seit einiger Zeit gefaßt, und dieser Fürst lebte noch, als zu London ein Rath gehalten wurde, in welchem man die Frage verhandelte, ob der Herzog von Clarence der präsumtive Erbe der Krone von Großbritannien und Irland fähig sei, seinem Bruder Georg IV. zu folgen, oder nicht.

Man hatte bei dem Herzoge häufige Geistesabwesenheit und in der Bildung seines Schädels eine gewisse Uebereinstimmung mit dem seines Vaters, Georgs III., glorreichen Andenkens, bemerkt, der aber das Unglück gehabt hatte, lange Jahre in einem Zustande vollständigen Stumpfsinnes zu leben, der nur durch Anfälle von Raserei unterbrochen wurde.

Die deshalb consultirten Aerzte des Herzogs erklärten, daß dabei nichts zu fürchten sei, daß die Symptome der Verrücktheit, deren Vorhandensein bei dem Herzoge sie nicht vollkommen verneinen konnten, eine Verstandsverrückung gutartigen Charakters ankündigten, und die um so weniger gefährlich sei, da sie Seine königliche Hoheit nicht daran verhinderte, vollkommen von der Königin beherrscht zu werden, die ihn wie ein Kind leitete. Sie bemerkten ferner, daß das Parlament von Großbritannien schon eine weit ausgedehntere Macht als der König selbst habe, und daß man im Nothfalle in der Geschichte seines Vaters einen Vorgang finden werde, nach dem man sich richten könne, um ihm die wenige Gewalt zu nehmen, die ihm noch blieb.

In den letzten Jahren der Regierung Georgs IV. hatte Wilhelm, Herzog von Clarence, bei dem Könige, seinem Bruder, in

einer Art von Ungnade gestanden, was bei dem präsumtiven Erben der Krone oft der Fall ist. Dem allgemeinen Gebrauche gemäß, hatten sich die Höflinge von ihm und von der Herzogin entfernt. Der Graf von Münster selbst sah sich genöthigt, diesem allgemeinen Antriebe zu folgen; aber als geschickter Hofmann wollte er zu gleicher Zeit von den Strahlen der aufgehenden und der untergehenden Sonne beleuchtet sein. Um seinen Zweck sicherer zu erreichen, hatte er sich gewissermaßen verdoppelt. Seine Frau, die Gräfin von Münster, die eine Jugendfreundin Adelaidens von Clarence war, hatte die Aufgabe erhalten, niemals die Herzogin zu verlassen, und ihre Sorgfalt und Aufmerksamkeit in dem Maaße zu verdoppeln, als die Herzogin sich von Jedermann verlassen sehen würde. Er selbst war fest in seiner Stellung bei Georg IV., dessen, obwohl sehr gefährliche, Krankheit noch nicht für unheilbar erkärt war; er bewahrte dieselbe für den Fall der Wiedergenesung. So mußten ihm einerseits die übertriebenen Aufmerksamkeiten seiner Frau die Gnade des neuen Königs sichern, und zu gleicher Zeit tadelte er bei dem sterbenden Monarchen das Benehmen der Gräfin sehr eifrig, und behandelte sie mit einer wohlübereinstimmenden Kälte. Dies nennt man sprüchwörtlich: die Ziege und den Kohl schonen.

Aus dem Vorhergehenden kann man schließen, daß der Herzog von Braunschweig bei der durch den Tod Georgs IV. stattgehabten Veränderung hätte viel gewinnen müssen; anstatt eines erbitterten Todfeindes fand er in der Person des Königs von Großbritannien einen alten Freund. Man hat selbst gesehen, wie wohlwollend und herzlich die ersten Worte waren, welche Wilhelm IV. an seinen Neffen richtete. Unglücklicherweise blieb die unermüdliche Bosheit der Feinde des Herzogs nicht unthätig, denn es ist eine anerkannte Wahrheit, daß man Andern am wenigsten das Böse verzeiht, was man ihnen schon gethan hat. Man stimmte leicht den guten Willen Wilhelms IV. um, man benutzte die Schwäche des charakterlosen Fürsten, man knetete ihn, so zu sagen, wie einen Teig, dem man jede beliebige Form eindrückt. So wurde er denn durch den Einfluß der Königin das Spielzeug der beiden Intriguants von Münster und von Linsingen, und diese konnten, zur Schande des neuen Königs von England, ihre unwürdigen Verfolgungen gegen den Fürsten wieder beginnen, welchen Wilhelm IV. selbst als Oberhaupt ihrer gemeinschaftlichen Familien begrüßt hatte.

Wenn man das Terrain der Höfe kennt, so kann man ohne

große Anstrengung der Einbildungskraft sehen, wie die Dinge zugehen mußten; man kann sich demnach leicht die Wuth des Grafen Münster und des Barons von Linsingen vorstellen, als sie eine Familienannäherung zu fürchten hatten, welche ihnen ihr Opfer entriß. Sie sahen den Tag herannahen, wo diese Annäherung eine Ungnade herbeiführen konnte; seitdem neue, nichtswürdige Einflüsterungen, neue verstärkte Verläumdungen, zuerst bei der Königin durch das Organ der Gräfin Münster, und endlich durch die Königin bei dem Könige.

Aehnlich diesen Gliederpuppen, welche die Maler in ihren Ateliers haben, denen sie nach Gefallen und Laune eine Stellung geben, und aus denen sie, je nach dem Kostüme, womit sie dieselben bekleiden, bald einen Römer, bald einen Karthager machen, ließ sich Wilhelm IV. nach dem Willen seiner Frau stimmen.

Es ist gut, es ist selbst nothwendig, hier eines Umstands zu erwähnen, welcher das schändliche Benehmen der Feinde des Herzogs in das vollste Licht stellen wird. Ehe der Graf von Münster und der Herr von Linsingen ihre Anstrengungen vereinigt hatten, um den Herzog bei der Königin und dem Könige zu verderben, hatten sie ihm das Anerbieten gemacht, seiner Sache zu dienen, unter der laut und ohne Scham ausgesprochenen Bedingung, daß er einen von ihnen 25,000, und dem andern 12,000 Thaler geben sollte. Der Herzog verwarf diesen schamlosen Vorschlag, weil man sein Recht zu verkennen scheint, wenn man darin willigt, es zu kaufen, und vielleicht auch, weil er dachte, daß solche Menschen, wenn sie einmal bezahlt wären, sich nicht für mehr gebunden halten würden, als vorher. Wie dem auch sei, die Intriguen des Grafen Münster und des Herrn von Linsingen bei der Königin und dieser bei dem Könige, hatten einen so guten Erfolg, daß bei einer zweiten Audienz, zu welcher der König den Herzog durch den Herzog von Wellington und dem Grafen von Aberdeen nach Brighton eingeladen hatte, der Herzog aus dem Munde des Königs selbst, in Gegenwart des Grafen vernahm, daß er es nicht mehr für passend hielte, die Rechte seines Neffen durch die Gewalt der Waffen zu unterstützen, wobei er indeß hinzufügte, daß er dasselbe Resultat auf dem Wege der diplomatischen Unterhandlung zu erreichen hoffe; dann bat er den Herzog, dem Herzoge von Wellington zu erlauben, seine Angelegenheiten übernehmen zu dürfen.

Alle diese Maßregeln jedoch wurden, was der Herzog unglücklicherweise nur zu spät bemerkte, nur deshalb vom Könige genommen, um den Herzog lange genug in London zurückzuhalten, damit der kleine Usurpator in Braunschweig Zeit gewann, sich einzurichten und zu befestigen. Die Falschheit und Verstellung liegen in der Natur schwacher Menschen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Benehmen des Prinzen Wilhelm bei seiner Usurpation. — Ansteckung des Beispiels. — Die Revolution zu Paris und die Verschwörung zu Braunschweig. — Carl X. und der Herzog Carl. — Auffallender Unterschied. — Debuts des Prinzen Wilhelm. — Spione nach London geschickt. — Die Herren Bause und von Grabau. — Der Graf von Oberg. — Betrügliche Briefe des Prinzen Wilhelm an seinen Fürsten. — Rath, abzudanken. — Das Volk Canaille genannt. — Patent als Generalgouverneur des Herzogthums Braunschweig. — Judasworte. — Gewebe von Schurkereien. — Drohende Briefe. — Das Petschaft und der Dolch. — Ernsthafte Nachricht. — Der König von England und der Herzog von Wellington. — Konferenzen des Herzogs mit dem Herzoge von Wellington und dem Grafen von Aberdeen. — Bedingungen, die dem Herzoge angeboten werden, wenn er seiner Krone entsagt. — Noble Zurückweisung dieser schimpflichen Vorschläge. — Der General Buttlar. — Antworten Rußlands, Oesterreichs, Preußens, und des Bundestages zu Frankfurt auf die Mittheilungen des Herzogs. — Der Baron von Bülow. — Der Herzog auf Veranlassung seines Bruders von den braunschweigischen Aerzten für verrückt erklärt. — Merkwürdige Konferenz des Herzogs mit dem Grafen von Aberdeen. — Die vereitelten Verläumdungen. — Der Bericht der Aerzte auf Befehl des Königs von England zurückgeschickt. — Versicherung des Fürsten von Esterhazy. — Zwei Arten von Usurpation. — Intriguen, um den Herzog in London zurückzuhalten. — Abreise des Herzogs. — Bender von Bienenthal. — Versuch, den Herzog zu ersäufen. — Abscheuliches Wetter und die Seekrankheit. — Der umgestürzte Nachen. — Der Herzog von zwei Matrosen unterstützt. — Ankunft in Calais. — Das Hôtel Dessin. — Der Herzog, durch den Kapitän Bause verfolgt. — Lille, Metz, Hanau und Fulda. — Ankunft des Herzogs bei der Kurfürstin von Hessen-Cassel.

Da wir so eben den Namen des Usurpators des Herzogthums Braunschweig ausgesprochen haben, für welchen man in London so gut arbeitete, so wollen wir hier einige Seiten dem

Benehmen des Prinzen Wilhelm und dem einiger anderer Verräther widmen, die würdig waren, ihm als Stütze zu dienen. Nichts ist ansteckender als das Beispiel, und ohne Zweifel bestimmte das, was in Frankreich vorging, den Prinzen Wilhelm, den Gang seiner Usurpation zu beschleunigen. Als er sah, daß der Herzog von Orleans die Stelle seines Cousins Carls X. einnahm, hielt er auch den Augenblick für bequem, um sich an der Stelle seines Bruders auf den herzoglichen Thron von Braunschweig zu setzen. Aber welch ein Unterschied! Carl X. verletzte die Gesetze des Landes, er bedrohte das Volk in dem Genuß wohlerworbener und durch die Heiligkeit des Schwures befestigter Rechte, Carl X. zeigte sich überall als die Stütze der alten Aristokratie, während der Herzog im Gegentheil das Opfer eines ganz aristokratischen und nur deshalb gegen ihn von dem Adel angesponnenen Komplottes geworden war, weil man wußte, daß dieser von liberalen Ideen eingenommene, ja so zu sagen durchdrungene Fürst durch eine kluge Emancipation der Bürgerschaft und des Volkes den stets sich vermehrenden Rechten, den unersättlichen Forderungen des bevorrechteten Adels einen Damm entgegensetzen wollte. Carl X. war gerade aus der entgegengesetzten Ursache wie Herzog Carl gestürzt worden. Der verbannte König von Frankreich war gezwungen worden, sein Vaterland zu verlassen, er floh vor einer in ihrer Ausführung großmüthigen und in ihrem Prinzipe gerechten Revolution. Der seit seiner Kindheit von Meuchelmördern und Giftmischern verfolgte Herzog von Braunschweig floh keineswegs, er reiste nach London, weil dies sein seit langer Zeit ausgesprochener Wille war. Wenn ihn endlich diese durch den Adel bezahlten Räuber beim Abschied mit den Flammen seines brennenden Schlosses leuchteten, so wußte er, daß das Volk daran keinen Antheil hatte, und daß, um Alles mit einem Wort zu sagen, eine Verschwörung und nicht eine Revolution in Braunschweig ausbrach. Und dann noch, welcher andere Unterschied! Wenn es nicht der übrigens ziemlich deutlich ausgesprochene Wunsch der Nation war, der Louis Philipp zum Range des Königs der Franzosen berief, so kann man doch wenigstens nicht sagen, daß er in dem Sturme wie ein Schützling fremder Mächte erschienen sei, während der Prinz Wilhelm nach Braunschweig geworfen war, als der Bodensatz der Intriguen, welche in dem Schmelztiegel des Londoner Kabinets, das auf den deutschen Bund wirkte, gebraut worden waren. Es ist also kein

Vergleich zwischen beiden Ereignissen möglich, die nichts miteinander gemein haben, als daß sie in demselben Jahre stattfanden.

Wir wollen wenigstens sehen, durch welche Beschönigungen der Prinz Wilhelm dem Verbrechen seiner Usurpation eine Farbe zu geben suchte. Er begann auf eine Art, die seinem Charakter Ehre machte. In der That, seine erste Sorge war es, Leute nach London zu schicken, die ehemals der Person des Herzogs attachirt, seitdem in Ungnade gefallen und darüber von einem so blinden Groll erfüllt waren, daß sie derselbe fähig machte, die brandmarkende Rolle von Spionen anzunehmen, und dies in der Hoffnung, später bei der Person des Prinzen Wilhelm angestellt zu werden, wenn dieser regierender Fürst sein würde.

Unter ihnen befanden sich sowohl Herr Bause als Herr von Grabau. Der Adel hatte auch als seinen Repräsentanten den Grafen von Oberg geschickt. Alle diese Personen hatten Empfehlungsbriefe des Prinzen an seinen Bruder und Herrn, und andere an Wilhelm IV. *)

Der Zweck der Mission war es, den Versuch zu machen, den Herzog zum Niederlegen seiner Krone zu überreden. Wilhelm versicherte jedoch, daß, wenn ihm diese Maßregel nicht anstände, er in ihm stets seinen ersten, seinen treuesten und ergebensten Unterthan und Bruder finden würde; daß er seinen letzten Blutstropfen hergeben würde, um seine Rechte gegen die Versuche und Forderungen der Canaille zu vertheidigen, denn so bezeichnete er das braunschweigische Volk. Er sagte ferner, daß es ihm nur leid thue, während der Revolution nicht in Braunschweig gewesen zu sein, denn er würde alle Mittel angewandt haben, um seinen Bruder zu überreden, das Blut des Volkes nicht zu schonen, um seiner Partei den Sieg zu sichern.

Er sagte ferner in seinen Briefen, daß, wenn seine Gegenwart in Braunschweig seinem Fürsten nicht gefiele, er diese Stadt bei Empfang der Antwort verlassen würde.

Der Herzog war erkenntlich für die Ergebenheit, welche der Prinz Wilhelm in seiner Korrespondenz so gut zu heucheln verstand; er, der seit Jahren an der Spitze der Verschwörung gegen seine Rechte und sein Leben stand.

Der Baron von Grabau versicherte dem Herzog, daß kein Anderer als Prinz Wilhelm, schon wegen seines Ranges und

---

*) Aktenst. Nro. 83 und 84.

weil er der Bruder des Herzogs, im Stande sei, die Aufregung des Volkes zu beruhigen; daß Alles zu fürchten wäre, wenn der Herzog Carl darauf bestände, den Prinzen Wilhelm abreisen und seinem Staatsrathe die höchste Gewalt zu lassen, denn dann sei das Volk entschlossen, sich von Neuem zu empören, mit offener Gewalt das Ministerium zu stürzen, den Prinzen Wilhelm zurückzuhalten und ihn für seinen Fürsten zu erklären.

Der Herzog unterzeichnete ein Patent, durch welches er den Prinzen Wilhelm zum Generalgouverneur des Herzogthums Braunschweig ernannte *). Der Letztere schrieb seinem Bruder, um ihm für den gegebenen Beweis von Vertrauen zu danken. Judasworte. Kaum war der Prinz Wilhelm im Besitz dieses Patentes, welches ihn zum Generalgouverneur ernannte, als er die Maske abwarf und sich offen seinem Fürsten entgegenstellte, und dies auf die unwürdigste und dem Herzen des Herzogs schmerzlichste Weise, weil er damit anfing, auf eine abscheuliche Weise die Personen zu verfolgen, welche ihm treu geblieben waren.

Ja noch mehr, alle brüderliche Bande, jede Familenehre vergessend, ließ er durch den Kapitän Bause dem Herzoge eine nichtswürdige Drohung hinterbringen. Er wagte es, ihm sagen zu lassen, daß, wenn er nicht abdankte, er ihm nicht nur keine Summe Geldes aus seinem Herzogthum würde zukommen, sondern daß er auch alle Privatgüter, welche noch in seinem Besitz blieben, konfisziren lassen würde. Endlich ging man so weit, ihm anzudeuten, daß man, wenn er sich nicht fügen wolle, ihn leicht für geisteskrank erklären lassen könnte.

Man sieht, durch welches Gewebe von Schurkereien es dem Prinzen Wilhelm gelungen war, dem Herzoge das Patent als Generalgouverneur abzudringen und wie er die ihm übertragene Macht benutzte. Die braunschweigischen Edelleute blieben nicht hinter diesem Beispiele zurück; gleich dem Prinzen Wilhelm schoben auch sie Alles auf das Volk, welches sie stets Canaille nannten. Diese Sprache war auch die des Generals Baron von Herzberg und des Ministeriums des Herzogs, deren Depeschen und Berichte unter den Belegen zu finden sind **).

Zu gleicher Zeit erhielt der Herzog von Braunschweig Briefe,

*) Aktenst. Nro. 85.
**) Aktenst. Nro. 86.

in welchen man ihm mit Ermordung drohte, wenn er versuchte, in das Herzogthum zurückzukehren, oder sich weigerte, abzudanken.

Dreihundert Personen, schrieb man, hätten auf das Evangelium geschworen, nicht eher zu ruhen, als bis ihre Pläne ausgeführt wären.

Diese Briefe waren von Studenten und mit ihrem Blute unterzeichnet, wenigstens sagte man so. Lassen wir denen, welche diese Unterschriften mit rother Dinte fabrizirt haben, den Glauben, wenn es ihnen Vergnügen macht, und lassen wir der Schönheit ihres Siegels Gerechtigkeit widerfahren, auf welchem ein blutendes Herz, verziert durch einen Dolch, der es ganz und gar durchbohrt, eingegraben war.

Man begreift wohl, daß diese Spielereien, erfunden, um Kinder zu erschrecken, nicht der Art waren, den Herzog von Braunschweig sehr einzuschüchtern, aber er erhielt Nachrichten, welche mit diesen Drohungen zusammenhingen und dies auf Wegen, die ihnen eine gewisse Wichtigkeit geben mußten *). Der König selbst, der Herzog von Wellington und der Graf von Aberdeen stellten dem Herzoge unaufhörlich vor, daß er es nicht wagen könne, nach Braunschweig zurückzukehren, ohne die größte Gefahr zu laufen; und ihren Ausdrücken, um ihm dies weis zu machen, fehlte es sicher nicht an Kraft, denn eines Tages sagte Wilhelm IV. zu seinem Neffen Wort für Wort Folgendes: „Sie würden von dem braunschweigischen Volke lebendig zerrissen werden."

Der Herzog hatte mehrere Konferenzen mit dem Herzog von Wellington, mit dem Grafen von Aberdeen, dem österreichischen Gesandten, Fürsten Esterhazy, dem preußischen Gesandten, Baron von Bülow, u. s. w., ohne dadurch zu einem genügenden Resultat zu kommen.

In einer ersten Konferenz schlug der Herzog von Wellington dem Herzoge vor, seinem Bruder Vollmachten zu geben, welche diesen unwiderruflich für fünf Jahre zum Generalgouverneur des Herzogthums Braunschweig im Namen des regierenden Herzogs machten. Der Herzog schlug dies ab.

Später schickte der Herzog von Wellington den Grafen von Aberdeen zum Herzoge, um ihm zu sagen, daß es unmöglich sei, den König zu bestimmen, sich der Sache seines Neffen kräftig an-

*) Aktenst. Nro. 87.

zunehmen, und daß der König ihm vorschlage, unter folgenden Bedingungen abzudanken:

Er sollte eine Million Francs Einkünfte haben; er sollte den Titel als Souverain behalten, während sein Bruder nur den „regierender Herzog" annehmen würde; ihm sollte das Recht zustehen, jede Ernennung zu machen, jede Dekoration, Gunst oder Titel zu bewilligen. Kurz, man würde ihm alle Rechte eines Souverains zuerkennen, mit Ausnahme derjenigen, die einen direkten Einfluß auf die Regierung des Herzogthums Braunschweig haben könnten ꝛc. ꝛc.

Der Graf von Aberdeen, der wirklich einen sehr lebhaften Antheil an der Lage des Herzogs nahm, schien betrübt und selbst verlegen, als er ihm diese Eröffnung machte, und die Weigerung von Seiten des Herzogs in Empfang nahm.

Alles dieses ging in London vor, ohne daß der deutsche Bund noch irgend eine die Angelegenheiten des Herzogs betreffende Maßregel ergriffen hatte.

Der General von Buttlar und die Kapitäns, Baron von Grabau und Bause, Adjutanten des Herzogs, waren in London angekommen; der Letztere, der kürzlich verabschiedet worden, war, wie der Herzog sich sogleich überzeugte, von dem braunschweigischen Adel zum Spioniren abgeschickt worden *).

Der Herzog hatte an die Kaiser von Oesterreich und Rußland, an den König von Preußen und an den Bundestag zu Frankfurt Briefe geschrieben, um sie von den Ereignissen zu unterrichten, deren Schauplatz Braunschweig gewesen war; er erhielt in London die Antworten auf diese Briefe **).

Als der preußische Gesandte, Baron von Bülow, ihm die Antwort Friedrich Wilhelms und einen Brief des Premierministers, Fürsten von Wittgenstein ***), übergab, sagte er, den Befehlen seines Fürsten gemäß, Folgendes zu ihm:

„Gnädiger Herr, ich rathe Ihnen, abzudanken und ihre Rechte als Souverain niederzulegen; bedenken Sie wohl, daß man in der Zeit, in welcher wir leben, nicht vorhersehen kann, zu welchem Aeußersten Ihre Feinde noch schreiten können. Ich weiß

---

*) Aktenst. Nro. 88.

**) Aktenst. Nro. 89.

***) Dieser Minister hat auch gegen den Herzog Carl eine falsche und intriguante Rolle gespielt.

übrigens, daß Ihr Bruder den Medicinalrath von Braunschweig, dem Ew. Durchlaucht Leibärzte beigewohnt haben, hat versammeln lassen, und daß dieser in einem schriftlichen Bericht, welcher dem Könige von England vorgelegt werden wird, erklärt hat, daß Sie zu Zeiten geistesabwesend, wenn nicht in einem Zustande permanenten Wahnsinns wären."

Indem Herr von Bülow dies sagte, konnte er sich nicht enthalten, die Nichtswürdigkeit solcher Intriguen anzuerkennen, aber zugleich erklärte er, daß er nicht im Stande sei, sie zu Gunsten des Herzogs zu vereiteln, „denn," fügte er hinzu, „wir leben in einer Zeit, wo die Regierungen genöthigt sind zu allen Mitteln zu greifen, die ihre Erhaltung sichern können."

Einige Stunden darauf besuchte der Graf von Aberdeen den Herzog; dieser theilte ihm das mit, was ihm Herr von Bülow so eben gesagt hatte.

„Gnädiger Herr," antwortete Graf von Aberdeen, „das was Ihnen der preußische Gesandte gesagt hat, ist nur zu wahr, ein Bericht der braunschweigischen Aerzte, der Ew. Durchlaucht für verrückt erklärt, ist in meinen Händen, um von mir in die Sr. Majestät gelegt zu werden. Es war meine Pflicht, ihn dem Könige mitzutheilen, aber indem ich ihm den versiegelten Brief überreichte, von dem ich eine Copie in Duplikat erhalten hatte, glaubte ich ihm sagen zu müssen: Hier ist ein Papier, welches nicht werth ist, von Ew. Majestät angenommen zu werden. Ew. Majestät kennen und können selbst den Zustand Sr. Durchlaucht des jetzt hier gegenwärtigen souverainen Herzogs von Braunschweig, Ihres Neffen beurtheilen, und dennoch wagte es ein medicinischer Rath, den man füglicher einen teuflischen Rath nennen könnte, an Ew. Majestät einen Bericht zu richten, durch welchen er erklärt, daß der Herr Herzog rasend toll ist."

„Ew. Majestät werden gewiß diesen Bericht mit aller Verachtung, die er verdient, zurückschicken, um so mehr, da ich Ew. Majestät nicht verbergen kann, daß Höchst Ihr Bruder, der König Georg IV. seit seiner Thronbesteigung gewisse Aerzte seines Hofes darum angegangen hat, um von ihnen einen Bericht über die Person Ew. Majestät zu erhalten, dessen Schluß gewesen sein würde, Hochdieselben aus denselben Gründen für unfähig zur Thronbesteigung zu erklären." Diese Worte, fügte der Graf Aberdeen hinzu, schienen auf Se. Majestät die Wirkung hervorzubringen, die man erwarten mußte, und sie hat mich auf der

Stelle beauftragt, den Ew. Durchlaucht betreffenden Bericht an diejenigen zurückzuschicken, von denen ich ihn erhalten habe."

Bei so vielen unwürdigen Machinationen, so vielen verwickelten und sich kreuzenden Intriguen, bei so vielen Lügen, die durch falsche und perfide Erklärungen in einen Schleier der Wahrheit gehüllt waren, war der Herzog über den Einfluß unruhig, welchen diese officiellen Verläumdungen an den Orten, wo er nicht war, und besonders in Wien haben konnten, denn seine Gegenwart in London, seine direkten und persönlichen Zusammenkünfte mit dem Könige waren nöthig gewesen, daß dieser Fürst nicht vor der offenbaren Gewißheit seine Augen schließen konnte. Er wurde jedoch über diesen Punkt durch die förmliche Erklärung des Fürsten Esterhazy beruhigt, daß er vollkommen davon überzeugt sei, wie sich der Fürst Metternich niemals auf solche Nichtswürdigkeiten einlassen werde.

Und doch! Wer sollte es glauben? Diese wohlwollenden Versicherungen, diese Unterredungen, diese Gänge, diese Besuche bei Sr. Durchlaucht hatten keinen andern Grund, als seine Abreise zu verzögern und dem Prinzen Wilhelm Zeit zu geben, die Zügel der Regierung fest genug zu ergreifen, daß er die Rückkehr des Herzogs nicht mehr zu fürchten hatte.

Wilhelm IV. leistete augenscheinlich diesem Plane Vorschub. So setzte dieser Fürst an die Stelle der persönlichen Usurpation Georgs IV. über das Herzogthum Braunschweig, die des Prinzen Wilhelm, des preußischen Rittmeisters!

Sobald dem Herzoge, der vielleicht zu viel Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache und der Souveraine setzte, über diese Kabalen die Augen geöffnet wurden, entschloß er sich, nach Braunschweig zurückzukehren und seine Staaten wieder in Besitz zu nehmen.

Ehe er London verließ, befahl der Herzog dem Kapitän, Baron von Sommer, ihm mit einem Briefe an seinen Bruder vorauszueilen, und dem General von Buttlar, nach Wien zu gehen.

Hier noch eine Thatsache, welche beweist, von wie viel Schlingen der Herzog umgeben war.

Der baierische Gesandte hatte ihm einen jungen Garde du Corps-Offizier seines Königs empfohlen. Dieser junge Mann schien sich ganz der Sache seines neuen Herrn zu widmen; es war dies der Baron Bender von Bienenthal. Dieser Mensch,

der ein ächter Industrieritter und in seinem schlechten Handwerke ganz erfahren war, dabei in genauer Verbindung mit dem preußischen Spion Klindworth stand, bat den Herzog fortwährend, diesen Klindworth wieder anzunehmen, aber der Herzog weigerte sich stets, indem er sagte, daß dieser Elende nur glücklich sei, wenn er gegen alle Welt und selbst gegen seinen Herrn intriguiren könnte.

Was Bender von Bienenthal anbetraf, so war er vollkommen würdig, mit einem Klindworth in Verbindung zu stehen, man hatte ihn nur bei dem Herzoge placirt und ihm die Rolle vorgeschrieben, die er spielte, um sich in sein Vertrauen einzuschleichen, um ihn dazu zu benutzen, dem Prinzen Wilhelm das Geld und die wichtigsten dem Herzoge gehörigen Papiere auszuliefern. Das war es, was dieser Nichtswürdige später that. Im Uebrigen zeigte er sich in Bezug auf die Moralität, welche er empfahl, wenig scrupulös, denn einst, als der Herzog sich wie gewöhnlich weigerte, Klindworth anzunehmen, weil er ein Spion sei, sagte er: „Ei, mein Gott, gnädigster Herr, alle Regierungen brauchen solche Leute!“

Während dieser ganzen Zeit schrieb der Herr Klindworth dem Herzog Briefe, ertheilte ihm Rathschläge, die man nicht von ihm verlangte und die unbeantwortet bleiben mußten.

Endlich nahm der Herzog Päße unter dem Namen eines Grafen von Dillingen, und verließ London am 7. November 1830 7 Uhr Morgens, begleitet von zwei Ordonnanzoffizieren, den Baronen von Garssen und Bender, und ließ alle seine Equipagen und Pferde in London.

Im Augenblick, als das Dampfschiff die Rhede von Dover verließ, sprang der Kapitän Bause, den wir weiter oben als einen Spion im Dienste des Prinzen Wilhelm bezeichneten, in das Schiff. Er hatte den Befehl, die Rückkehr des Herzogs Carl nach Braunschweig um jeden Preis zu verhindern. Um seine Sendung zu erfüllen, hatte dieser Mensch einen schändlichen Plan gemacht: er wollte seinen Fürsten ertrinken lassen, und die Umstände schienen seinen Plan zu begünstigen. Der furchtbar an der Seekrankheit leidende Herzog konnte sich wirklich um nichts bekümmern. Dem elenden Bause kam der Gedanke, die Ebbe zu benutzen, welche das Dampfschiff nöthigte, eine gute halbe Stunde vom Lande liegen zu bleiben; er redete den Leuten des Herzogs ein, daß man diesen in einem kleinen Boot ausschiffen müsse.

Das Meer war dermaßen bewegt, daß das Boot, in welches man den Herzog gebracht hatte (er war so krank, daß er nicht stehen konnte und man genöthigt war, ihn niederzulegen), auf den Wellen mit unglaublicher Gewalt hin und her geschleudert wurde.

Herr von Bienenthal und ein englischer Kammerdiener hielten sich bei Sr. Durchlaucht.

Bald wurde das Boot durch die Wogen dermaßen bewegt, daß die Matrosen, welche die Gefahr besser als die Passagiere kannten, obgleich der größte Theil der Letztern blaß vor Furcht war, es für rathsam hielten, sich auszukleiden und in das Meer zu springen, indem sie mit einer Hand das Boot hielten und fortstießen und mit der andern und den Beinen schwammen.

Von beiden Seiten gehalten, schwamm das Boot eine Zeit lang recht gut, aber als der an der Seekrankheit halb todte Herzog sah, was vorging, und das blasse Gesicht seines Kammerdieners erblickte, der wie Espenlaub zitterte, wandte er sich an zwei französische Matrosen, die das Boot rechts und links hielten, und sagte zu ihnen: „Im Fall, wo ihr das Boot verlassen müßt, will ich mich zwischen euch Beiden halten, während ihr an das Land schwimmt, und ich will jedem von Euch vierzig Francs geben."

Die vier Matrosen, welche das Boot, an der Seite desselben schwimmend, führten, sahen fast unmittelbar darauf, daß sie es nicht mehr halten konnten, und daß das eindringende Wasser es zu versenken drohte; sie schlugen daher vor, es umzustürzen, was jedoch nicht eher geschah, als bis die beiden Matrosen, von denen wir oben sprachen, einen günstigen Augenblick ergriffen hatten, um zu verhindern, daß der Kopf des Herzogs ins Wasser fiel. Darauf thaten sie, was ihnen der Herzog vorhergesagt, und mit Leichtigkeit und Schnelligkeit schwimmend, erreichten sie bald das feste Land, wo sie den versprochenen Lohn empfingen.

Als der Herzog im Hôtel Dessin ankam, legte er sich zu Bett, nachdem er ein Bad genommen hatte. Bei seinem Erwachen erfuhr er, daß einer der von seinem Bruder bezahlten Spione, der Kapitän Bause, dessen frühere Stellung beim Herzog und dessen durch sein schlechtes Betragen und seine Untreue veranlaßte Ungnade man kannte, kurz derselbe, welcher ihn schon in London verfolgt hatte, ihm auch nach Calais gefolgt war und mit ihm in demselben Hôtel logirte. Dieser Mensch folgte noch

bis Lille, wo der Herzog, um sich seiner zu entledigen, und ihn irre zu führen, vorgab, daß seine Wagen zerbrochen wären, und daß Herr Bause gut thun würde, nach Hause zurückzukehren, da er die Absicht habe, sich nach Wien zu begeben.

Kaum war er abgereist, so setzte der Herzog seine Reise über Metz und Mainz nach Frankfurt fort, wo, wie es scheint, der Spion Bause Nachricht gegeben hatte, denn als er in dem Hôtel abstieg, welches der einige Stunden vorausgegangene Herr von Bender für ihn bestellt hatte, fand er hier seinen Staatsrath und außerordentlichen Gesandten am Bundestage, Herrn Fricke, wie auch den Kapitän Bause, den er jedoch nicht vorließ.

In derselben Nacht setzte der Herzog seine Reise über Hanau fort und kam in Fulda an, wo er einige Tage blieb, um die regierende Kurfürstin von Hessen, Schwester des Königs von Preußen, und ihren Sohn, den Kurprinzen Mitregenten, zu sehen, mit denen er in ihrem Schlosse dinirte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Sendung des Kapitäns Sommer. — Briefe des Herzogs an seinen Bruder. — Anerbieten einer Zusammenkunft in Gotha. — Feiges Verlassen des Raths Fricke. — Der Baron Bender von Bienenthal und seine Arrestation. — Arrestation der Gesandten des Herzogs in Braunschweig. — Herr von Garssen, im strengsten Arrest. — Die erkauften Diener. — Der regierende Herzog von Gotha. — Der Herzog ohne Gefolge mit vier Domestiken. — Die braunschweigische Grenze. — Begegnung eines Husaren. — Wirkliche Stimmung der Braunschweiger. — Durch den Prinzen Wilhelm verursachte Unzufriedenheit. — Ein englischer Bediente. — Empfang des Herzogs zu Ellerich. — Ein preußischer Gensd'armerie-Oberst. — Neue authentische Details über die braunschweigische Revolution. — Die unnütze Angst eines preußischen Offiziers. — Der Rath zur Abreise und Weigerung des Herzogs. — Die braunschweigischen Bauern vor dem Herzoge. — Ergebenheit der Bauern. — Der Herzog mitten unter Massen von Bauern. — Anrede des Herzogs. — Alles ist in Ordnung.

Wir erzählten vorher, daß der Herzog dem Kapitän von Sommer von London nach Braunschweig mit Depeschen für den Prinzen Wilhelm geschickt hatte, welchem sein Bruder und Fürst noch einen Weg zur Rückkehr anbot. Da er keine befriedigende Antwort erhalten hatte, so schickte er von Fulda noch einen Ordonnanzoffizier, den Baron von Garssen mit einem ähnlichen Auftrage ab, wie der des Kapitäns von Sommer war. In seinen letzten Briefen forderte der Herzog seinen Bruder Wilhelm auf, in Person nach Gotha zu kommen, wo sie sich über die Angelegenheiten des Herzogthums verständigen könnten

Der Rath Fricke und ein Sekretär, Namens Bolde, welcher ihn nach Frankfurt begleitet hatte, waren dem Herzog nach Fulda gefolgt; als sie aber von ihm selbst erfuhren, daß er die Absicht habe, mit Güte oder Gewalt in sein Herzogthum zurückzukehren, verließen sie ihn feigerweise noch in der Nacht vor dem Tage, welcher zur Abreise des Herzogs festgesetzt war, indem sie ihm einen Brief mit leeren Entschuldigungen zurückließen.

Die Verlassung erscheint noch dadurch weit feiger und verächtlicher, daß diese beiden Leute noch an demselben Tage vom Herzoge ziemlich beträchtliche Summen erhalten hatten.

Durch diese Verlassung und die beiden Sendungen, von denen wir eben gesprochen haben, blieb Niemand weiter bei dem Herzoge, als der Rittmeister, Baron Bender von Bienenthal, mit welchem er bis Gotha ging. Nachdem der Herzog ihm gegen 5000 Thaler baar Geld, Proklamationen und Waffen gegeben hatte, schickte er ihn voraus, um das Terrain zu rekognosciren und das braunschweigische Gebiet zu betreten, wo er das Volk auffordern sollte, die Waffen für seinen rechtmäßigen Fürsten zu ergreifen, und ankündigen, daß dieser in einer Entfernung von einer Tagereise selbst folge, und bereit sei, sich an ihre Spitze zu stellen.

Es schlug in Gotha 7 Uhr Abends, als Herr Bender die Treppe des Gasthauses hinabging.

Der Herzog hatte ihm dringend anempfohlen, sich in Acht zu nehmen und sich nicht fangen zu lassen; aber zwei Tage darauf erhielt er den in den Beilagen enthaltenen Brief des Kapitäns Bender, in welchem ihm dieser anzeigte, daß ihn die braunschweigischen Behörden an der Grenze arretirt hätten *).

Zu gleicher Zeit erfuhr der Herzog, daß sein erster Gesandter nach Braunschweig seit der Revolution, Herr von Sommer, wie auch Herr von Garssen an der Grenze festgenommen worden, und wie Herr von Bender als Gefangener durch Gensd'armen nach Braunschweig transportirt wären, wo man Herrn v. Garssen auf einer Wache in strengen Arrest setzte.

Herr von Bender wurde noch mehr mißhandelt, denn man steckte ihn mit Dieben und Mördern in ein Zuchthaus; aber dies war nichts als eine Finte, um den Schein zu retten. Herr Bender von Bienenthal war wie die Andern erkauft. Später ließ

*) Aktenst. Nro. 90.

man ihn los und händigte ihm zugleich eine ziemlich beträchtliche Summe ein, um ihn für seine abscheulichen und unedlen Gefälligkeiten zu belohnen.

In seinem Briefe an den Herzog rieth er diesem schleunigst umzukehren, weil die Grenze durch eine Abtheilung braunschweigischer Truppen auf das Strengste bewacht sei, und die kommandirenden Offiziere persönliche Feinde Sr. Durchlaucht wären, die alles Mögliche thun würden um zu verhindern, daß sie lebend nach Braunschweig käme, und übrigens kein Geheimniß daraus machten, daß sie diesen Befehl von dem Prinzen Wilhelm selbst erhalten hätten, der um jeden Preis im Besitz der unermeßlichen Güter seines Bruders bleiben wollte.

Der Herzog hatte am Tage vorher bei dem regierenden Herzoge von Sachsen-Coburg-Gotha zu Mittag gegessen, der sich damals in dieser letztern Stadt aufhielt; er war dort auch für die folgenden Tage eingeladen.

Der Herzog machte noch an demselben Abend diesem Fürsten, der ihn mit Freundschaft und Interesse aufgenommen hatte, eine Abschiedsvisite, und reiste am andern Morgen bei guter Zeit nach Braunschweig ab.

Er hatte nur allein vier Bedienten bei sich, wovon drei Engländer waren und einer Franzose. Einer der Engländer jedoch, der Herrn von Bender begleitete, war zugleich mit ihm arretirt worden und theilte sein Schicksal. Einen zweiten Engländer ließ der Herzog mit einem seiner Wagen und der Hälfte seiner Effekten und mit Briefen für den Fall, daß ihm irgend ein Unglück zustieße, in Gotha.

Es blieb also nur als ganzes Gefolge ein Engländer und ein Franzose bei ihm, mit welchen er seine Reise fortsetzte.

Einige Meilen von der braunschweigischen Grenze ließ der Herzog, welcher die Landkarte in der Hand hatte, den englischen Bedienten zu Pferde steigen, um ihn nach Ellerich vorauszuschicken, dem letzten preußischen Orte, der kaum eine halbe Stunde von der braunschweigischen Grenze liegt. Der Herzog selbst hatte sich, um besser sehen zu können, auf den Bock des Wagens gesetzt.

In einem zwischen zwei längs der Straße sich hinziehenden Bergen gelegenen Thale machte der französische Bediente, der besser sah, als der Herzog, diesen auf das Herankommen eines Reiters aufmerksam, welcher, wie er behauptete, ein braunschwei-

gischer Husar sein müsse, weil seine Uniform der glich, welche er zu London an dem Stallmeister Alloard gesehen habe.

Um diesen Mann beobachten zu können, stieg der Herzog ab und ging hinter den Wagen, der wegen des schlechten Weges nur Schritt fuhr; er hielt eine Pistole in der Hand. Der Reiter kam indessen in Galopp heran, aber sobald er den Wagen erblickte, setzte er sein Pferd in Schritt, dann plötzlich hinter den Wagen schwenkend, wie es der Herzog gemacht hatte, befand er sich Sr. Durchlaucht gegenüber, die er mit ihren Titeln begrüßte.

Aber der Herzog, der auf sein Herankommen gefaßt war, hielt ihm die Mündung einer geladenen Pistole entgegen und befahl ihm, sogleich abzusteigen. In demselben Augenblicke hielt der Wagen des Herzogs und der französische Bediente hatte ebenfalls Zeit gehabt, absteigen zu können.

Diese Vorsicht, welche die Klugheit gebot, war glücklicherweise unnütz, denn der Soldat versicherte seinem Fürsten seine Treue und seine Anhänglichkeit, wie auch die aller seiner Garden zu Fuß und zu Pferde, welche mit dem Herzoge Wilhelm wenig zufrieden waren. Dieser hatte sie verringert und ihre Stimmung war die des größten Theils der Linientruppen, welche die angemaßte Regierung um einen Theil ihres Soldes verkürzte.

Der Soldat unterrichtete den Herzog von der Zahl der braunschweigischen Truppen, und nannte ihm die Namen der Offiziere, welche sie kommandirten. Er theilte ihm auch den Auftrag mit, den er von den braunschweigischen Grenzbehörden an die preußischen hatte. Dieser Auftrag bestand darin, sie aufzufordern, sich gemeinschaftlich mit ihnen dem Vordringen des Herzogs zu widersetzen.

Der Herzog befahl sogleich dem Husaren, umzukehren, und dem Kapitän Berner, welcher die aus etwa 100 schwarzen Jägern bestehenden Vorposten kommandirte, den Befehl zu überbringen, sogleich zum Herzoge nach Ellerich zu kommen. Der Husar versprach zu gehorchen, und jagte sogleich den Weg zurück.

Kaum war der Soldat fortgeritten, als der Herzog seinen englischen Bedienten zurückkommen sah. Dieser brachte ihm folgende Nachrichten: „Ew. Durchlaucht können kühn nach Ellerich kommen, wo die preußischen Behörden alle möglichen Maßregeln ergriffen haben, um Ihre Person sicher zu stellen. Das Volk erwartet Sie mit Ungeduld und ist in der besten Stimmung."

Der Herzog ließ nun den englischen Bedienten auf den Bock

steigen, auf welchem er vorher gesessen hatte, setzte sich zu Pferde und eilte im starken Galopp dem Wagen voraus.

Kurz vor Ellerich begegnete der Herzog auf dem Wege einer Menge Menschen, und selbst braunschweigischen Unterthanen, die ihn fragten, ob er zum Herzoge gehöre, und ob es wahr sei, daß derselbe komme.

Als der Herzog in den Hof des Gasthofes ritt, fand er hier eine Abtheilung bewaffneter Bürger, mit Offizieren an der Spitze, als Ehrenwache aufgestellt, und einige preußische Gensd'armen, welche ihm zur Disposition gestellt wurden.

Als er vom Pferde stieg, gab sich der Herzog dem Bürgermeister des Orts zu erkennen, der ihn erwartete, um ihm eine Rede zu halten, und mit welchem er in die erste Etage stieg, wo er auf einem großen Hausflur viele Leute versammelt fand. Alle diese Leute hatten sich, zum Zeichen des Respekts, in Reihen aufgestellt, um ihn hindurch zu lassen. Der Bürgermeister wollte sie fortschicken, aber auf den Wunsch des Herzogs konnten sie bleiben.

Der Herzog zog sich in ein benachbartes Zimmer zurück, nachdem ihm der Bürgermeister die Honoratioren von Ellerich vorgestellt hatte. Er stellte zwei bewaffnete Bürger vor die Thür, und andere auf den Vorsaal und die Treppe, und empfing dann die Deputationen der benachbarten braunschweigischen Dörfer, welche alle die unwandelbare Anhänglichkeit seiner Unterthanen versicherten, und von denen mehrere Bitten an ihn richteten, die er bewilligte.

Alle versprachen, ihn mit Leib und Leben zu beschützen, indem sie wohl vorhersahen, daß der Adel ihm nach dem Leben trachten würde; aber Alle fügten hinzu, daß er unbesorgt sein könne, so lange er vom Volke umgeben sei.

Gegen Abend kamen nach einander in Ellerich an: der preußische Landrath des Kreises, zu welchem dieser Ort gehörte; der Oberst eines preußischen Infanterieregiments, welches in der benachbarten Stadt in Garnison lag, mit seinem Adjutanten, dem Grafen von Schlippenbach; der Chef der Gensd'armerie mit einem Offiziere von demselben Corps, und mehrere Generäle.

Einer der Letzteren, der an der Lage des Herzogs einen besondern Antheil zu nehmen schien, drückte ihm seine Besorgniß über seine Sicherheit aus, weil, wie er sagte, die braunschweigischen Unterthanen Elende und schlecht gesinnt wären.

Unterdessen erhielt der Herzog eine Antwort von dem Kapitän Berner. Dieser Mensch weigerte sich, den Befehlen seines Herrn

zu gehorchen, und rieth ihm ab, ein Unternehmen zu wagen, welches er ein unseliges nannte *).

Als der Herzog sich im Vorsaale zeigte, bestätigten ihm alle braunschweigischen Unterthanen, die er hier antraf, einstimmig das, was man ihm schon nach England geschrieben hatte, daß nämlich die braunschweigische Revolution nichts Freiwilliges, daß das Volk keinen Antheil daran gehabt habe, daß sie durchaus nicht den Charakter einer Insurrektion an sich getragen; daß sie augenscheinlich von dem Prinzen Wilhelm, den Königen von Preußen und England, der hannöverischen und braunschweigischen Aristokratie vorbereitet und durch eine Bande von Taugenichtsen ausgeführt worden sei, welche man zusammengerafft und bezahlt habe, um einen Aufstand zu erregen, der den Anschein einer wirklichen Revolution habe, und um zu plündern und zu brennen. Einer von den Leuten gestand selbst, daß er zu der Horde gehört und einen Thaler täglich erhalten habe, um eine Emeute zu machen, indem er folgende Worte mit aller Kraft seiner Lunge schreien mußte: Eine Konstitution! — In Braunschweig bleiben! — Personalsteuer abschaffen! — Arbeit geben!!! Dieser Mann setzte noch hinzu, daß ihm vorher nichts davon gesagt worden sei, daß man das Schloß anstecken und plündern und den Herzog ermorden wolle, und daß wahrscheinlich andere Leute dazu gewählt worden wären.

Unter Denen, welche sich dem Herzoge näherten, waren Einige, welche sich ihm zu empfehlen glaubten, indem sie sagten, daß sie keine braunschweigischen Verräther, sondern gute Preußen wären.

Als die Nacht herannahte, hatte sich der Herzog noch einmal zurückgezogen, um eine leichte Mahlzeit einzunehmen, als er durch die Ankunft desselben Gensd'armerie-Offiziers, von dem wir schon gesprochen haben, unterbrochen wurde; dieser beschwor ihn, wenn ihm sein Leben lieb sei, Ellerich so schnell als möglich zu verlassen, indem er sagte, daß von den zwischen Preußen und Braunschweig liegenden Gebirgen eine Menge Menschen, mit Fackeln herab- und nach Ellerich zu kämen. Folgendes war ihre Unterhaltung:

Herzog. Und warum wollen Sie, daß ich gehe?

Offizier. Weil ich nach Allem, was ich von der schlechten Stimmung unter dem braunschweigischen Volke gegen Ew.

*) Aktenst. Nro. 91.

Durchlaucht gehört, gegründete Ursache zu fürchten habe, daß diese Leute nur herkommen wollen, um Dieselben aus unserer Mitte zu entführen oder zu ermorden, und dies wäre eine ewige Schande für Preußen.

Herzog. Ich glaube nicht, daß diese Leute solche Absichten haben, wie Sie von ihnen voraussetzen, und wenn sie dieselben haben, so werden sie es nicht wagen, dies auf preußischem Gebiete auszuführen.

Offizier. O, gnädiger Herr, so denkt das Volk nicht, es scheut sich nicht, Dinge zu thun, welche sich eine Regierung nicht erlauben würde.

Herzog. Ich reise nicht.

Offizier. Dann bitte ich Ew. Durchlaucht, mir zu erlauben, Sie in ein anderes Haus bringen zu dürfen; kommen dann die Aufrührer, um Sie hier zu suchen, so werden wir dieselben im Guten oder mit Gewalt von Ihrer Abreise überzeugen können.

Herzog. Ich will in diesem Hause bleiben.

Offizier. Dann bleibt uns nichts weiter übrig, als uns unter Ihren Fenstern für Ihre Vertheidigung todtschlagen zu lassen. Denn für uns ist da keine Wahl zwischen Pflicht und Schande.

Nach diesen letzten Worten verließ der Offizier wirklich den Herzog, und ließ alle bewaffnete Bürger und Gensd'armen unter Waffen treten, dann stellte er sie rings um das Haus auf.

Der Herzog speiste sehr ruhig zu Abend, und nach einer guten halben Stunde kam der brave Gensd'armerie-Offizier zurück, und konnte kaum die Freudenthränen zurückhalten, welche in seinen Augen glänzten. Er kündigte dem Herzoge die Ankunft der braunschweigischen Vorläufer an, diese brachten die Nachricht, daß die Massen, welche man von den Bergen herabkommen sah, durchaus keine feindliche Absicht hätten, sondern im Gegentheil dem Aufrufe folgten, welchen der Herzog in seinen zahlreichen Proklamationen an sie erlassen hatte, und in denen er sie aufforderte, sich um ihn zu sammeln.

Kurz darauf kamen die Massen nach und nach an, und stellten sich unter den Fenstern Sr. Durchlaucht auf, und ließen eine Musik ertönen, die bei keiner ihrer Feierlichkeiten fehlen darf, und welche von dem Rufe unterbrochen wurde: Es lebe unser rechtmäßiger Herzog!

Nachdem der Herzog sich am Fenster gezeigt und ihnen mit einigen freundlichen Worten für ihren Eifer gedankt hatte, ging er selbst hinunter, mitten unter sie, trotzdem alle Personen, die in dem Gasthofe um ihn waren, ihn davon abzuhalten suchten. In der That suchte Jedermann ihn daran zu verhindern; von allen Seiten wiederholte man ihm, wie groß die Gefahr sei, welcher er sich unter dieser Menge und besonders des Nachts aussetze.

Alle diese Vorstellungen waren unnütz und der Herzog setzte dessenungeachtet seinen Willen durch.

Als er mitten unter seinen Landsleuten ankam, schienen diese selbst die Besorgnisse der Personen zu theilen, die sich so eben bemüht hatten, den Herzog zu verhindern, hinabzugehen.

Kaum war er erschienen, als diese hin- und herwogende Menge in Ordnung und zur Ruhe kam. Die Leute stellten sich in Reihen auf, um ihm einen freien Durchgang zu lassen, und Alle versicherten ihm einstimmig, daß er in ihrer Mitte nichts zu fürchten habe; sie würden den Ersten, der es wagte, ihn anzurühren, lebendig zerreißen; das sind ihre eigenen Ausdrücke.

Nachdem der Herzog mit mehreren dieser Leute gesprochen hatte, ging er wieder in sein Zimmer, und wollte, daß die Musik in dem Saale mehrere Stücke spielte, wo er den Deputationen der verschiedenen Haufen Audienz gab.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Unterbrochene Erzählung. — Beweise von dem Liberalismus des Herzogs Carl. — Seine gedruckte Konstitution. — Eine Nacht in Ellerich. — Belehrung der Bauern über das Betragen des braunschweigischen Adels. — Der Adel allein schuldig. — Die preußischen Behörden erhalten Audienz. — Wirkung einer Geberde. — Das Pferd eines Bauers. — Kühnheit des Herzogs. — Zug nach der Grenze. — Die braunschweigischen Vorposten. — Ein nichtswürdiger Offizier. — Die Arbeiter unter den Waffen. — Das Gefolge des Herzogs. — Der Herzog und das Offizierchen. — Feigheit und Verrath. — Der falsch ausgelegte Ruf der Truppen. — Das Pferd zurückgegeben. — Schlechte Wege. — Ankunft zu Osterode. — Doppelte Verkleidung. — Ungeschicklichkeit eines englischen Bedienten. — Die innere Verschanzung. — Unentschiedenheit. — Offenbarer Verrath. — Plan, den Herzog zu ermorden. — Es lebe der Herzog Carl! und der unnütze Schlupfweg! — Kaltes Blut des Herzogs. — Desjardins, Bedienter des Herzogs. — Plan zur Vertheidigung. — Rath zur Flucht. — Der Gastwirth, Anführer des Raubgesindels. — Merkwürdige Unterhaltung. — Dringende Nothwendigkeit, vor den Mördern zu fliehen. — Die Thüren eingeschlagen. — Eine Gartenthür. — Nirgends ein Ausgang. — Wink eines Bauers. — Der Herzog und sein französischer Bediente steigen aufs Dach. — Die Gruppen der Mörder. — Die zerbrochene Latte. — Entkommen aus dem Gasthofe. — Die Räuberpatrouille. — Der Herzog verfolgt. — Nichtswürdiger Vorschlag des Gastwirths. — Schlagt ihn nieder! — Der Bediente giebt dem Herzoge guten Rath. — Versteck in einem Graben. — Ueberall Verfolger. — Hindernisse über Hindernisse. — Der Platz an

der Kirche zu Osterode. — Eine Gasse und ein Sack. — Der Herzog und sein Bediente spioniren und stehen abwechselnd Schildwache. — Ankunft der Räuber auf dem Platze. — Der einzige mögliche Ausgang. — Die Gasse zwischen zwei Mauern. — Das Glatteis und der Fall. — Ein Mörder. — Der Herzog durch einen Messerstich im Arme verwundet. — Eine Mauer von sieben Fuß zu übersteigen. — Unglaubliche Schwierigkeit und Gelingen. — Das Leben des Herzogs und der besondere Schnitt von einem Paar Hosen. — Die Nähe der Räuber. — Ihre Unterredung. — Die angstvolle Nacht. — Nächtlicher Marsch aufs Gerathewohl. — Der Vertheidigungsplan. — Eine Gasse und ein Garten. — Das erleuchtete Haus und musikalische Abendunterhaltung. — Eine neue Mauer zu überklettern. — Ein Bach und Wasser bis ans Knie. — Ein Abhang zu ersteigen. — Hecken und Schluchten zu durchkriechen. — Die Nähe einer großen Straße. — Ungewißheit über den Weg. — Die Hütte einer alten Frau und bessere Hoffnung.

Wir wollen hier einen Augenblick die Erzählung der sich immer mehr anhäufenden Ereignisse abbrechen, um eine kurze und doch vollständige Idee von dem Inhalte der Proklamationen des Herzogs an sein Volk zu geben. Ihre Fassung, der Geist, der sie durchwebt, beweisen mehr als Alles, was wir sagen können, die liberalen Gesinnungen des Herzogs Carl. Diese Proklamationen müssen Diejenigen, welche an die über den Herzog verbreiteten Verläumdungen glaubten, vollkommen überzeugen. Man wollte ihn als einen Feind des Volkes hinstellen, und es wird uns erlaubt sein, hinzuzufügen, daß bei der Unbeugsamkeit des Charakters des Herzogs, welchen man kennt, kein Zweifel darüber herrschen kann, daß er eine Konstitution bewilligen wollte, und da man dies nur zu gut in allen Hofkanzleien Deutschlands wußte, so wollte man keinen Heerd der Freiheit in dem Herzogthume Braunschweig entstehen lassen.

Die Proklamation des Herzogs Carl war in Frankfurt gedruckt und mit der Unterschrift des Herzogs versehen, welcher dem Volke versprach:

1) Das allgemeine Stimmrecht.

2) Abschaffung des Erbadels und aller Feudalrechte.

3) Daß die Justiz im Namen des Gesetzes, und nicht mehr in dem des Fürsten verwaltet werden sollte.

4) Das Recht jedes braunschweigischen Staatsbürgers, sich mit Gewalt einer ungesetzlichen Gewalt entgegensetzen zu dürfen.

5) Eine einzige Kammer.

6) Abschaffung der Frohnen und der Zehnten.

7) Einführung neuer Nationalfarben, als Symbole der Freiheit.

8) Abschaffung der direkten Steuern.

9) Einrichtung einer Nationaljuri.

10) Abschaffung der Konskription.

11) Unbedingte Lehrfreiheit.

12) Die Einrichtungen in den Städten und Bezirken sollte allein in die Hand des Volkes gelegt werden, welches allein das Recht haben sollte, seine Magistrate, seine Bürgermeister und andere Munizipalbeamte zu erwählen, jedoch mit der Verpflichtung, für ihre Besoldung zu sorgen.

Wir brauchen nicht zu sagen, wie sehr diese freigebigen Konzessionen, mit denen es wirklicher Ernst war, der braunschweigischen Aristokratie, dem deutschen Bunde, dem Könige von England, in seiner Eigenschaft als König von Hannover, und allen Mitgliedern des heiligen Bundes, mißfallen mußten.

Wenn die Könige schon die Personen hassen, welche nicht in ihrer Sphäre geboren sind und muthvoll gegen sie gewisse Grundsätze des Menschenrechtes vertheidigen, so fühlen sie doch einen doppelten Haß gegen Individuen ihres Standes, die solchen Grundsätzen beistimmen und es wagen, dieselben allein gegen Alle zu vertheidigen, weil sie nicht wissen, was sie ihnen entgegnen sollen, indem sie von einem Rechte, welches jene ebenfalls besitzen, nicht Gebrauch machen können. Dies ist die gegenwärtige Lage des Herzogs Carl, der sich ohne Rückhalt auf die europäische Linke gestellt hat, und von der Fahne des Fürsten von Metternich zu der des Herrn von Lafayette übergegangen ist.

Diese erzürnten Monarchen betrachten den Herzog als einen Abtrünnigen, der um so gefährlicher ist, da er alle ihre Geheimnisse kennt und ein Prinzip repräsentirt, welches sie dem Umsichgreifen der republikanischen Propaganda entgegenstellen.

Der Herzog blieb die Nacht in Ellerich. Die Braunschweiger, die hier zu ihm gestoßen waren, wollten noch in dieser Nacht die

dem Prinzen Wilhelm ergebenen Soldaten angreifen; der Herzog sagte ihnen aber, daß er vorziehen würde:

1) Noch die Ankunft neuer Bauernabtheilungen abzuwarten, die bestimmt am andern Morgen kommen würden.

2) Ehe man die Soldaten angriffe, den Versuch zu machen, sie zum Gehorsam und zur Pflicht zurückzubringen.

Der Herzog war erstaunt, zu sehen, wie die Bauern von den vom Adel eingeleiteten und ausgeführten Intriguen unterrichtet waren.

Sie sagten dem Herzoge, daß die Edelleute gern ihnen die Verantwortlichkeit des Geschehenen aufladen möchten, um dadurch in den Augen der Fremden unschuldig zu erscheinen, und den Braunschweigern gegenüber bemühten sie sich, dem Herzoge die Verbrechen zuzuschieben, welcher sich der Adel allein schuldig gemacht.

Aber, sagten diese Leute ferner, wir wünschen nur, daß unser Fürst nicht mehr der Narr des Adels sei, als er des Volkes ist.

Am andern Morgen 7 Uhr verlangten die preußischen Militär- und Civilbehörden vom Herzoge eine Audienz. Als sie dieselbe erhalten hatten, machten sie ihm ehrerbietige Vorstellungen in Bezug auf die Unruhen, welche seine Gegenwart ohne seinen Willen vielleicht auf dem preußischen Gebiete erregen könnte.

„Mehrere tausend Leute," sagten sie, „sind schon um dieses Haus versammelt, ganz Ellerich ist in Bewegung."

Der Oberst, von dem wir schon weiter oben redeten, fügte mit großer Ernsthaftigkeit und Wichtigkeit hinzu: „Wenn Ew. Durchlaucht gesonnen sind, noch einen Tag hier zu bleiben, so werde ich das Regiment hieher kommen lassen müssen, welches ich die Ehre habe zu kommandiren." —

„Thun Sie das nicht," antwortete der Herzog, „das wäre eine unnütze Vorsicht; ich stehe für die Sicherheit der Stadt und werde Ihnen sogleich davon den Beweis geben. Sie sehen diese bewegte und lärmende Menge, aber ich brauche mich nur am Fenster zu zeigen, um sie zu beruhigen."

Indem er dies sagte, öffnete er das Fenster und machte mit der Hand ein Zeichen, welches andeuten sollte, daß er die Absicht habe, zu reden. Das Gemurmel der Menge verstummte sogleich, und wie durch Zauberei war alsbald die vollkommenste Ruhe wieder hergestellt.

Darauf wandte sich der Herzog an die Bauern und sagte zu

ihnen: „Meine Freunde! ich bin in einem gastfreundlichen Lande und habe den Behörden versprochen, daß Ihr alle Rücksichten gegen sie nehmen werdet, welche sie zu erwarten haben, und ich hoffe, daß Ihr mich nicht zum Lügner machen werdet. Habt Ihr mir etwas zu sagen, so richtet es so ein, daß Einer von Euch zu mir spricht und nicht Alle auf einmal."

Nach dieser Anrede wollte der Herzog zu dem Volke hinuntergehen, aber mehrere Personen suchten ihn daran zu verhindern und zur Rückkehr in sein Zimmer zu bewegen. Diese Leute, sagte man ihm, welche Ew. Durchlaucht hier versammelt sehen, und die Ihnen entgegenjauchzen, werden Sie nicht vertheidigen, wenn Sie einmal die Grenze überschritten haben; dann werden Sie sich wirklichen Gefahren ausgesetzt sehen.

Aber der Herzog war entschieden und wollte keinen Rath annehmen.

Als er mitten unter seinen Landsleuten war, bot ihm ein Pachter, der ein ganz hübsches Pferd ritt, dasselbe zum Kaufe an, indem er ihm jedoch vorhersagte, daß es sehr wild sei, und wirklich bäumte es sich fortwährend und schlug hintenaus. Der Pachter setzte den Preis auf 100 Louisd'ors, den der Herzog bewilligte, und der Pachter stieg sogleich ab. Nun wollte der Herzog aufsteigen, aber das Pferd bäumte sich so hoch, daß es sich rückwärts überschlug. Da der Herzog sich nun einmal darauf eingelassen hatte, das Pferd reiten zu wollen, und alle Augen auf ihn gerichtet waren, so konnte er nicht zögern. Als er also die Zügel des Pferdes genommen hatte, schwang er sich auf den Rücken des wilden Thieres, und sah bald, daß, wenn er zum Ziele kommen wolle, er ihm fast ganz die Zügel lassen müsse, weil bei dem geringsten Verhalten desselben das Pferd stets auf dem Punkte war, sich zu überschlagen.

Das Volk wollte den Herzog an einer nicht von Truppen besetzten Stelle über die Grenze führen, wo man ihm folglich keinen Widerstand entgegensetzen konnte.

Aber der Herzog war durchaus über die guten oder schlechten Chancen dieses ersten Versuches im Klaren; er wußte wohl, daß er nicht auf einen besondern Erfolg zählen könnte, wenn es ihm nicht gelänge, die Truppen zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Daher beschloß er, den Soldaten auf ihren Vorposten entgegenzugehen, um sogleich zu wissen, woran er in dieser Beziehung wäre.

Als er kaum die Hälfte der Entfernung zurückgelegt hatte, welche ihn von den Vorposten trennte, sah der Herzog denselben Husaren auf sich zukommen, der ihm vor seiner Ankunft in Ellerich begegnet war. Der Husar war von dem braunschweigischen Gensd'armen begleitet, von dem wir ebenfalls geredet haben. Beide kamen zu Sr. Durchlaucht heran, um ihre Dienste anzubieten und sie zu gleicher Zeit davon zu benachrichtigen, daß sie gegen die Leute auf der Hut sein möge, die auf der äußersten Spitze der Grenze an einem Orte aufgestellt wären, wo sie durch einen Graben gebildet wird, der einen Hügel dominirt. Dort, sagte man ihm, stehen Mörder, die als Soldaten verkleidet sind, und besonders als Husaren; diese sollten sich dem Herzoge nähern und ihn willkommen heißen, um dann einen sichern Augenblick wahrzunehmen, ihn niederzustoßen. In Hinterhalt gestellte Leute hatten den Befehl bekommen, in der nächsten Entfernung auf den Herzog zu schießen, und sie waren entschlossen, es zu thun.

Auf diese Nachrichten hin suchten die preußischen Offiziere und mehrere Pachter, die den Herzog begleiteten, ihn auf jede Weise von einem weiteren Vorrücken abzuhalten; aber statt jeder Antwort setzte er seinen Weg fort, und blieb nicht eher stehen, als bis er ungefähr 15 Schritte von den braunschweigischen Vorposten entfernt war. Dort war er nur durch den Graben und durch den Hügel, hinter welchem der Posten stand, von diesem getrennt.

Der Herzog fand hier einen Lieutenant, Namens Jäger, mit 8 oder 10 schwarzen Jägern, mit einem Husaren, den man ihn als einen von Denen bezeichnete, wovon vorhin gesprochen wurde; zwei Gensd'armen und drei oder vier andere Leute, die zur guten Polizei zu gehören schienen, und mit Pistolen bewaffnet waren.

Er sah darauf, ungefähr 500 Schritte weiter zurück, gegen 100 schwarze Jäger, sechs oder acht Reiter, einige Gensd'armen und eine große Menge Bergleute und Steinbrecher, die mit Hacken und andern Utensilien ihres Handwerks bewaffnet waren. Sie waren alle in Schlachtordnung aufgestellt, die ersteren waren schwarz, die andern weiß gekleidet.

Dem Herzoge folgten, wie wir schon gesagt haben, einige Tausend Menschen, unter denen sich aber eine große Menge Frauen, Kinder und alte Leute befanden, die im Fall eines Gefechtes mehr hindern als nützen konnten.

Die schwarzen Jäger hatten ihre Hirschfänger auf die Büchsen gesteckt; sie bedrohten den Herzog mit ihren geladenen Waffen, indem sie darin dem Beispiele des kleinen Lieutenants folgten, der seinen Säbel schwang. Der Herzog trug einen bis an den Hals zugeknöpften blauen Ueberrock, dunkelgraue Pantalons und auf dem Kopfe eine Mütze von Wachstuch; an dem Sattel seines Pferdes befanden sich Halftern mit geladenen Pistolen, und er hielt den bloßen Degen in der Hand.

Der Herzog wandte sich an das Offizierchen, befahl ihm, seinen Säbel einzustecken, und gab ihm zugleich dazu das Beispiel, indem er selbst seinen Degen einsteckte.

Das Offizierchen gehorchte und ließ seine Jäger Gewehr in Arm nehmen; dann entspann sich folgende Unterhaltung, nachdem der Herzog die ihn begleitenden Bauern verhindert hatte, die Soldaten anzugreifen. Die Anhänger des Herzogs waren nicht bewaffnet; man würde sie also nur unnütz der Gefahr ausgesetzt haben, wenn man sie den Regungen ihrer Ergebenheit folgen ließ.

Herzog. Was machen Sie hier?

Offizier. Meine Regierung hat mir befohlen, Ew. Durchlaucht daran zu verhindern, die Grenze zu überschreiten.

Herzog. Wer ist Ihre Regierung?

Offizier. Der Graf von Veltheim, der Baron von Schleinitz, Herr Schulz und der Prinz Wilhelm.

Herzog. Haben diese Sie zum Offizier gemacht und Ihnen Ihren Degen gegeben?

Offizier. Nein, gnädiger Herr.

Herzog. Und die Scham über Ihre Undankbarkeit vernichtet Sie nicht auf der Stelle, auf der Sie stehen!

Offizier. Ich verdanke meine Charge nur meinen Fähigkeiten, und Ew. Durchlaucht mußten mich wohl zum Offizier machen.

Herzog. Sie irren sich sehr, mein Herr, denn ich hätte Sie Zeit Ihres Lebens lassen können, was Sie waren, und ganz gewiß besser daran gethan. Uebrigens bewundere ich Ihre Unverschämtheit, hieher zu kommen und mir den Weg zu verlegen, während Sie meinen Namenszug auf Ihrem Czako wie auf Ihrer Degenklinge tragen. Und was meinen Sie zu dem Eide der Treue, welchen Sie mir vor noch nicht einem Jahre geleistet haben, und von dem ich Sie niemals entbinden werde?

Offizier. Ich weiß sehr wohl, daß ich den Namen Ew. Durchlaucht auf meinen Montirungsstücken trage, aber Sie haben uns verlassen und uns dadurch von allen Verbindlichkeiten befreit.

Herzog. Wollte man einen solchen Grund gelten lassen, so würde jede Reise des Fürsten genügen, um seine Unterthanen von allem Gehorsam zu entbinden! Indessen habe ich alle Jahre Reisen gemacht, ohne daß man mehr wie bei jeden andern Fürsten daran gedacht hätte, sich dieser Abwesenheiten gegen mich zu bedienen, um daraus einen Grund zur Revolution zu machen.

Unglücklicherweise erfuhr der Herzog zu spät, daß er so durch lügnerische Versicherungen dieser Elenden zurückgehalten wurde, die besonders ausgewählt und durch Geld vermocht worden waren, sich sowohl in ihrem Namen als in dem ihrer Kameraden gegen ihn zu erklären.

Während dieser lügnerischen Versicherungen über die Stimmung der Truppen riefen die, welche man absichtlich weit zurückgelassen hatte: Es lebe der Herzog Carl!

Als man diese treuen Stimmen hörte, beeilte sich das Offizierchen, welches die acht Mann kommandirte, den Sinn davon zu entstellen, indem er ganz frech zum Herzoge sagte, daß die Truppen riefen: Es lebe der Prinz Wilhelm!

Der Herzog glaubte zu leicht den Worten eines Betrügers; auf die beständigen Bitten der Preußen und Braunschweiger, die ihm gefolgt waren, wandte er sich nach einem andern Theil der Grenze, wo er keinen militärischen Widerstand zu erwarten hätte. Um sich dorthin zu begeben, mußte der Herzog einen großen Theil des Weges, auf dem er gekommen war, wieder zurücklegen. Auf dem Wege verkaufte er das Pferd, welches er vorher gekauft hatte, wieder an seinen alten Eigenthümer, aber nur für den vierten Theil der Summe, die er dafür gegeben hatte. Der Herzog war wieder in seinen Reisewagen gestiegen.

Die Wege waren sehr schlecht, und dabei mußte der Herzog, um die militärischen Posten zu vermeiden, große Umwege machen. So kam er dann erst neun Uhr Abends an den Ort, welcher ihm von den Leuten genannt worden war, die in seinem Interesse zu handeln behaupteten. Es war dies das hannöversche Nest Osterode.

Der ehemalige Adjutant Sr. Durchlaucht, aber seitdem Günstling des Prinzen Wilhelms, der Kapitän Bause, hatte die Absicht des Herzogs erfahren, und, wie wir gleich sehen werden,

eine Bande von Mördern auf näheren Querwegen nach demselben Orte abgeschickt.

Der Herzog, der vor der Zeit nicht erkannt sein wollte, hatte seinen englischen Bedienten bürgerliche Kleidung anlegen lassen, während er sich auf den Bock setzte. Er stieg herab, um selbst die Thür zu öffnen, aber der Gastwirth war ihm schon zuvorgekommen, und half dem Bedienten, den er für den Herrn hielt, aus dem Wagen. Unglücklicherweise spielte der Bediente seine Rolle schlecht, denn er zögerte, vor dem Herzoge in den Gasthof zu gehen, der am äußersten Ende von Osterode liegt.

Als man in die Zimmer kam, ließ der Herzog durch den Engländer die bezeichnen, die er bewohnen wollte, und seine Sachen hineintragen. Da er hier die Nacht bleiben wollte, so ließ der Herzog alle Thüren mit Tischen und Kommoden verbarrikadiren, wie er es gewöhnlich that, doch mit Ausnahme einer einzigen Thüre, vor welcher er den französischen Bedienten schlafen ließ. Kaum hatte er diese ersten Einrichtungen getroffen, so hörte er unter seinen Fenstern eine Art von dumpfem Gemurmel, ähnlich dem, welches eine sich versammelnde Menge verursacht. Als er das Fenster geöffnet hatte, sah er, daß er sich nicht in seinen Vermuthungen getäuscht, und daß sich eine beträchtliche Menge Menschen versammelt hatte, während man seinen Wagen in die Remise brachte. Jedoch wußte er noch nicht, welcher Ursache er diesen Tumult zuschreiben sollte; war dies blos Neugierde des Volkes, die Fremden ankommen zu sehen? war dies ein Zeichen des Beifalls, ein Beweis der Treue, wie er ihn in Ellerich empfangen hatte? oder war es nicht vielmehr eine nahe Verrätherei seiner Feinde? Die Ungewißheit des Herzogs dauerte nicht lange, er erfuhr nur zu bald, daß das Letztere das Einzige war, was er annehmen konnte. Als er noch in der Nähe des Fensters stand, hörte er einen Mann zum andern sagen: „Man muß den Herzog packen und niedermachen, es wäre eine ewige Schande für uns, wenn er lebendig davon käme.“ „Nein, nein,“ riefen andere Leute, „man darf keinen Mann umbringen, der allein und im Vertrauen auf unsere Rechtlichkeit hierher gekommen ist.“

Die erste Person, welche gesprochen hatte, gewann indessen noch andere für sich, und zwar so, daß in einer Art von Rath, wovon dem Herzoge kein Wort entging, beschlossen wurde, mit ihm ein Ende zu machen.

Dann, um sich zu versichern, ob es wirklich der Herzog sei oder nicht, der in dem Wirthshause abgestiegen, fingen sie an aus vollem Halse zu schreien: „Es lebe der Herzog Carl! Es lebe unser rechtmäßiger Herzog! Dadurch hofften sie den Herzog an das Fenster zu locken und ihn vielleicht mit einem Flintenschuß zu treffen.

Aber der Herzog zog sich bei Zeiten zurück, gab den Schreiern kein Zeichen der Aufmerksamkeit und verhielt sich in seinem Zimmer ganz ruhig. Er wandte sich indessen gegen seinen französischen Bedienten und sagte ihm, was draußen vorginge. Der Herzog war in diesem Augenblicke so vollkommen ruhig, daß der Bediente, dem er dies in einem scherzenden Tone mittheilte, nicht daran glauben wollte. Aber bald mußte er wohl die Wahrheit erkennen, denn kaum hatte der Herzog aufgehört zu reden, so hörte man, wie die angestellten Mörder die Fenster einwarfen. Mehrere Steine fielen in das Zimmer.

„Gnädiger Herr," sagte der französische Bediente zum Herzog, „wenn dem so ist, so glaube ich, thäten wir am besten, wenn wir uns davon machten." — „Nein," antwortete ihm der Herzog, „wir sind gut bewaffnet, wir wollen die Thüren verrammeln, und wenn sie herankommen, aus dem Fenster auf sie schießen." — „Wir sollten doch zuerst versuchen, ob es kein Mittel giebt, uns davon zu machen," antwortete nochmals der Bediente. — „Wir wollen sehen," sagte der Herzog, und ließ den Wirth rufen; zwischen Beiden entspann sich folgende Unterredung:

Herzog. Können Sie mir einen Führer verschaffen, der vollkommen die Gegend kennt?

Wirth. Was wollen Sie mit ihm thun? Sie können doch gewiß nicht daran denken, uns noch diese Nacht zu verlassen.

Herzog. Wer spricht davon, ich frage Sie ganz einfach, ob Sie mir einen Führer geben können.

Wirth. Ach, ich rathe schon Ihre Absicht, aber es geht nicht, dies Haus ist von Mördern umgeben, und Sie sind der Herzog von Braunschweig.

Herzog. Sie irren sich, mein lieber Mann. Ich weiß wahrhaftig nicht, was Sie von mir wollen.

Wirth. Haben Sie volles Zutrauen zu mir, ich bin von Geburt ein Braunschweiger und Ihr treuer Unterthan; ich habe wohl mehr als zwanzig Mal die Ehre gehabt, Ew. Durchlaucht zu sehen.

Herzog. Sind die Postillone und die Pferde, welche mich hierher gebracht haben, noch in der Stadt?

Wirth. Nein, gnädigster Herr, und selbst wenn sie da wären, würden sie Ew. Durchlaucht nichts nützen, da das Volk Ew. Durchlaucht Wagen belagert hält.

Herzog. Aber Sie haben doch wenigstens ein Pferd?

Wirth. Nein, Durchlaucht.

Herzog. Aber Sie müssen doch eine Gartenthür haben, welche auf das Feld hinausgeht.

Wirth. Ja, gnädiger Herr; aber ich würde es nicht wagen, Ew. Durchlaucht durch diese Thür hinauszulassen, da das Volk, über den Vorschub, den ich Ihnen leiste, wüthend sein, und mir das Haus demoliren würde.

Während dieser ganzen Zeit zitterte der Wirth an allen Gliedern. Vielleicht hoffte er dadurch dem Herzoge seine Angst mitzutheilen, dessen unerschütterliche Ruhe nichts stören konnte.

Der Herzog erwiederte:

Nun, so gehe ich durch die große Vorderthür mitten unter diese Canaillen, und ich will sie schon zum Schweigen bringen, wenn ich vernünftig mit ihnen rede.

Wirth. Das würde Ihnen nichts helfen, gnädiger Herr, denn diese Meuchelmörder haben schon geredet und das Volk aufgeregt, daß es Sie nicht mehr anhören würde.

Diese Unterhaltung wurde mehrmals durch das Ab- und Zugehen von Leuten unterbrochen, welche dem Gastwirth von Zeit zu Zeit geheime Mittheilungen machten, die von ihm mit geheimnißvoller Miene beantwortet wurden. Unterdessen wurde der Lärm außerhalb immer drohender, und bald hörte man genau das Gebrüll der draußen stehenden Mörder und die Versuche, die sie machten, um die Hauptthür des Gasthauses einzustoßen.

Der Gastwirth sagte darauf zum Herzoge, daß er einmal nachsehen wolle, ob er ihm nicht durch das Dach helfen könne, indem er ein Loch in dasselbe mache, und er ging wirklich.

Darauf kam der französische Bediente zurück, den der Herzog abgeschickt hatte, um im Hause umherzustöbern; er sagte, daß man keinen Augenblick zu verlieren habe, wenn man sich in Sicherheit bringen wolle, indem die Postillons, welche sie hiehergebracht, nur noch mit der äußersten Anstrengung die Mörder daran verhinderten, die Thür einzuschlagen.

Dieser Mann drang inständigst in den Herzog, nicht dem Gastwirthe zu vertrauen, weil er diesen habe hannöverische Gens-d'armen zurückschicken sehen, indem er ihnen sagte, daß der Herzog ihre Dienste nicht annehmen werde, und daß sie jedenfalls, wenn sie blieben, mit ihm massakrirt werden würden. Er gab dem Herzoge ferner zu bedenken, daß der Gastwirth wohl nur von der Flucht durch das Dach gesprochen habe, um ihn auf den Boden zu locken und hier ermorden zu lassen.

Der Gastwirth hatte dem Herzoge gesagt, daß er sein Zimmer nicht verlassen könne, da die Treppen bereits von den Räubern versperrt wären, die man nur mit großer Mühe zurückhielte; nun wollte sich dieser selbst von der Lage der Dinge und von der Wahrheit dieser Angaben überzeugen. Er ging auf den Vorsaal und von der Brüstung der Treppe herab sah er unten wirklich, wie sich die Postillone alle mögliche Mühe gaben, um die Mörder zurückzuhalten. Diese versuchten die Thüren vollends einzuschlagen, die bereits ihren Schlägen nachgaben; es war wirklich keine Minute zu verlieren. In diesem Augenblick sah der Herzog zu seiner Rechten ein offenes Fenster; er sprang hinaus und gleich hinter ihm her sein französischer Bediente. Dieser schnelle Sprung geschah jedoch erst, nachdem der Herzog dem englischen Bedienten befohlen hatte, bei den Equipagen zurückzubleiben. Aber der Wirth, der den Herzog keinen Augenblick aus den Augen verloren hatte, holte ihn in seinem Hofe ein.

„Wo ist Ihre Gartenthür?" fragte ihn der Herzog.

„Ich will sie Ihnen nicht zeigen," erwiederte ganz trotzig der Wirth, der nichts anderes als ein Anführer der Räuber war, und der, indem er so sprach, die Kühnheit hatte, den Herzog an den Arm zu fassen. Mit welcher Schnelligkeit der Gastwirth auch diese beleidigende Bewegung ausführte, so hatte doch ein wahrscheinlich in seinem Dienste stehender Bauer, bei den ersten Worten des Herzogs eine noch schnellere Geberde gemacht, als wolle er ihm die Thür, nach welcher er fragte, zeigen. Dies war genug für den Fürsten; mit einem einzigen Ruck entriß er seinen Arm den Händen des Gastwirths und stürzte in der Richtung fort, welche ihm der Bauer angegeben hatte.

Dieser hatte ihn nicht getäuscht. Am äußersten Ende des Hofes, zwischen einem Pferdestalle und einer ziemlich hohen Mauer fand er wirklich eine elende Thür, allein sie war verschlossen. Als er sich umwandte, erblickte er den Gastwirth, der

ihn nicht verlassen hatte, und rief: „Den Schlüssel zu dieser Thür!“ Der Wirth antwortete, daß er ihn nicht habe.

Die Umstände wurden von Augenblick zu Augenblick dringender. Darauf konnte der Herzog, der auf den Rücken seines Bedienten gestiegen war, auf das Dach eines Hühnerhauses gelangen, wohin ihm der Franzose bald folgte. Um auf dieses Dach zu steigen, und um sich auf demselben zu erhalten, waren sie genöthigt gewesen, einige Ziegeln herunterzureißen. Aber es war damit noch nicht genug, herauf gekommen zu sein, man mußte auch noch hinabsteigen, ohne sich in der Dunkelheit zu verirren und eine schlechte Richtung einzuschlagen, und außerdem waren alle Zugänge des Hauses mit Gruppen von Mördern besetzt.

Der Bediente des Herzogs, der die Umgebungen etwas unterscheiden konnte, machte ihn auf die Schwierigkeit aufmerksam, über die hohen Latten zu kommen, mit welchen das Dach eingefaßt war, auf welchem sie mit leiser Stimme Rath hielten. Diese Latten waren wirklich vier Fuß höher, als das Dach selbst. Sie waren angebracht worden, um das Besitzthum des Gastwirthes von der Feldseite unzugänglich zu machen.

Der Herzog ergriff darauf mit seinen beiden Händen zwei Latten, brach sie in der Höhe des Dachs ab und sprang hinunter, sein französischer Bediente folgte ihm. Aber kaum waren sie unten angekommen, so hörten sie den Ruf: Wer da! Es kam von den Mördern, welche auf der großen Straße aufgestellt waren, die von dem Felde, auf dem der Herzog und sein Bediente sich befanden, nur durch einen Graben und eine Hecke getrennt war.

Der Herzog enthielt sich, wie man wohl denken kann, jeder Antwort auf den Zuruf dieser unheilverkündenden Patrouille; als er sah, daß die Leute, aus denen sie bestand, sich ihm zu nähern suchten, lief er was er laufen konnte, längs dem Grundstücke des Gastwirthes hin, nachdem er sich links gewandt hatte, wobei er seinen Bedienten, um ihn nicht zu verlieren, am Arm hielt; Beide hielten in der Hand eine Pistole.

Die Patrouille der Räuber, welcher sie ausweichen mußten, war übrigens nicht der einzige Gegenstand zur Besorgniß; sie waren von Gefahren gewissermaßen von allen Seiten umgeben. In demselben Augenblicke, als das Wer da! der Mörder ertönte, hatte der Herzog das Geräusch eines Schlüssels gehört, welchen man in dem Schlosse der kleinen Hinterthür umdrehte. Der

Gastwirth kam durch dieselbe, in Begleitung einer neuen Bande Mörder, welche, als sie den Herzog laufen sah, schrie: „Da ist er! da ist er! schlagt ihn nieder!

„Ach gnädiger Herr, ich fürchte, wir sind verloren," sagte der französische Bediente, als er die Mörder von allen Seiten heranrücken sah; „indessen machen Sie es wie ich, vielleicht finden sie uns nicht." Indem er dieses sagte, drückte sich der Franzose auf allen Vieren in einen Graben, der sich zwischen zwei Hecken dahinzog. Der Herzog folgte ihm dorthin.

Die Verfolger wurden auch wirklich getäuscht, indem sie die Beute, welche sie schon zu haben meinten, aus den Augen verloren. Da sie dachten, daß der Herzog sich ihnen durch Schnelligkeit und nicht durch List entzogen hätte, so liefen sie geradeaus fort.

Der Herzog und sein Diener folgten dem kleinen Graben, der bei der strengen Kälte völlig gefroren war. Sie kamen bald an einen größern Graben und an eine höhere Hecke, welche, wie wir schon angaben, zwischen den Feldern und der großen Straße die Grenze bildeten. Hier waren ebenfalls einige von den Verfolgern aufgestellt gewesen; allein sie hatten ihren Posten verlassen und sich in der Richtung hin entfernt, wo sie die Stimmen ihrer Kameraden, welche sie auf der Spur des Herzogs glaubten, und pfeifen hörten, — dasselbe Pfeiffen, welches der Letztere schon einmal zwei Monate früher bei der Revolution in Braunschweig vernommen hatte.

Der Herzog benutzte diesen Augenblick, sprang über den Graben und die Hecke und kam auf die große Landstraße; aber dort zeigte sich ein neues Hinderniß. Alle Seitenwege waren besetzt, so daß dem von allen Seiten eingeschlossenen Herzoge nichts übrig blieb, als wieder nach Osterode zurückzukehren. Da er vom Laufen außer Athem war, und auch, um keinen Verdacht zu erwecken, ging er in gewöhnlichem Schritt und hielt seine Pistole unter dem großen Pelze verborgen, den er trug.

Der eine Posten der Verfolger, von dem wir schon gesprochen haben, mußte indessen Verdacht schöpfen; zwei von den Leuten, aus denen er bestand, sonderten sich ab, um dem Herzoge auf dem Fuße in die Stadt zu folgen, wo sie einigen Elenden begegneten und sie auf den Herzog und seinen Diener aufmerksam machten.

Der Letztere versuchte es mehrmals den Herzog zu bewegen, in ein Haus zu treten, um sich den Nachstellungen zu entziehen; aber dieser wollte durchaus nicht.

Bald riefen die Verfolgenden dem Herzog und seinem Diener zu, ohne jedoch ihre Namen zu nennen, daß sie stehen bleiben sollten. Dies war jedoch für diese nur eine Mahnung, schneller zu gehen, welches sie auch thaten, bis sie in eine etwas abgelegene Straße kamen, wo sie wieder zu laufen anfingen. Endlich nach tausend Drehungen und Wendungen gelang es ihnen doch, durch Ausdauer und Geschicklichkeit sich den Verfolgungen der Mörder zu entziehen und einen isolirten Platz zu erreichen, auf welchem eine Kirche stand.

Zwei Wege lagen nun vor ihnen, außer dem, welchen sie gekommen waren und den sie nicht wieder zurückgehen konnten, ohne sich einer sichern Gefahr auszusetzen. Der eine der beiden Wege war sehr eng und lief zwischen zwei alten, sehr hohen Mauern hin; da er einen Bogen machte, so schien er die Grenze der Stadt zu bezeichnen; der andere Weg ging längs der Kirche hin. Der Herzog wollte eben diesen letztern einschlagen, als der Bediente behauptete, daß es eine Sackgasse sei. Er hieß ihn darauf auf der Lauer bleiben, um zu sehen, ob Jemand käme, in welchem Falle er ein Zeichen geben solle, während er sich selbst überzeugen wollte, wohin eigentlich die Straße führe. Der Herzog kam zurück, nachdem er sich überzeugt, daß sein Diener Recht gehabt hatte, und daß es eine Sackgasse war. Während seiner Abwesenheit hatte sich der Bediente nicht gerührt, und es hatte sich Niemand gezeigt.

Die Verlegenheit des Herzogs war nun groß. Er fühlte einen außerordentlichen Widerwillen dagegen, sich in das enge, zwischen zwei Mauern gedrängte Gäßchen zu wagen; er fürchtete, daß, wenn er es thäte, er vielleicht lange würde gehen müssen, ehe er eine Querstraße fände, und daß, wenn er hier unglücklicherweise verfolgt werden sollte, er sogleich umstellt und gefangen genommen werden könnte, ohne irgend ein Mittel zur Flucht zu haben. Diese Betrachtungen bestimmten den Herzog, seinem Bedienten die Rolle aufzutragen, welche er selbst einen Augenblick vorher gespielt hatte, das heißt, er schickte ihn aus, das Gäßchen zu rekognosciren, während er selbst als Beobachtungsposten zurückblieb.

Der Herzog war sehr ermüdet und ruhte sich aus, während er die Rückkehr seines Kundschafters erwartete. Zehn Minuten

waren höchstens verflossen, so hörte er das Geräusch von Schritten und das Pfeiffen seiner Verfolger, welche durch die Straße, auf welcher er selbst gekommen war, nach dem Kirchplatze kamen. Dieser Weg war daher nicht praktikabel und der zweite hatte keinen Ausgang; es blieb ihm also keine Wahl. Auf die Gefahr hin, was auch da kommen möge, eilte der Herzog in das Gäßchen seinem Bedienten nach, von dem er durchaus nicht getrennt werden wollte.

Der Weg zwischen diesen beiden alten Mauern war sehr schlecht, und das Glatteis hatte ihn furchtbar schlüpfrig gemacht. Der Herzog fiel, und da die Anstrengung anfing, seine Kräfte, wenn auch nicht seinen Muth zu erschöpfen, so konnte er, nachdem er aufgestanden, seinen Weg nicht sogleich fortsetzen, er stützte sich, so zu sagen, maschinenmäßig gegen eine der Mauern des Gäßchens. In dieser Stellung blieb er einige Sekunden, sowohl um Athem zu schöpfen, als um zu horchen, ob er nicht pfeiffen höre; denn er war sicher, daß seine mit der Lokalität bekannten Verfolger, wenn sie ihn auf dem Platze nicht fänden, ihn in der einzig möglichen Richtung verfolgen würden; er hatte sogar Schritte gehört.

Im Augenblick, wo der Herzog weiter gehen wollte, fühlte er seinen Pelz fest gehalten, der, wie er dachte, entweder an einem Nagel oder an den Zweigen, die sich die Mauer hinauf rankten, hängen geblieben sei; als er sich aber umwandte, erblickte er einen Menschen, der vom schnellen Laufen noch ganz außer Athem war. Dieser Kerl hielt den Herzog an seinem Pelze fest, aber der Herzog schlug ihm den Kolben der Pistole, die er in der Hand hatte, ins Gesicht und gab ihm zugleich einen Fußtritt, der den Nichtswürdigen niederstreckte, und setzte dann seinen Weg mit größter Schnelligkeit fort.

Der so niedergeworfene Spitzbube rief unaufhörlich seine würdigen Freunde zur Hülfe. Als die nächsten an ihn herankamen, wollte er schnell aufstehen, stürzte aber wieder nieder und riß mehrere seiner Freunde mit zu Boden, so daß das Glatteis, welches dem Herzog eine Minute vorher so unangenehm war, ihm diesmal günstig wurde; er hatte Zeit gewonnen, und dies war gewiß ein großer Vortheil, denn man sieht wohl, wie nahe man ihm auf den Fersen war.

Nachdem der Herzog vor seinen Verfolgern einen kleinen Vorsprung gewonnen hatte, fühlte er mit Erstaunen an seinem

Arme eine Empfindung, als sei derselbe in warmem Wasser gebadet. Er erinnerte sich, daß, als er sich umdrehte, um zu sehen, was ihn am Kleide festhielte, es ihm vorgekommen, als ob ein eiskalter Körper in seinen Arm gedrungen sei; aber dessen ungeachtet setzte er seinen Weg aufs Schnellste fort und holte endlich seinen Bedienten ein, den er am äußersten Ende dieses verdammten Weges vor einer wohl steben Fuß hohen Maner stehen fand. Hier bildete der Weg einen Winkel und es blieb nichts übrig, als ihm auf die oben bezeichnete Gefahr hin zu folgen, oder über die Mauer zu steigen, was wegen der Ermattung und Verwundung des Herzogs unmöglich schien.

Er hatte also augenscheinlich ermordet werden sollen und sein Arm den für seine Brust bestimmten Stoß aufgefangen. Indessen mußte man einen Entschluß fassen und zwar schnell, denn man hörte die Schritte der Mörder hinter sich.

„Gnädiger Herr," sagte darauf der französiche Bediente zu ihm, „Sie sehen wohl, wir sind verloren, wenn wir nicht über diese Mauer kommen."

„Aber das ist unmöglich."

„Wenn Ew. Durchlaucht erlauben, so will ich Ihnen das Gegentheil beweisen." Dies sagend, stieg der Bediente auf die Schultern des Herzogs und war in einem Augenblick auf der Mauer, wo er sich auf den Bauch legte und den Herzog an den Händen nachzuziehen versuchte. In dieser gezwungenen Stellung war es dem Herzoge unmöglich, sich auf irgend eine Weise zu helfen, denn er war, so zu sagen, an den Armen aufgehängt. In dieser traurigen Situation hörte er die Schritte der Verfolger immer näher kommen, und zu gleicher Zeit sagte ihm sein Bediente, daß, wenn dies noch zwei Minuten dauere, er ihn loslassen müsse, da seine Kräfte nachließen. Der Herzog, darüber außer sich, machte einen kräftigen Versuch, um eins seiner Beine über die Mauer zu schwingen. Der Bediente verstand diese Bewegung sehr gut zu benutzen; er ergriff in demselben Augenblicke die sehr weiten Hosen des Herzogs, ungefähr in der Höhe des Knies und zugleich mit der andern Hand, welche bis jetzt die eine des Herzogs festgehalten, den Rockkragen desselben; so gelang es, ihn auf die Mauer zu ziehen.

Es giebt im Leben Umstände, die, wenn man sie auch nur dem Zufall zuschreiben muß, doch durch ihr Eintreten zu rechter Zeit, und durch die Wichtigkeit ihrer Folgen überraschen. So

wurde z. B. bei der eben erzählten Gelegenheit der Herzog durch den Schnitt eines seiner Kleidungsstücke gerettet. Es ist klar, daß, wenn er an diesem Tage anstatt weiter Beinkleider enge getragen hätte, sein Bediente ihn nicht daran würde haben fassen können; seine andere Hand allein konnte nicht den Herzog halten, dieser wäre auf die Straße zurückgefallen und verloren gewesen.

„Wirf mich von der andern Seite herunter," sagte der Herzog zu seinem Bedienten, sobald er oben auf der Mauer war; aber dieser fürchtete ihn zu beschädigen und wollte nicht. Er ließ sich daher selbst fallen und kam glücklich auf der andern Seite am Fuße der Mauer an; hier blieb er liegen, ohne nur die geringste Anstrengung zu machen, sich zu erheben.

Der Bediente glitt längs der Mauer herunter, nachdem er sich oben mit den Händen gehalten hatte. Er machte den Herzog darauf aufmerksam, daß sie beide soviel als möglich ihren Athem zurückhalten und jede Bewegung vermeiden müßten, denn das geringste Geräusch würde den Verfolgern den Ort, wo sie waren, verrathen. Diese waren wirklich am Fuße der Mauer auf der andern Seite angekommen und blieben hier stehen, um sich zu berathen.

„Wo ist er nur hin?" fragte Einer. — „Bist Du auch gewiß, daß er allein war?" sagte ein Anderer. — „Ja." — „Dann ist es unmöglich, daß er über diese Mauer gekommen ist." — „Er hat gute Beine, er wird um die Ecke der Gasse sein." — „Halten wir uns noch länger auf, so entwischt er uns." — „Das wäre eine ewige Schande für uns und würde uns bei seiner Familie und bei den großen Herren, die uns bezahlen, schlecht dienen."

Nach diesem tröstlichen Gespräch, von dem der Herzog kein Wort verlor, vernahm er mit großem Vergnügen das Geräusch der Schritte dieser Elenden, die sich entfernten, um ihn zu verfolgen. Ein Augenblick früher, einige Fuß Entfernung trennten sie von ihrem Opfer.

Nun hatte der Herzog Muße, die Wunde zu untersuchen, die er am Arme erhalten hatte. Als er seine Kleider ausgezogen, sah er, daß wirklich ein Messerstich seinen linken Arm durchbohrt hatte, der wie seine Kleidungsstücke in Blut gebadet war.

Der Herzog wand sein Taschentuch um den verwundeten Arm und als er sich wieder angekleidet hatte, lieh er das Halstuch von seinem Bedienten, um daraus eine Binde zu machen.

Das Eisen des Mörders hatte den Aermel eines großen Pelzes, eines Ueberrockes, eines schwarzen Tuchgilets und seines Hemdes durchbohrt.

Während der Herr und der Bediente der Länge lang am Fuße der Mauer lagen, so daß man sie fast im Gebüsch nicht sehen konnte, beriethen sie sich über das, was sie vorkommenden Falles thun wollten. Sie beschlossen, daß, wenn die Mörder versuchen sollten, über die Mauer zu klettern und ihnen zu folgen, dieselben niederzustechen, sobald sie sich zeigen würden, aber nicht auf sie zu schießen, da ein Schuß alle die herbeiziehen konnte, die in der Nähe versteckt waren.

Nachdem sie sich so verständigt und eine Viertelstunde ausgeruht hatten, was ihnen sehr nöthig that, machten sich der Herzog und sein Bediente auf den Weg, indem sie sorgfältig die frequenten Wege vermieden. Da sie die Lokalität nicht kannten, so gingen sie, so zu sagen auf's Gerathewohl, und gelangten bald in ein anderes Gäßchen, welches sie in einen Garten führte, wo sie indeß nicht bleiben konnten. Als sie denselben verließen, sah sich der Herzog unverhofft in einem Hofe, der an ein ziemlich hübsches Haus stieß, wo eine Abendgesellschaft war; alle Fenster waren erleuchtet, und man hörte den Ton mehrerer musikalischen Instrumente. Als er diesen Hof passirt hatte, mußte er einen hohen und steilen Abhang hinabsteigen, an dessen Fuß er eine Pfütze fand, die mit Eis bedeckt, welches aber noch nicht stark genug war, um hinüber zu gehen.

Nachdem der Herzog einige Zeit dieser Pfütze entlang gegangen war, sah er sich abermals vor einer Mauer, über welche er dadurch gelangte, daß er sich an einer ziemlich hohen Thür emporhalf, die auf das Feld zu gehen schien. Der Herzog kam wirklich auf eine ziemlich große Wiese, aber sie war von einem Bache durchschnitten. Da er dachte, daß das Eis darauf fester und das Wasser darin weniger tief als das der Pfütze sein würde so versuchte er es, hinüber zu gehen; aber das Eis brach und er fiel bis ans Knie ins Wasser, doch endlich kam er auf der andern Seite an. Nachdem der Herzog und sein Bediente noch ein Weilchen gegangen waren, standen sie vor einem steilen Abhange. Nachdem sie sich einen Augenblick ausgeruht hatten, fingen sie an, den Abhang zu erklettern; er war so abschüssig, daß sie dabei mehr ihre Hände als ihre Füße gebrauchten, indem sie sich an Gebüschen und Unebenheiten des Bodens anhielten.

Der Herzog hatte es für zweckmäßig gefunden, diesen Hügel zu ersteigen, um von dem Gipfel desselben, so viel es die Nacht erlaubte, zu sehen, wie weit Osterode läge, ob sie verfolgt würden und überhaupt, um sich zu orientiren und beurtheilen zu können, welchen Weg er würde einschlagen müssen.

Das Resultat dieser Prüfung war, daß der Herzog sah, wie er noch nicht weit von Osterode entfernt, daß er mehr im Kreise als vorwärts gegangen war, und daß die Gefahren, die ihn verfolgt hatten, ihn noch immer umgaben, obwohl weniger nahe, indem er in ziemlicher Ferne aufs Neue das Pfeiffen hörte. Die Verfolger hatten also ihre Unternehmung für diese Nacht noch nicht aufgegeben. Der Herzog und sein Bediente mußten also abermals versuchen, was ihre erschöpften Kräfte vermochten, sie wandten sich nach einer großen Wiese, welche eine Hecke von ihnen trennte. Diese Hecke war weit höher als alle, welche sie auf ihrem Wege angetroffen hatten, und sie konnten nicht daran denken, sie zu überspringen; sie mußten daher gleichsam nach Schlangenart mit dem Kopfe voran, hindurchkriechen, wo das Gesträuch eine Oeffnung darbot. Diese Hecke und mehrere andere, die sie noch auf dieselbe Weise zu passiren hatten, waren so stark, so dicht und so dornicht, daß die Gesichter und Hände des Herzogs und seines Bedienten ganz geschunden waren; aber ihre Leiden waren wenigstens verloren und sie gelangten auf den Gipfel eines Hügels, an dessen Fuße ein Dorf lag. Ueberdies waren sie an dem Orte, wo sie sich befanden, durch dichte Gebüsche geschützt, hinter welchen sie sich den Blicken der Verfolger entziehen konnten; übrigens waren sie ziemlich weit von Osterode und den bezahlten Mördern entfernt. Man muß bemerken, daß diese dem Herzoge als Wegweiser dienten, indem sie durch ihr Pfeiffen die Orte verriethen, wo sie waren, und daher die Wege, die er vermeiden mußte.

Nach einem langen Marsche endlich, nachdem er alle Arten von Schwierigkeiten überwunden, Gräben übersprungen und Hecken durchkrochen hatte, kam der Herzog also endlich mit seinem Begleiter an den Rand einer großen Straße, aber er wußte durchaus nicht, welche Richtung er einschlagen mußte, um sich entweder Osterode zu nähern, oder sich von diesem Orte zu entfernen, noch wußte er, ob sie ihn nach der braunschweigischen Grenze, oder von derselben fortführen würde. Um sich deshalb zu erkundigen, sprang der Herzog über eine Hecke, die ein einzelnes kleines Haus einschloß, und schlug mit dem Kolben seiner Pistole an den Fenster-

laden. Nach einer Viertelstunde endlich öffnete eine alte Frau ein Fenster und fragte mit kreischender Stimme: — Wer ist da? — „Ein Reisender, der sich verirrt hat," antwortete der Herzog, „seid so gut und sagt mir, wohin diese große Straße führt. — Nach Göttingen. — Und wo kann ich Wagen und Pferde bekommen? — Eine Viertelstunde von hier. — Guten Abend." Darauf kehrte der Herzog zu seinem Bedienten zurück und Beide schlugen die Richtung ein, welche ihnen die Alte angegeben hatte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die lange Viertelstunde. — Die Nähe eines Dorfes. — Alles schläft. — Keine Pferde. — Der Weg zu Fuß. — Tagesanbruch. — Das Häuschen. — Der Herzog steigt zum Fenster hinein. — Der ermüdete Gast. — Möglichkeit. — Müdigkeit und Hunger. — Zwei Louisd'ors. — Ein Karren und ein einziges Pferd. — Eine Stunde Ruhe. — Der gute Bauer. — Eine Postchaise. — Schmerzen, welche die Wunde des Herzogs verursachen. — Ankunft zu Netra. — Das Betragen der braunschweigischen Offiziere von hessischen Offizieren beurtheilt. — Eisenach und Gotha. — Brief des Herzogs an den Herzog von Kambridge. — Einfältige Antwort. — Die zu Osterode in Beschlag genommenen Equipagen und offener Diebstahl. — Prinz Wilhelm der Hehler. — Ein treuer Diener. — Zu Braunschweig begangene Nichtswürdigkeiten. — Die Effekten des Herzogs verkauft. — Abreise von Gotha. — Besorgniß vor schlechtem Betragen der preußischen Regierung. — Zusammentreffen auf der Landstraße. — Depeschen des Barons von Marschall und der deutsche Bund. — Das zweideutige Dekret. — Der Herzog von Braunschweig und der Kaiser Nikolaus. — Der Doktor Renda. — Unterredung. — Mainz. — Der Herzog von Sachsen-Coburg. — Metz. —

Als der Herzog sich von dem Häuschen der Alten entfernte, hatte er also endlich zum ersten Male seit dem Morgen die ziemliche Gewißheit wieder erlangt, für dieses Mal wenigstens dem Dolche der Mörder zu entrinnen. Stets begleitet von seinem treuen Bedienten, der seine Leiden und Gefahren theilte, verfolgte er den Weg, welchen ihm die Alte angab. Aber das so sehr herbeigewünschte Dorf schien sich immer weiter zu entfernen, je weiter sie gingen; man brauchte zwei gute Stunden und nicht eine Viertelstunde, um es zu erreichen.

Der Herzog fand in diesem Dorfe viele ausgespannte Karren, aber die Fuhrleute sowohl als die Leute im Wirthshause waren zu Bette und man mußte beinahe die Thüren einschlagen, ehe Jemand hörte. Und selbst dies nützte zu nichts, denn der Wirth erklärte, daß alle seine Pferde fort wären, und daß er nicht ein einziges geben könne. Nur ein Nachtwächter machte den Vorschlag, den Herzog bis in ein anderes, eine Stunde entferntes Dorf zu begleiten, wo er aller Wahrscheinlichkeit nach Pferde finden würde.

Dieser Versuch mißglückte indessen, und der Nachtwächter wie die Bauern suchten die Reisenden zu trösten, indem sie ihnen Hoffnung machten, Pferde in einem andern Dorfe zu finden, welches in einer Entfernung von einer Stunde, einen Flintenschuß rechts ab von der großen Landstraße liegen sollte.

Der Herzog und sein Bediente waren also abermals gezwungen, ihre Reise zu Fuß fortzusetzen und während der ganzen übrigen Nacht umherzuirren. Jedes Dorf, welches sie seitwärts von der Straße sahen, hielten sie für das, welches man ihnen bezeichnet hatte.

Es fing schon an Tag zu werden, und da der Herzog fürchtete, durch seine Verfolger erkannt zu werden, welche man von allen Seiten und auf allen Wegen abgeschickt haben konnte, er auch jedes Zusammentreffen mit der hannöverischen Gensd'armerie vermeiden wollte, so beschloß er in einem kleinen Dorfe zu bleiben und es nicht zu verlassen, bevor er Pferde hätte.

Während der Nacht hatte die Hoffnung, welche zu finden, die Fliehenden aufrecht erhalten, und außerdem begünstigte sie die Dunkelheit, indem sie ihnen erlaubte, sich im Gebüsch zu verbergen; sobald ihnen ein Reiter begegnete oder irgend Jemand hinter ihnen hergekommen wäre, hätten sie ihn vorbeilassen können.

Sie klopften abermals an ein Häuschen, welches mitten im Dorfe lag, und das man ihnen in einem Gehöfte, das sie vorher passirten, als eine Herberge bezeichnet hatte, deren Eigenthümer Pferde und Wagen hielte; aber ihre verdoppelten Bemühungen, den Wirth zu erwecken, waren lange Zeit ohne Erfolg. Endlich öffnete eine Frau das Fenster und fragte, was man wolle.

„Pferde!" antwortete der Herzog.

„Es sind keine da," erwiederte die Frau und wollte das Fenster zumachen, aber der Herzog verhinderte sie daran, und da er sah, daß sich Leute versammelten, so sprang er zum Fenster hinein, da die Frau sich geweigert hatte, die Thür zu öffnen.

Das Innere dieses Wirthshauses bot dem Herzoge das Bild des in seinem Bette liegenden Wirthes.

Es giebt im Leben Augenblicke, wo die übergroße, auf den Geist zurückwirkende Müdigkeit des Körpers so mächtig ist, daß sie für den Augenblick die Fähigkeiten des bestorganisirten Menschen aufhebt. In solcher Lage war der Herzog, und er konnte im ersten Augenblicke nichts anderes thun, als sich gewissermaßen maschinenmäßig in einen Lehnstuhl fallen lassen.

Die Wirthin, die sich endlich entschloß, das Bette des Herrn zu verlassen, schien sehr erstaunt und etwas unzufrieden über die Unterbrechung ihres Schlafes, jedoch brachte sie ziemlich willig dem Herzoge Brod, Schinken und ein Glas Bier, was ihm sehr zu Statten kam, denn man kann wohl denken, daß er einiger Stärkung bedurfte. Als aufgetragen war, warf er zwei Louis-d'ors auf den Tisch und sagte: „Hier, Herr Wirth, ich bezahle Sie im Voraus, aber geben Sie mir zwei gute Reitpferde, die mich zur nächsten Poststation bringen können."

Der Wirth antwortete: „Ihr Geld will ich wohl nehmen, aber ich kann Ihnen dafür nur ein Pferd und einen kleinen schlechten Karren geben, auf welchem ich Sie aber bis zur nächsten Poststation bringen will. Aber dann müssen Sie noch etwas Geduld haben, denn sowohl mein Pferd als ich kommen so eben erst von einer weiten Tour zurück, die wir zusammen gemacht haben, und wir sind alle beide lendenlahm.

„Lassen Sie uns also noch etwa eine gute Stunde ausruhen, was Ihnen vielleicht auch gut thun wird, denn Sie scheinen müde; ich stehe Ihnen dann dafür, daß ich Sie in einer Stunde auf die Poststation bringen, und Ihnen hier Wagen und Pferde verschaffen will."

Man mußte das wohl annehmen, und Alles geschah, wie es unser guter Bauer versprochen, der gewiß nicht zu denen gehörte, welche den Herzog verfolgt hatten.

Die Eile, mit welcher der Herzog und sein Bediente Osterode hatten verlassen müssen, war so groß gewesen, daß der Bediente die Mütze nicht hatte mitnehmen können, welche der Herzog gewöhnlich auf der Reise trug; sein Kopf war nur mit einem Tuche bedeckt, welches er wegen der Kälte unterwegs unter seiner Mütze getragen hatte; erst auf der Station konnte er sich eine neue Mütze verschaffen.

Als der Herzog einmal in der Postchaise war, hatte er Zeit,

sich um seinen Arm zu bekümmern, den er während der Nacht nur durch einen schlechten Dorf-Chirurgus hatte verbinden lassen können. Lange Zeit hatte die außerordentliche Aufregung den Schmerz gleichsam neutralisirt, aber seit er im Wagen war, wurde er bei jedem Stoße, den er aushalten mußte, immer heftiger.

Der Herzog setzte so seine Reise bis Witzenhausen fort, den ersten Ort, von der Grenze, welcher dem Kurfürsten von Hessen gehört. Hier hielt er sich für sicherer und hielt zum ersten Male an, um zu frühstücken und auszuruhen; dann reiste er weiter und kam während der Nacht nach Netra. Da keine Pferde da waren, so mußte er in der Post bleiben; er fand hier hessische Kavallerieoffiziere, die vom Urlaub kamen und die schon, wenigstens zum großen Theil, von dem unterrichtet waren, was dem Herzoge passirt war. Sie unterhielten sich über ihn, ohne ihn zu kennen.

Sie sagten, daß das Benehmen der braunschweigischen Offiziere, wie aller dortigen Beamten infam sei, und daß sie gewiß niemals gewagt haben würden, einen solchen Verrath zu begehen, wenn sie nicht dazu von dem Prinzen Wilhelm von Braunschweig angeregt worden wären, der als der Anführer des Komplots bezeichnet wurde, welches zwischen ihm und den Königen von England und von Preußen gemacht worden sei.

Nach langem Warten in diesem Wirtshause kamen endlich Pferde, und der Herzog konnte seine Reise fortsetzen.

Er fuhr in der Nacht vom 2. auf den 3. December durch Eisenach und kam am frühen Morgen nach Gotha, wo er, Dank seiner Vorsicht, den Reisewagen wiederfand, den er unter der Aufsicht eines seiner englischen Bedienten zurückgelassen hatte.

Der Herzog beeilte sich, an den Herzog von Cambridge, Vicekönig von Hannover und Bruder Wilhelms IV. zu schreiben*). Nachmittags begab er sich zu dem Herzoge von Sachsen-Coburg, der ihn abermals mit der größten Freundschaft aufnahm und ihm ausdrückte, wie großen Antheil er an den geschehenen Eingriffen nähme.

Am Abend begaben sich die beiden regierenden Fürsten in das Theater. Am andern Tage dinirten Beide in einem benachbarten Jagdschlosse. Tags darauf erhielt der Herzog von Braunschweig eine Antwort von dem Vicekönig von Hannover**).

---

*) Aktenst. Nro. 92.
**) Aktenst. Nro. 93.

Ein Jeder, der sie liest, kann sich von dem Unsinn und den absurden Widersprüchen, welche sie enthält, überzeugen; der Herzog verfehlte auch nicht, ihrer in seiner Antwort an den Vicekönig*) zu erwähnen.

Man sieht, daß der Herzog von dem Vicekönig offiziell unterrichtet wurde, daß dieser es für gut gefunden hatte, seine Wagen, sein Gepäck, sein Eigenthum und seine Paviere zu confisciren, seinen Bedienten zurückzuhalten, mit einem Worte, sich aller Dinge zu bemächtigen, die ihm in Osterode zur Hand waren, und daß er Alles dem Prinzen Wilhelm von Braunschweig ausgeliefert hatte und sich weigerte, dem Herzoge die geringste Rechenschaft davon abzulegen. Was war das anders, als ein offener Diebstahl durch den Herzog von Cambridge, der den Prinzen Wilhelm zum Hehler der gestohlenen Gegenstände machte.

Auf diese Weise verlor der Herzog seine Reisewagen und die Hälfte seiner Effekten; weiter oben sagten wir, daß die andere Hälfte in Gotha geblieben sei, wo sie der Herzog wiederfand.

Es waren dies 25,000 Thaler in Gold und in englischen, französischen und deutschen Papieren, Kleinode, die etwa 5000 Thaler werth waren und endlich sein Portefeuille, mit sehr wichtigen Briefen und Papieren.

Ein Bediente, welchen der Prinz Wilhelm von Braunschweig fortgejagt hatte, weil dieser treue Diener es gewagt, die Gesundheit des Herzogs Carl zu trinken, gab diesem Letzteren die Details über die dort begangenen Nichtswürdigkeiten. Er erzählte ihm von der Art von wüthendem Eifer, mit welchem die braunschweigischen Beamten die Schlösser der Portefeuilles und Secretaire erbrochen hätten, um sich seiner Korrespondenzen und seiner Reichthümer zu bemächtigen. Die bei der Person des Herzogs angestellten Leute, die ihm treu geblieben und dem Usurpator Wilhelm in die Hände gefallen waren, wurden an Händen und Füßen gefesselt in das Kriminalgefängniß zu Braunschweig gesetzt und sogar gleichsam zur Schau auf Karren durch die Straßen Braunschweigs geführt.

In Gotha bot man dem französischen Bedienten, welcher den Herzog nicht verlassen hatte, viel Geld für die durch den Dolchstich des Mörders zu Osterode durchbohrten Kleider; man wollte ihm Alles, sogar bis auf die Stiefeln theuer bezahlen, die Se.

*) Aktenst. Nro. 94.

Durchlaucht mit allen übrigen Kleidungsstücken, die er in jener abscheulichen Nacht trug, abgelegt hatte, da Alles unbrauchbar geworden war.

Der Herzog mußte seine Lage mitten unter so vielen gegen ihn losgelassenen mächtigen Feinden in Betracht ziehen und keine Rücksicht konnte ihn zurückhalten. Da der Herzog von Sachsen-Coburg ihm vertraulich eine auf ihn bezügliche Note der preußischen Regierung mitgetheilt hatte, so glaubte er sich in den Staaten dieses Fürsten nicht mehr in Sicherheit; er fürchtete, daß man denselben zwingen möchte, ihm ein Asyl zu verweigern, oder selbst zu erlauben, daß man ihn von preußischer Seite, unter dem Vorwande, Unordnungen zu verhindern, arretirte. Der Herzog verließ daher Gotha, nachdem er von dem Herzoge von Sachsen-Coburg freundschaftlich Abschied genommen und für die ihm erwiesene Güte gedankt hatte.

Der Herzog war entschlossen, sich auf das Aeußerste zu wehren, wenn man ihn arretiren wollte; sowohl er als seine Leute waren vollkommen bewaffnet und beeilten sich soviel als möglich das deutsche Gebiet zu verlassen. Zu Neuhof wurde sein Wagen während der Nacht angehalten, und er selbst aufgeweckt; er ergriff seine Pistolen, als sich ihm ein ganz schwarz gekleideter Mann, der an die verschlossene Jalousie des Wagens geklopft hatte, mit vieler Artigkeit vorstellte, indem er sagte, daß er von seinem außerordentlichen und bevollmächtigten Gesandten am Bundestage zu Frankfurt, dem Baron von Marschall, komme, um ihm von demselben Depeschen zu überbringen, worüber er sich einen Empfangschein erbäte. Der Herzog antwortete ihm: „Es ist gut, ich werde diese Papiere durchsehen und Ihnen eine Antwort geben, aber unterdessen setze ich meine Reise fort und Sie können mir folgen.“ Darauf schloß der Herzog wieder die Jalousie und befahl dem Postillon weiter zu fahren; dann legte er sich in seinem dazu gebauten Wagen nieder, öffnete die empfangenen Papiere und las sie bei dem Lichte einer im Wagen angebrachten Lampe. Er fand darin eine Depesche des Gesandten, sowie ein Dekret des Bundestages. *)

Der Herzog sah daraus, daß der deutsche Bund sich das Recht herausnahm, in Bezug auf ihn die organischen Gesetze zu verletzen, die für denselben galten, indem er sich weigerte, ihn in

*) Aktenst. Nro. 95.

seine Souveränitätsrechte wieder einzusetzen, obgleich er nach dem klaren Texte seiner Statuten dieses zu thun gehalten war.

Das Dekret des Bundestags war indessen auf so zweideutige Art abgefaßt, daß man es eben so gut auf mehrere Arten auslegen konnte, wovon man sich durch Lesung desselben überzeugen kann.

Welche Ungerechtigkeit kommt der gleich, welche man gegen den Herzog Carl beging! Aber es war in Braunschweig der Adel, der sich gegen seinen Fürsten empörte, und er mußte wohl durch den heiligen Bund unterstützt werden, der ja stets bei dem Worte Freiheit zittert, während der große Nikolaus in Warschau vollkommen Recht hatte, weil er das Recht des Stärkern für sich hatte. Giebt man zu, daß das Benehmen der europäischen Kabinete gegen den Herzog Carl ihrer Kriecherei vor dem Czaaren zuzuschreiben, so muß man gestehen, daß das Recht nichts als leerer Schall ist und daß, mit einem Wort, die Feigheit jetzt die Welt regiert.

Am Morgen nach der Nacht, wo der Herzog dem Abgesandten des Barons von Marschall begegnet war, hielt er in einem kleinen Gasthofe, welcher an der Landstraße lag, um die Antwort zu geben, welche der Baron von Marschall durch den Doktor der Rechte Renda verlangte, denn dies war der Name und Charakter des schwarz gekleideten Mannes.

Da dieser mit dem Herzoge bis Mainz einen Weg fuhr, so hatte er Gelegenheit, ihm mehrere Umstände mitzutheilen, die ihm bisher noch unbekannt waren.

Er sagte ihm erstlich, daß vorzüglich die österreichische Regierung die braunschweigische Revolution mit Mißfallen betrachtet habe, und daß sie nur nach und nach und durch Intriguen auf den jetzigen Punkt gebracht worden sei. Nur allein der Wunsch, den Frieden zu erhalten, habe sie bewogen, den vereinigten Bitten der Könige von England und Preußen und des Prinzen Wilhelm von Braunschweig nachzugeben. Man war dort der Meinung, daß der Herzog übel berathen gewesen, als er seine Staaten verließ, und daß er aus denselben nur fechtend und Schritt vor Schritt hätte weichen sollen.

„Sie haben Recht," antwortete der Herzog, „und ich würde mich gewiß niemals von Braunschweig entfernt haben, wenn ich nicht zu fest auf die Worte der Bundesakte gebaut hätte."

„Bedenken Sie nur," fügte der Herzog hinzu, „welche Mittel

man angewandt hat, um mich zur Abreise zu bewegen; meine Umgebungen sagten mir, daß mein Oheim, der Großherzog von Hessen-Darmstadt, von dem Volke dadurch verhindert worden sei, seine Hauptstadt zu verlassen, daß es die Stränge von seinem Wagen geschnitten und ihn in sein Schloß zurückgebracht habe; ferner sagten sie, daß es die braunschweigischen Bürger mit mir ebenso machen würden. Darauf antwortete ich: Sie sollen sehen, wie ich Braunschweig zu Pferde an der Spitze meiner Garden verlassen werde, und es sollte dem Ersten schlecht gehen, der es versuchen wollte, die Stränge von meinem Wagen zu schneiden.

„Ferner kannte man meinen Charakter und wußte, daß ich nie geneigt war, ungestümen Forderungen Folge zu leisten; man forderte mich gewissermaßen heraus, zu reisen, indem man vor meinem Schlosse schrie: Hierbleiben! Die Revolution ist also, so zu sagen, deshalb ausgebrochen, um mich an meiner Reise nach England zu verhindern. Das Einzige, was Deutschland durch die Revolution gewonnen hat, ist das durch die Entscheidung des Bundestages bestätigte Recht, daß die Unterthanen ihre Fürsten entthronen können, wenn sie mit der Regierung nicht zufrieden sind."

Herr Renda nahm in Mainz von dem Herzoge Abschied. Von da reiste Letzterer ohne Aufenthalt nach Metz, wo er in einem Artikel des Constitutionell vom Freitag den 10. December las, daß seine Feinde ihre Nichtswürdigkeit so weit trieben, zu behaupten, daß er den Verstand verloren habe. Er schlief eine Nacht in Metz und reiste am Nachmittag des andern Tages wieder ab.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Herzog in Paris. — Das Hôtel de Castille. — Protestation des Herzogs beim deutschen Bund. — Proklamation Sr. Durchlaucht gegen die braunschweigischen Verräther. — Nichtswürdiges Benehmen des Prinzen Wilhelm. — Befehl, den Herzog zu erschießen. — Feigheit und Verrath. — Unverschämtheit der revolutionären braunschweigischen Regierung. — Das Vermögen des Herzogs offiziel confiscirt. — Zwei Millionen gestohlen. — Zwei Millionen erpreßt. — Das Haus des Herzogs zu London. — Der Baron von Andlau. — Der Frankfurter Banquier. — Rückkehr Klindworths von London. — Er steigt im Hôtel de Castille ab. — Er schreibt an Se. Durchlaucht. — Er entschuldigt sich bei dem Herzoge und bietet seine Dienste an. — Der Herzog bewilligt Klindworth eine Audienz. — Alloard. — Bender. — Die verlorenen Pferde. — Die entwendeten Säbel. — Der Advokat Loazouis. — Julius Goltz. — Der Herzog im Hôtel de Montmorency. — Proceß der Minister. — Unruhen zu Paris. — Plan, den Herzog zu ermorden. — Anzeige bei der Polizei. — Besuch des Herrn Baude. — Der Agent in beständigem Dienst. — Die Mörder Bemmer und Isaak Meyer. — Intriguen Georg Klindworths. — Das Rez de Chaussée. — Das Hôtel de Bath. — Nächtliche Besuche im Hôtel de Montmorency. — Nachtscene. — Der für einen Dieb gehaltene Huissier. — Drohung mit Flintenschüssen. — Die klagende Stimme des Raths Klindworth. — Wunsch, Spanien zu sehen. — Gnädige Antwort Ferdinands VII. — Der junge französische Diplomat und das Geschenk von 5000 Francs. — Noël. — Sein Verdacht gegen Georg Klindworth. — Großmuth des Herzogs. —

Bei seiner Ankunft in Paris im December 1830 stieg der Herzog im Hôtel de Castille ab, welches zu gleicher Zeit am Boulevard des Italiens und in der Rue Richelieu liegt. Man wird

sich erinnern, daß Se. Durchlaucht dieses Hôtel schon sieben Monate bewohnt hatte, und daß er dort die Julirevolution ausbrechen sah. Am Abend ging er in die Porte Saint-Martin, und das erste Stück, welches er sah, war „Marschall Brüne". Die Lage des Marschalls glich der, welcher der Herzog in Osterode entging. Bei dieser neuen Reise war der Herzog, so zu sagen, allein; die Offiziere, die ihn früher begleitet hatten, waren in Braunschweig nur losgelassen worden, nachdem sie ihr Ehrenwort gegeben hatten, nicht wieder zum Herzog zurückzukehren. Der Baron von Andlau, Privatsekretär des Herzogs, und Herr Alloard, sein Stallmeister, waren in London geblieben; der Erstere, um sein Privatvermögen und sein Haus zu hüten, und der Zweite um für die Equipagen und Pferde des Herzogs Sorge zu tragen.

Nachdem der Herzog sich ein wenig erholt hatte, beeilte er sich, eine Protestation an den deutschen Bund abzufassen, als Antwort auf die Akte, wovon ihm der Doktor Renda Mittheilung gemacht hatte *). Ferner schrieb er einen Brief an den Kaiser von Rußland **) und erließ eine Proklamation gegen die braunschweigischen Verräther ***). Er ließ diese Aufsätze in die Journale setzen und gab dann die nöthigen Befehle, daß sein ganzes Hauswesen von London nach Paris gebracht wurde, was jedoch erst am Anfang des folgenden Jahres, im Februar 1831 geschah.

Wir haben früher erzählt, daß der Herzog Carl von Fulda an den Erzverräther Wilhelm schrieb und ihn einlud, sich zu einem Rendezvous an einem ihm bezeichneten Orte einzufinden. Anstatt dorthin zu kommen, wie es seine Pflicht gewesen wäre, schickte Prinz Wilhelm Soldaten, die den niederträchtigen Auftrag hatten, auf seinen Bruder und Fürsten zu schießen und ihn wo möglich zu tödten. Unterdessen verbarg der Prinz Wilhelm seine ehrgeizigen Pläne nicht mehr; indem er die Regierungsgewalt usurpirte, setzte er seinen Namen unter eine Proklamation, in welcher er das braunschweigische Volk aufforderte, auf den Herzog Carl, seinen Bruder und rechtmäßigen Fürsten, Jagd zu machen und ihn zu erlegen wie ein wildes Thier. Wer sollte es glauben! Nach all' diesen Verbrechen hatte der schamlose Usur-

---

*) Aktenst. Nro. 96.
**) Aktenst. Nro. 97.
***) Aktenst. Nro. 98.

pator noch die Unverschämtheit, an den Herzog durchaus unbedeutende Briefe zu schreiben, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Diese Korrespondenz dauerte bis in den Monat April *). Während seines Aufenthaltes zu Paris und bis zu dieser Zeit erhielt der Herzog noch häufig Briefe von seinem entarteten Bruder, die Se. Durchlaucht jedoch keiner Antwort würdigte.

Die Nichtswürdigkeit des Betragens des Prinzen Wilhelm geht aus allen Thatsachen so klar hervor, daß es fast überflüssig sein würde, dabei länger zu verweilen, da man nur ungern von Feigheit und Verrath redet.

Der Herzog erhielt in Paris von Seiten der revolutionären Regierung in Braunschweig, die offizielle Nachricht, daß der Prinz Wilhelm es für gut befunden habe, alle seine Güter zu confisciren; eine Maßregel, welche man nur einen kühnen Diebstahl nennen kann, und welcher übrigens nichts weiter als die Ausführung der Drohung war, welche dieser Prinz dem Herzoge schon in London durch den Kapitän Bause hatte überbringen lassen. Man sieht also, daß die Sache schon vorher abgekartet war.

Der Prinz Wilhelm hatte, als er nach Braunschweig kam, alles gemünzte Gold und Silber wegnehmen lassen, welches er in den Kellern des Schlosses fand und das einen Theil des Privatvermögens seines Bruders ausmachte **), wie auch andere, dem Herzog Carl gehörige zwei Millionen ***), die derselbe von seinem Vater geerbt hatte; sie waren unter seinem Namen in dem großen Buche der öffentlichen Schuld von Braunschweig eingetragen.

Der Banquier des Herzogs hatte seinen Klienten abscheulich betrogen.

Der Herzog hatte bei diesem Menschen zwei Millionen niedergelegt †), ehe er Braunschweig verließ; er hatte sie zurückgefordert, aber der Banquier war verschwunden.

Der Baron Andlau, der ebenfalls sein ganzes Vermögen bei demselben Banquier hatte, vertheidigte denselben bei seiner Ankunft in London fortwährend, da er ihn solcher Spitzbüberei nicht fähig hielt. Als der Baron dem Banquier schrieb, hatte dieser auch wirklich geantwortet, daß das ganze Vermögen des Herzogs zu

---

*) Aktenst. Nro. 99.
**) Aktenst. Nro. 100.
***) Aktenst. Nro. 101.
†) Aktenst. Nro. 102.

seiner Disposition daläge, und daß er es mit der ersten sichern Gelegenheit schicken werde; aber er verlangte eine Kommissionsgebühr von 15,000 Francs.

Der Herzog ließ ihm sagen, daß er entweder selbst nach England kommen, oder einen sichern Mann mit seinem Vermögen schicken möge, er wolle die Kosten davon tragen und sich mit dem Banquier so arrangiren, daß dieser zufrieden sein sollte.

Der Banquier antwortete, daß er weder selbst abkommen, noch irgend Jemand eine so große Summe anvertrauen könne, ehe er nicht vorher seinen Empfangschein zurückerhalten habe.

Dieses Papier verlangte er in allen seinen Briefen, und erklärte endlich, daß er diese bei ihm placirten Kapitalien nicht herausgeben könne, wenn er nicht zu gleicher Zeit seinen Empfangschein erhielte.

Dies geschah zur Zeit, als der Herzog die Reise nach der braunschweigischen Grenze machte.

Nachdem sein Haushalt aus England in Paris angekommen, war es seine erste Sorge, den Baron Andlau zu beauftragen, dem braunschweigischen Banquier anzuzeigen, daß er sich nach Frankfurt begeben werde, wo er ihn acht Tage erwarten wollte; daß er ihm diese Zeit ließe, um sowohl die ihm gehörigen Kapitalien, als die seines Fürsten, gegen seinen Empfangschein auszutauschen.

Herr von Andlau mußte jedoch einen ihm vom Herzog gegebenen Auftrag erfüllen und von Frankfurt nach Wien abreisen, ohne weder seine Kapitalien noch den Banquier gesehen zu haben, an dessen Stelle er in Frankfurt nichts als einen Brief fand, in welchem dieser ungetreue Verwahrer anzeigte, daß der Prinz Wilhelm auf die in seinen Händen befindlichen Kapitalien, als zum Privatvermögen seines Bruders gehörig *), Beschlag gelegt, welches er für angemessen gehalten habe, ebenso, wie die Einkünfte des Herzogthums **), zu seinem Vortheile zu confisciren. Hätte der Prinz Wilhelm nur das geringste Gefühl für Ehre und Recht, so würde ihm sein unrechterworbenes Gut wie eine Welt auf der Seele lasten und der Gedanke, seinen einzigen Bruder so unwürdig beraubt zu haben, ihm Tag und Nacht keine Ruhe lassen.

---

*) Aktenst. Nro. 103.
**) Aktenst. Nro. 104.

Wir sprachen früher, bei Gelegenheit des Aufenthalts des Herzogs in London, von Georg Klindworth, der so lange Zeit im Kabinete des Herzogs zu Braunschweig preußischer Spion war; man erinnert sich gewiß noch, wie dieser Mensch durch seine unverlangten Rathschläge den Herzog belästigte.

In Paris machte er es noch besser. Er war von London herüber gekommen und hatte die Unverschämtheit, sich in demselben Hôtel und in einem Zimmer, Thür an Thür mit dem des Herzogs einzuquartiren. Er kündigte ihm seine Ankunft in einem höchst unterthänigen Briefe an und erbat sich als eine Gnade die Ehre einer Audienz, indem er versicherte, daß er ihm die wichtigsten Dinge mitzutheilen habe. Seinem Briefe nach kannte er alle Intriguen, welche die Feinde des Herzogs gegen Se. Durchlaucht angewandt hatten und noch anwandten. Er kannte selbst ihre geheimsten Absichten in Bezug auf ihn. Sie beabsichtigten, sagte er, nichtsweniger, als den Herzog zu veranlassen, den Aufenthalt in Europa mit dem in Amerika zu vertauschen, oder gar, wenn es möglich wäre, ihn für verrückt erklären und in ein Tollhaus einsperren zu lassen. Er allein, fuhr Georg Klindworth fort, könne und wolle alle diese höllischen Anschläge hintertreiben.

Ferner sagte Klindworth, würde der Herzog seiner bedürfen, da der Baron Andlau auf dem Punkte war, von Frankfurt nach Wien zu reisen und diese Reise ihn lange Zeit von der Person des Herzogs entfernen würde. Ferner machte er sich anheischig zu beweisen, daß der Stallmeister Alloard den Herzog um eine Summe von 50,000 Francs betrogen habe.

Nach der Aussage Klindworths war der Prinz Wilhelm entschlossen, sich seines Bruders auf die eine oder andere Art zu entledigen; der Versuch, ihn in Osterode ermorden zu lassen, habe ihm nicht genügt, weshalb er ihn noch in Paris verfolgen lassen würde; und in demselben Augenblick, wo er, Klindworth, diesen Brief an den Herzog schriebe, wären zwei Schurken unter der Leitung des Barons Bender von Bienenthal von Braunschweig angekommen. Der Beweis dafür war in einem Briefe enthalten, den Bender von Bienenthal kürzlich an seinen Freund Georg Klindworth geschrieben hatte, welchen Brief Letzterer dem seinigen beilegte.

Er sagte ferner, daß die expreß aus dem Thurm von Braunschweig entlassenen beiden Personen Mörder wären, von denen der eine ein Jude, Isaac Meyer, und der andere ein Ergensd'arm

Namens Kemmer war. Dieser Letztere habe sich in Braunschweig öffentlich gerühmt, daß er dem Herzoge den Dolchstich gegeben, welchen dieser in der Nacht bei Osterode in den Arm erhielt.

Klindworth fügte noch hinzu, daß der Herzog nur seiner Privatrache und seinen Talenten den Verlust seiner Staaten verdanke, und daß es nur durch eine Privatrache gegen die Aristokratie geschehen könne, daß er sie wieder erhalte.

Außerdem wünschte er sehr, Sr. Durchlaucht alle Details über die Revolution selbst und über die Mittel zu geben, wodurch sie unterdrückt werden könne, was er zu thun bereit sei.

Es war vielleicht unrecht vom Herzog, daß er Georg Klindworth annahm, aber er betrachtete ihn im Augenblicke nur als ein elendes Instrument, dessen Talente er gegen seine Feinde gebrauchen könne, wie diese sich derselben gegen ihn bedient hatten.

In der ihm bewilligten Audienz begann Georg Klindworth damit, wie Alloard, dem man zu Bestreitung der Transportkosten der Pferde und Equipagen des Herzogs nach London 20,000 Francs ausgezahlt, dem Baron Andlau niemals Rechnung darüber abgelegt habe, trotz der wiederholten Aufforderungen des Letztern.

Er sagte, daß Alloard während des Aufenthaltes des Herzogs in Deutschland und seit seiner Ankunft in Paris mit den Pferden und Equipagen des Herzogs in London gerade das Gegentheil von dem gethan habe, was er hätte thun sollen.

Auf diese Nachrichten hin befahl der Herzog dem Herrn Alloard, der endlich mit den Pferden und Equipagen in Paris angekommen war, dem Herrn Georg Klindworth, als dem Bevollmächtigten des Herzogs, über seine Handlungen Rechenschaft abzulegen. Der Stallmeister weigerte sich jedoch, diesem mehrmals wiederholten Befehle Folge zu leisten.

So verging ein Monat, nach dessen Ablauf Herr Alloard geradezu erklärte, daß er keine Rechnung ablegen wolle, indem er sagte, daß er in seinem Dienst nicht allein alles Geld, welches er vom Herzog erhalten, ausgegeben, sondern noch 900 Francs aus seiner Tasche zugelegt habe, deren Rückerstattung er verlangte. Statt einer Rechnungsablage könne man sich mit seiner Erklärung als Offizier und Mann von Ehre begnügen; er gehöre zu einem Stande, der niemals Rechnung abzulegen brauche.

Der Rath Georg Klindworth, denn der Herzog hatte ihm für die neugeleisteten Dienste seinen Grad wiedergegeben, zeigte

dem Herrn Alloard schriftlich seine Entsetzung an und war genöthigt, um ein Näheres über sein Betragen in London zu erfahren, die Dienerschaft zu verhören. Hierdurch und durch Briefe aus London erfuhr der Herzog, daß Alloard an dem Verluste seiner besten Pferde schuld war.

Ehe der Herzog London verließ, hatte ihn Alloard freilich um Erlaubniß gebeten, einige seiner besten Reitpferde, Vollblut- und Paradepferde zur Steaple-Chase und zur Fuchsjagd, wie andere zum Kabriolet gebrauchen zu dürfen. Der Herzog hatte ihm dies aber ausdrücklich verboten, indem er sagte, daß es besondere Pferde zu diesem Gebrauche gäbe, wie Alloard sehr gut wußte, und daß er die dazu von diesem bezeichneten, nicht gebrauchen könne.

Der Herzog war daher mit Recht sehr ungehalten darüber, daß Alloard gerade das Gegentheil von dem gethan, was er befohlen, und durch seinen Ungehorsam den Verlust seiner besten Pferde verursacht hatte, indem er sie durch einen Gebrauch ruinirte, zu welchem sie nicht bestimmt waren.

Der Herzog verlor auf diese Weise in England sechs seiner besten Pferde und eben so viel in Paris, die länger den Bemühungen ihres Henkers hatten widerstehen können.

Der Herzog erfuhr, daß Alloard weder Pferde verkauft noch gekauft habe, ohne ein bedeutendes Kaufgeld bei jedem Handel für sich zurück zu behalten, und daß er für Privatschulden Equipagen verpfändet, welche ihm der Herzog zu verkaufen erlaubt hatte.

Herr Alloard begann die Feindseligkeiten gegen den Herzog in Paris, indem er auf ihn 900 Francs zog, welche er über die Summe von 10,000 Francs ausgegeben zu haben behauptete, die ihm Herr von Andlau im Namen des Herzogs für den Transport der Pferde und Equipagen nach Paris in London ausgezahlt hatte.

Eine andere Entdeckung warf auch ein übles Licht auf den Herrn Alloard; man erfuhr, daß er zwei sehr kostbare, dem Herzoge gehörige Säbel, welche dem Baron von Andlau in Verwahrung gegeben waren, verkauft habe, wie auch einen großen Diamanten, von welchem er jedoch behauptete, daß er falsch gewesen *).

---

*) Aktenst. Nro. 105.

Georg Klindworth empfahl dem Herzoge einen Advokaten Namens Loazouis zur Führung dieser Sache und jeder andern, die vorkommen sollte.

Um sich eine genaue Idee von diesem Loazouis zu machen, wird es hinreichen, zu erzählen, daß er Herrn Allard durch den Advokaten desselben anbieten ließ, daß er die Sache des Herzogs gegen Zahlung einer gewissen Summe Geldes verlieren machen wolle. Man sagt, daß er jetzt von der Liste der Pariser Advokaten gestrichen ist.

Unterdessen bat Klindworth, der sich unaufhörlich damit beschäftigte, den Herzog durch Noten und Berichte, die er täglich an ihn richtete, wieder in den Besitz seiner Staaten zu setzen, um die Erlaubniß, zu diesem Zweck für sich einen Sekretär, Namens Julius Goltz, annehmen zu dürfen; es war dies ein kleiner intriguanter Jude.

Georg Klindworth rieth dem Herzoge, einen letzten Versuch zu machen, um seinen entarteten Bruder zu seiner Pflicht zurückzuführen und empfahl ihm zu dieser Unterhandlung einen seiner Londoner Freunde, den er expreß nach Paris hatte kommen lassen, es war dies der sogenannte Baron von Heuser, badenscher Exrittmeister.

Der Herzog verließ bei der Ankunft seines Haushaltes aus London das Hôtel de Castille und zog in das Hôtel Montmorency auf dem Boulevard Montmartre. Als er dorthin gezogen war, brachen die Unruhen bei Gelegenheit des Prozesses der Minister Carls X. aus. Ganz Paris glaubte damals an eine neue Revolution, das Volk war ausgelassen, wie am Tage seines ersten Sieges.

Jede Nacht wurde der Herzog durch Trommelwirbel und Geschrei des Pariser Volkes aufgeweckt.

Während des Tages hätte man glauben können, man sei zu St. Petersburg, um einer Revue über die Garden des großen Nikolaus beizuwohnen.

Das Volk verließ während des Prozesses nicht die Zugänge zum Luxemburg und jeden Augenblick erwartete man, daß es über das Schloß herstürzen werde, obgleich es fast durch die ganze Nationalgarde und die Garnison von Paris bewacht war.

Der Herzog hatte Gelegenheit, Leute zu sehen, die früher Carl X. anhingen, obgleich sie behaupten, es mit Louis Philipp zu halten; er sah sie vor Furcht zittern, daß es dem Pöbel, so be-

zeichneten sie die Unzufriedenen, gelingen möchte, die Nationalgarden zu ermüden und einen eben so leichten Sieg, als der erste war, zu erringen.

Bei jedem Trommelwirbel liefen die Frauen an die Fenster und die Männer zogen ihre Uniformen an und griffen zu den Waffen.

Diese Trommelwirbel erschreckten besonders während der Nacht die guten Bürger so sehr, daß diesen für die Zukunft bewilligt wurde, daß nicht mehr Allarm geschlagen werden, sondern daß man sie von Hause abrufen sollte.

Als der Herzog eines Abends mit gewissen Personen vor dem Schlosse der Tuilerien vorüberging, geriethen diese außer sich, als sie sahen, wie die Nationalgarde innerhalb des Gitters des Schlosses einen Schneemann machte, den sie für die Bildsäule der Freiheit hielten. Vorübergehende, welche dieselbe von Nahem gesehen hatten, belehrten diese Herren jedoch, daß es die des Bürgerkönigthums wäre, worauf sie wieder zu sich kamen; sie fragten jeden Nationalgardisten zu Pferde oder zu Fuß, dem sie begegneten, wie die Sachen ständen, und ihre Pässe waren bereit, um Paris bei der ersten Nachricht zu verlassen, welche sie von ihren Aufpassern an den gefährlichen Orten erhalten würden.

„Diese Nacht," sagten sie oft, „bricht die Faubourg St. Antoine herein und wird uns alle niedermachen. Sie haben keine Idee davon, was diese Leute aus dem Volke für harte Köpfe haben."

Ein Offizier der Nationalgarde versicherte dem Herzoge, daß er einen dieser Lümmel, der ihm in einem Auflauf in die Hände gefallen sei, mehrere Kolbenschläge auf den Kopf habe geben lassen, um ihm den Schädel einzuschlagen, daß ihn dies aber eben so wenig gerührt, als ob ihn eine Fliege gestochen habe.

„Sie können glauben, gnädiger Herr," sagte dieser Offizier zu Sr. Durchlaucht, „daß diese Sansculotts uns alle ermorden würden; denn bei ihrem letzten Siege haben sie jeden niedergeschoßen, der ihnen auf der Straße begegnete und ihnen nicht als Paß dicke Schwielen in der Hand vorzeigen konnte. Unsre Regierung ist zu schwach, sie muß kräftig handeln und alle diese Spitzbuben vernichten. Louis Philipp ist der ehrlichste Mann in Frankreich, er hat uns alle gerettet, denn was sollte wohl bei einer Republik aus uns werden?"

Man sagt, daß, wenn die Pairs die Minister nicht verurtheilen würden, das Volk entschlossen wäre, den Luxemburg zu stürmen, und Jeden, den sie darin fänden, zum Fenster hinauszuwerfen. Aber diese Tapfern, wie sie sie nannten, versicherten, daß sie ihre kurilischen Sitze nicht verlassen, und eher ihr Leben als ihre Ehre Preis geben würden.

Wie wir weiter oben erzählten, war der Herzog von der Ankunft des Verräthers Bender von Bienenthal und der beiden Zuchthäusler Kemmer und Isaak Meyer, in Paris, unterrichtet worden, wie auch von dem Plane, die zu Osterode mißlungene Ermordung bei dem ersten Auflaufe aufs Neue zu versuchen, welchen der Prozeß der Minister nothwendig verursachen würde. Der Herzog sandte daher seinen Rath Georg Klindworth zu dem Polizeipräfekten Herrn Baude, um ihn von der Sache zu unterrichten und ihn aufzufordern, ihm einen Polizeiagenten mitzugeben, der, im Fall, wo er genöthigt sein würde, von den Waffen Gebrauch zu machen, die er bei sich trug, bezeugen könnte, daß er es nur zu seiner Vertheidigung gethan habe.

Man muß sagen, daß der Polizeipräfäkt Herr Baude, sehr zuvorkommend war; er begab sich selbst in das Hôtel des Herzogs, um ihn zu besuchen, und schickte ihm gleich darauf den Agenten Hubert, von dem später die Rede sein wird. Von diesem Augenblicke an verließ dieser Mann die Person des Herzogs während zwei Monaten nicht eine Minute, weder bei Tag noch bei Nacht; im Fall einer momentanen Abwesenheit ersetzte ihn ein anderer Agent.

Der Herzog wurde indessen dieses fortwährenden Belagerungszustandes müde und wünschte ihm ein Ende zu machen, indem er selbst diese Mörder herausforderte, das von ihnen beabsichtigte Verbrechen zu begehen. Um ihnen Gelegenheit zu geben, bezog er allein mit dem Polizeiagenten Hubert das Hôtel de Bath, welches auf der Rue Rivoli liegt. Er nahm hier absichtlich ein Parterrzimmer, welches sowohl von innen als von außen sehr zugänglich war.

Hier brachte er acht Tage und acht Nächte in scheinbarer Sorglosigkeit zu, aber stets bis an die Zähne bewaffnet und bereit, seine Mörder mit Degen und Pistolen zu empfangen.

Während seines Aufenthaltes im Hôtel de Bath ging der Herzog oft des Nachts in das Hôtel Montmorency, wenn er etwas vergessen hatte, oder seinen Rath etwas fragen wollte.

Eines Abends fand er diesen vor Furcht zitternd; als er ihn um die Ursache fragte, sagte Klindworth zu dem Herzoge, daß die Mörder in das Hôtel gekommen wären und ihm mit dem Tode gedroht hätten, wenn er ihnen Se. Durchlaucht nicht ausliefern würde. Er fügte hinzu: einer dieser Leute habe gesagt, daß einer von ihnen in einer halben Stunde wieder kommen und seine Antwort holen würde, und daß, wenn er sich weigern sollte, die Wohnung Sr. Durchlaucht anzuzeigen, auf ein Zeichen 200 Leute sich auf das Hôtel stürzen und alle Thüren einschlagen würden.

„Retten Sie sich also, gnädiger Herr," fuhr Klindworth fort, „und das so schnell als möglich, denn es ist keine Minute mehr zu verlieren.

Als ihn der Herzog auslachte und ihm sagte, daß er bleiben werde, sprang Georg Klindworth an die Thür und drehte den Schlüssel zweimal herum.

„Warum schließen Sie die Thür zu?" fragte ihn der Herzog.

„Weil ich hier ohne Waffen bin," antwortete Klindworth, „und ich in meiner bescheidenen Wohnung für das geheiligte Haupt meines Fürsten verantwortlich bin."

„Sein Sie ganz ruhig," erwiederte der Herzog, „ich habe da einen guten Stock, wen ich damit einmal treffe, der wird nichts mehr von mir verlangen."

Kaum hatte der Herzog diese Worte ausgesprochen, so klopfte man an die Thür und eine rauhe Stimme rief Herrn Klindworth.

„Das ist er, das ist mein Mörder!" rief dieser. — „Das wollen wir sehen," antwortete der Herzog, indem er den Schlüssel im Schlosse umdrehte, um die Thür zu öffnen. Als sie geöffnet war, befand er sich einem großen, ziemlich verdächtig aussehenden Kerle gegenüber.

Ehe der Herzog herausging, hatte er Herrn Klindworth gefragt, ob die angeblichen Mörder ihn gesehen hätten, was Klindworth verneinte. Er sagte daher, als er dem großen Kerle gegenüberstand: „Ich bin Klindworth, was wollen Sie von mir?" — „Ei, Sie wissen wohl, daß ich mit Ihnen zu reden habe," antwortete dieser Mensch. — „Wenn dies der Fall ist," erwiederte der Herzog mit einer Donnerstimme, „so ist dieser Ort nicht zur Unterhaltung geeignet; kommen Sie in dies Zimmer." Indem der Herzog dies sagte, zeigte er mit seinem langen und schweren Stocke auf das Zimmer, in welches er diesen Menschen haben wollte.

Während dieser Unterredung hatten der Herzog und jener Kerl ihre Hüte aufbehalten, gegen das Ende derselben nahm der Fremde den Hut ab, während der Herzog den seinigen in die Stirn drückte. Aber in diesem Augenblicke, und als der Herzog mit seinem Stocke das Zimmer bezeichnete, erfaßte den Menschen eine so plötzliche Angst, daß er, ohne ein Wort zu sagen, seinen Hut aufsetzte und nach dem Treppengeländer sprang, auf welchem er sich bis unten hinabgleiten ließ, fast ohne die Stufen zu berühren. Aber der Polizist des Herzogs, der hinter ihm stand und einen langen Dolch in der Hand hielt, rannte ihm nach und erwischte ihn in der Rue Grange-Batelière. Als er hier von dem Polizeiagenten genöthigt wurde, seinen Namen und Charakter anzugeben, übergab er diesem eine Anweisung von Alloard, indem er sich als Huissier auswies. Er fügte hinzu: „Es ist wahr, daß ich Herrn Klindworth gefragt habe, wo der Herzog wäre, aber ich that dies gar nicht in der Absicht, um mit ihm zusammenzutreffen, denn ich hatte durchaus keine Lust ihn zu sehen, da man mir gesagt hat, es wäre bei absoluten Fürsten ziemlich gewöhnlich, daß sie Gesichter, die ihnen mißfielen, mit Stockschlägen traktirten."

Später erlebte diese Scene gewissermaßen die zweite Auflage. Der Herzog bewohnte das Hôtel de Quatre Colonnes in der Allée de Marigny der Champs Elysées, welches er für zwei Monate von dem Herzog von Saulx-Tavannes gemiethet hatte.

Der Herzog hatte die Gewohnheit sehr spät aufzustehen. Eines Morgens, als er noch im Bette war, wurde er durch ein leises Klopfen an seiner Thür geweckt; der Herzog fragte: „Wer ist da?"

„Machen Sie auf," hieß es.

„Geht zum Teufel!" antwortete der Herzog, „oder ich schieße durch die Thür." Da er keine genügende Antwort erhalten hatte, so glaubte der Herzog, daß es Diebe wären, und was ihn noch mehr in dieser Meinung bestärkte, war, daß er weiter nichts hörte; er mußte glauben, daß die Furcht vor den Schüssen sie veranlaßt habe, sich stillschweigend davon zu machen. Nach einer Viertelstunde, als der Herzog wieder eingeschlafen war, hörte er die klagende Stimme Klindworths vor der Thür seufzen. — „Ich bitte unterthänigst, gnädiger Herr, schießen Sie nicht, ich bins." — „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?" antwortete der Herzog. — „Weil diese Leute," erwiederte er, „nicht auf mich hören wollten, und erst Vernunft annahmen, als Sie drohten, auf sie zu schießen."

Es stellte sich heraus, daß dieser Besuch wieder derselben Art war, wie der, von dem wir oben redeten.

Der Herzog, der seit langer Zeit Spanien und seine Hauptstadt zu sehen wünschte, ließ sich um diese Zeit von seinem Rath Klindworth bereden, eine Reise dorthin zu machen, während dieser Letztere in Paris zurückbleiben wollte, um, wie er sagte, mehr im Geheimen die Unterhandlungen fortzusetzen, die er mit der französischen Regierung eingeleitet hatte, um den Herzog wieder in den Besitz seiner Staaten zu setzen.

Die Regierung, sagte Georg Klindworth, würde seine provisorische Entfernung aus Frankreich zur ersten Bedingung der geheimen Unterstützung des Herzogs machen, um besser im Stande zu sein, den Vorwürfen der Verbündeten zu begegnen.

Ein junger französischer Angestellter, M. D. v. S..... und sein Vater, welchen Herr Klindworth dem Herzog vorgestellt hatte, waren die einzigen zwischen der französischen Regierung und dem Herzoge gebrauchten Unterhändler *).

M. D. v. S..... sagte, daß er ein Schulkamerad des Herzogs von Orleans und dessen intimer Freund sei.

Herr Georg Klindworth rieth dem Herzoge, dem jungen französischen Diplomaten ein Geschenk von 5000 Francs zu machen, was der Herzog schwach genug war, zu bewilligen.

Herrn Klindworth war es nur gelungen, dem Herzoge diese Summe abzulocken, indem er ihm vorstellte, daß der junge Diplomat zum ersten Legationssekretär bei einem Hofe ernannt sei, wo er dem Herzoge die wichtigsten Dienste leisten könne, was er auch zu thun versprochen habe.

Ehe er Paris verließ, hatte der Herzog durch die spanische Gesandtschaft dem König Ferdinand VII. anzeigen lassen, daß er die Absicht habe, ihn zu besuchen; er erhielt darauf die befriedigendste Antwort. Der König von Spanien versicherte ihm, daß er willkommen sein, und daß er ihn mit allen, einem Souverain gebührenden Rücksichten empfangen würde.

Georg Klindworth mußte darauf bedacht sein, in Paris einen Agenten zu finden, der ihn Herrn D. v. S..... dem Vater gegenüber ersetzen könne, welchen Letztern er dem Herzoge als geheimen Agenten der französischen Regierung bezeichnete.

---

*) Aktenst. Nro. 106.

Herr Klindworth verdankte es nur der Großmuth des Herzogs, daß er nicht am Tage seiner Abreise nach Spanien arretirt wurde; er war überführt worden, silberne Leuchter, Tischzeug und andere Gegenstände gestohlen zu haben, und die Polizei war im Hôtel des Herzogs erschienen, um ihn festzunehmen; an ihrer Spitze stand ein Herr Noël, der bewies, was er behauptete, es jedoch nur im Geheimen thun wollte.

Der Herzog ließ Herrn Noël vor, weil der oben erwähnte Agent, der stets bei ihm war, ihn von dem Charakter der Person unterrichtete, die Se. Durchlaucht zu sprechen wünschte.

Nachdem Herr Noël sich über seinen Charakter ausgewiesen und dem Herzoge die Insignien seines Amtes gezeigt hatte, erklärte er, daß er käme, um Georg Klindworth als Dieb zu arretiren, indem er Sr. Durchlaucht silberne Leuchter, Servietten und Leinenzeug entwendet habe. Se. Durchlaucht bat ihn, von dieser Arrestation abzustehen, indem er ihm zu bemerken gab, wie unangenehm es ihm sein müsse, wenn man einen seiner Räthe aus einem so gemeinen Grunde in seinem Hause arretiren sähe. Nur mit Mühe gelang es dem Herzoge, zu verhindern, daß dieser Elende fortgeführt wurde; es bedurfte dazu einer Erklärung, welche der Polizeikommissär aufsetzte, und die der Herzog unterzeichnete, und in welcher stand, daß der Herzog nichts verloren und daher nichts von Georg Klindworth wieder zu fordern hätte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Abreise des Herzogs nach Madrid. — Chartres. — Vendôme. — Tours. — Poitiers. — Bordeaux. — Bayonne. — Der Bidassao. — Empfang. — Tolosa. — Der Vicekönig von Navarra. — Eskorte. — Vittoria. — Burgos. — Die Ehrenwache. — Das Hôtel Geniès. — Calla della Reyna. — Die einem Souverain zukommenden Ehrenbezeigungen. — Herr Addington, englischer Gesandter. — Empfang des Herzogs durch Ferdinand VII. — Der König und seine Familie zu Aranjuez. — Stiergefecht. — Ankunft des Herrn Klindworth zu Madrid. — Herr Lefort. — Angebliche Stimmung der französischen Regierung zu Gunsten des Herzogs. — Zu Bordeaux geschlossene Kontrakte. — Der General Lamarque. — Der Vorschuß. — Mordversuch gegen die Person des Herzogs zwei Stunden vor den Thoren von Madrid. — Gefangennahme von Räubern. — Der Platz der Schebada. — Hinrichtung. — Der Herzog sieht Myar hängen. — Herr Bringas. — Die königliche Familie von Spanien. — Die königlichen Schlösser. — Der Escurial. — Der Sarg des Don Carlos. — Neue Bitten Klindworths bei dem Herzoge. — Abschiedsaudienz bei der königlichen Familie. — Pferde an Ferdinand VII. verkauft. — Die Garden des Königs von Spanien und die Procession. — Schauspielhäuser in Madrid. — Die Promenaden. — Ränke des Herrn Addington und der Prozeß. — Der Herzog verläßt Madrid. — Bayonne. — Intriguen und Lügen Klindworths. — Das Gepäck des Herzogs zu Bayonne. — Detroyat und Klindworth. — Der Herr Estibeau. — Doppelte Arrestation. — Der Souspräfekt von Bayonne. — Der kommandirende General der Division. — Sonderbares Zusammentreffen. — Vom Herzog verlangte Nachweisungen. — Rückkehr Klindworths nach Bayonne und neue Lügen über die Stimmung der französischen Regierung. — Der Herzog verläßt Bayonne im December 1831. — Das südliche Frankreich. — Toulouse. — Montpellier. — Marseille. — Toulon. — Ankunft des Herzogs zu Nizza. — Der Gouverneur. — Die einem Souverain zukommenden Honneurs. — Die Herren Andlau

und Klindworth treffen bei dem Herzoge ein. — Sendung nach England und nach Wien. — Ungehorsam Klindworths. — Intriguen. — Klindworth in Paris. — Der außerordentliche Kourier. — Lügen und schlecht angebrachter Luxus. — Erstaunen des Herzogs und Antwort auf die Depeschen Klindworths. — Neue Versuche, zu Gnaden angenommen zu werden. — Der Abgesandte im Postwagen. — Ein angeblicher Redakteur en chef des National. — Mündliche Antwort. — Unterschlagung anvertrauter Gelder. — Sendung des Barons Andlau nach Paris. — Der General Lamarque. — Die Herren von Lafayette, Casimir, Perrier, Soult und Barthe, und entdeckte Lügen. — Unglaubliche Frechheit des Raths Georg Klindworth. — Nichtswürdige Schurkereien. — Tod des Herrn von Gentz. — Der Herzog führt ein eingezognes Leben. — Die Cholera und der Sanitätscordon. — Chaltas und der Oberst Viriot. — Intriguen und Geldforderung. — Abreise des Barons von Andlau nach England. — Instruktionen und Verbot, etwas ohne Befehl des Herzogs zu unternehmen. — Sendung von 500 Francs. — Die beiden Kapitäns. — Die angekündigten Emissäre und Niemand. — Vermittelung des Herrn Fort. — Ein Mann als Contrebande eingeführt. — Neue Sendung nach Paris. — Noch eine Reise nach London. — Der Baron auf der Diligence arretirt. — Herr Nolte. — Der abgeschlossene Handel, und Beistand der Polizei. — Der Herzog giebt Herrn Fort Vollmacht. — Erste Verbindungen des Barons Andlau mit den Generälen Uminski und Ramorino. — Verrätherei. — Die Kopie eines geheimen Kaufbriefes wird der usurpirten Regierung nach Braunschweig geschickt. — Korrespondenz des Herrn Fort. — Der Herzog wird gebeten, daß er sich entschließen möge, Nizza zu verlassen. — Bevorstehende Gefahren. — Unterredung des Herrn Gisquet mit Herrn Fort. — Dem Herzoge ein Asyl angeboten. — Er verläßt Italien. —

Wir haben aus dem Vorhergehenden gesehen, daß der Herzog Carl von Braunschweig die verschiedenen Staaten Europas, mit Ausnahme Rußlands, besucht hatte; auch in Spanien war

er noch nicht gewesen. Er verließ daher Paris am 25. April 1831, um dieses so reiche und so elende Land zu besuchen, wo die große französische Armee zum ersten Male Niederlagen kennen lernte, welches unter Carl V. an der Spitze der civilisirten Welt glänzte, und welches jetzt dazu berufen scheint, zur konstitutionellen Ligue zu gehören. Der Herzog kam Mitte Mai in Madrid an. Vor seiner Abreise hatte er der Diligence einen Theil seines Gepäckes anvertrauen müssen, da er es nicht alles mit sich nehmen konnte. Er kam durch die Städte Chartres, Vendôme, Tours und Poitiers, blieb acht Tage in Bordeaux und kam endlich in Bayonne an, wo er nur eine Nacht blieb.

Als er an das Ufer des Bidassao kam, der, wie man weiß, die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet, wurde er von mehreren spanischen Beamten und einer Abtheilung Kavallerie, mit einem Offizier an der Spitze, welche ihm als Eskorte dienen sollte, empfangen. Eine solche Eskorte fand er übrigens von der Grenze bis nach Madrid an jeder Station. In Tolosa erwartete der Vicekönig von Navarra den Herzog in Person um ihn zu empfangen, und bat Se. Durchlaucht, der Parade einer in der Umgegend liegenden Division königlicher Truppen beizuwohnen. Als das Offizierkorps ihm vorgestellt wurde, erkannte er darunter mehrere deutsche Offiziere.

Von Tolosa setzte der Herzog seine Reise über Vittoria und Burgos fort und kam endlich in Madrid an, wo er im Hôtel Geniès, in der Calla della Reyna abstieg.

Kaum erfuhr der König von Spanien die Ankunft des Herzogs in Madrid, so ließ er ihn in aller Form und mit allen am spanischen Hofe gegen Souveraine gebräuchlichen Ceremonien bewillkommnen, und zu gleicher Zeit ließ er ihm ausdrücklich erklären, daß er nur ihn allein als souverainen Fürsten des Herzogthums Braunschweig anerkennen würde, indem er seinen Bruder den Prinzen Wilhelm mit Recht einen Verräther und Usurpator nannte. Aus den Ehrenbezeugungen, mit denen man ihn auf der ganzen Reise überall empfing, konnte der Herzog auf den Empfang schließen, der ihm am Madrider Hofe zu Theil werden würde. In allen Städten hatten die Gouverneure der Provinzen ihm die Ehrengarde des Königs zu seiner Begleitung bis zu den Mauern der Hauptstadt von Station zu Station angeboten.

Herr Addington war damals englischer Gesandter in Madrid; er war früher, zur Zeit der Differenzen mit Georg IV. Gesandter

des Letzteren am Bundestage zu Frankfurt gewesen. Man wird leicht glauben, daß Herr Addington in seiner neuen Stellung alles Mögliche that, um den König von Spanien zu verhindern, den Herzog zu empfangen; aber seine Bemühungen waren vergeblich, und Ferdinand VII. ließ den Herzog offiziell einladen, ihn in seiner Residenz Aranjuez zu besuchen, der Herzog begab sich dorthin und blieb hier acht Tage, während welcher er den König fast gar nicht verließ und ihn überall hin begleitete, namentlich zum Stiergefecht, einem rohen, aber in Spanien noch sehr beliebten Vergnügen.

Bei seiner Rückkehr nach Madrid fand der Herzog einen Brief von Klindworth, in welchem dieser ihm anzeigte, daß er, trotz der gütigen Erklärung, von der wir oben redeten, und welche der Herzog unterschrieben hatte, zwei Tage nach der Abreise desselben, arretirt worden sei, sich jedoch aus der Geschichte herausgezogen habe.

Er zeigte zugleich dem Herzog an, daß die würdigen Agenten Wilhelms, die beiden von Bender angeführten Zuchthäusler, nur dadurch verhindert worden wären, ihm nach Madrid zu folgen, weil man sie nicht über die spanische Grenze gelassen.

Klindworth fügte hinzu, daß er schon Dokumente von der größten Wichtigkeit erhalten habe, diese aber dem Herzoge nur mündlich mittheilen könne, und hoffe, bald nach Madrid kommen zu können, um ihm in Person einen umständlichen Bericht vorzulegen. Er hätte, sagte er, das Glück gehabt, in der Person des Herrn Lefort einen eben so unterrichteten als fähigen Mann aufzufinden, der vollkommen geeignet wäre, ihn während einer kurzen Abwesenheit zu ersetzen. Zu gleicher Zeit bat Klindworth den Herzog, den Gehalt des Herrn Lefort für diese Zeit festzusetzen, der später in Rechnung gestellt werden könne.

Georg Klindworth ließ nicht lange auf sich warten; er kam wirklich kurze Zeit darauf in Madrid an, er legte dem Herzoge sehr detaillirte Berichte vor, welche er durch mündliche Erklärungen ergänzte und aus denen hervorging, daß die französische Regierung ganz geneigt war, die Landung des Herzogs in Deutschland durch 5—6000 unter seine Fahnen gestellte Franzosen zu unterstützen. Es gelang ihm auf schlaue Weise, den Herzog zu überreden, ihm die nöthigen Fonds zu geben, um in seinem Namen Handelsverträge mit Einem, Namens Estibeau in Bordeaux einzuleiten und abzuschließen. Dieser Mann, sagte Klindworth,

sei einer der üppigsten und reichsten Kaufleute dieser Stadt, welcher ihm durch seinen intimsten Freund, den General Lamarque, zu diesem Zweck empfohlen worden sei, der ihm auch zugleich folgenden Etat eines zu errichtenden Truppenkorps aufgestellt habe:

5000 Mann in 4 Bataillons,
jedes Bataillon 8 Kompagnien,
die Kompagnie 125 Soldaten;
2 Tambours;
1 Pfeiffer;
1 Hornist;
8 Korporäle;
4 Sergeanten;
1 Fourier;
1 Fähndrich;
1 Unterlieutenant;
1 Lieutenant;
1 Kapitän.

Dies macht zusammen 146 Leute für die Kompagnie.

Der kleine und große Stab jedes Bataillons sollte bestehen aus:

1 Tambourmajor;
1 Hülfschirurgus;
1 Oberchirurgus;
1 Adjutantquartiermeister;
1 Oberadjutant;
1 Quartiermeister;
1 Adjutant;
1 Bataillonschef.

Dieser Stab und die Kompagnien machen für das Bataillon die Zahl von 1176 Mann.

Vier Bataillone bestehen demnach aus 4704 Mann.

Für die Bedienung von 2 Stücken Geschützen sind 50 Mann, kommandirt von einem Lieutenant, erforderlich.

Der Generalstab der Legion besteht aus:

1 General;
1 Oberst;
1 Oberstlieutenant;
1 Generalstabsarzt;
1 Generalquartiermeister;
2 Adjutanten;
12 Sapeurs;

8 Fahnenträger;
25 Hautboisten.

Der Herzog hatte also Herrn Georg Klindworth die zu dieser Operation nöthige Summe vorgeschossen; dieser reiste damit nach Bordeaux ab, von wo er dem Herzoge mehrere umständliche Berichte sandte. Man wird später die unverschämten Nichtswürdigkeiten dieses Menschen kennen lernen.

Während der sechs Monate, die der Herzog in Spanien blieb, hatten seine Feinde Mittel gefunden, über die Pyrenäen zu kommen. Er wurde eines Tages, einige Stunden von Madrid durch Räuber zu Pferde unter dem Schutze der Dunkelheit der Nacht angefallen, denn zu jener Jahreszeit war die Hitze zu groß, als daß man hätte am Tage ausgehen können.

Ein andermal trieb man die Frechheit so weit, den Versuch zu machen, ihn sogar in seinem Hôtel anzugreifen, welches nahe an einem der Thore von Madrid lag; die Räuber hatten schon ein Loch in die Mauer seines Gartens gemacht, aber zwei dieser Elenden wurden von ihm und seinen Leuten in dem Garten ergriffen und vierzehn Tage darauf gehängt. Ihre Hinrichtung fand zu Madrid auf einem, Schebada genannten, Platze Statt, auf welchem der Herzog, wenige Tage nach seiner Ankunft, den unglücklichen Myar hatte hinrichten sehen, weil derselbe eine Schrift herausgegeben, welche die Regierung zu liberal gefunden hatte.

Gegen das Ende des Aufenthaltes des Herzogs zu Madrid fand eine andere Hinrichtung Statt, die ihm sehr peinlich war. Der Eigenthümer des Hôtels, welches er bewohnte, Herr Brigas, wurde einzig und allein deshalb gehängt, weil er gesagt hatte, daß der König ein schlechter Mensch sei. Jedenfalls muß man zugeben, daß dies eine sonderbare Art war, das Gegentheil zu beweisen.

Der Herzog sah oft den König, die Königin, die Infanten Don Carlos und Don Franzisko da Paula, die ihn alle mit Artigkeiten überhäuften. Der König hatte allen spanischen Behörden Befehl gegeben, daß sie gegen den Herzog dieselben Rücksichten nehmen sollten, wie gegen ihn selbst. Er hatte ihm ein königliches Schloß zur Wohnung angeboten, aber der Herzog hatte es vorgezogen, in einem Hôtel für sich zu leben, um hier mehr Freiheit zu haben.

Während seines Aufenthaltes zu Madrid besuchte der Herzog alle königliche Schlösser, Aranjuez, Sant Ildephonso und den

großen Escurial. Dieses Letztere ist eins der schönsten und größten Bauwerke Europa's; hier ruhen alle Könige Spaniens, unter Anderen auch der Infant Don Carlos, Sohn Philipps II. der auf Befehl seines Vaters enthauptet wurde. Man sieht noch heute in dem Sarge des Don Carlos seinen von dem Körper getrennten Kopf; aber es ist außerordentlich schwierig, zu erlangen, dieses merkwürdige Denkmal väterlicher Rache zu sehen, es ist ausdrücklich verboten, seinen Sarg zu öffnen; es bedurfte dazu, daß der Herzog ihn sehen konnte, eines besondern Befehls von dem Könige selbst.

Wir haben so eben gesehen, wie es dem Herrn Klindworth gelungen war, dem Herzoge eine beträchtliche Summe abzulocken, und weshalb er nach Bordeaux abgereist war. Bei seiner Rückkehr nach Madrid bat er den Herzog im Namen der französischen Regierung, Spanien zu verlassen und sich nach Nizza zu begeben. Als Grund für dieses Verlangen gab er an, daß der sehr verlängerte Aufenthalt des Herzogs in Spanien Verdacht erregen und die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn ziehen könne, was die französische Regierung durchaus vermeiden wolle, bis sie im Stande sei, den Herzog öffentlich zu unterstützen. Dieser nahm also von dem Könige und der königlichen Familie in Sant Ildephonso Abschied, wo sich damals der Hof befand.

Während seines Aufenthaltes hatte er manchmal Stiergefechten beigewohnt, die in Madrid glänzender waren, als in Aranjuez; einen unglücklichen Picador hatte er dabei tödten sehen.

Von den sechszehn englischen Pferden, welche der Herzog nach Madrid gebracht hatte, verkaufte er sechs dem Könige und nahm nur zehn wieder nach Frankreich mit.

Im Jahre 1831 waren die Garden des Königs von Spanien die schönsten Truppen, die man sehen konnte; dieses ganze Korps bestand aus acht Regimentern; man hielt selten Paraden ab, aber man sah sie oft in ihrer ganzen Schönheit bei Gelegenheit der Processionen, die in Madrid mit der größten Pracht stattfinden.

Unter den Theatern Madrids kann nur ein einziges, das italienische, dem Fremden, der nicht Spanisch versteht, einige Unterhaltung gewähren, indem damit ein Ballet verbunden ist. Was die Promenaden anbetrifft, so richtete Se. Durchlaucht die seinigen am häufigsten nach dem Prato und um die Stadt, wie auch nach Caramenchel.

Der Herzog sah das Gebäude, wo ehemals die Inquisition ihren Sitz hatte, das Gefängniß Franz I. und mehrere andere merkwürdige Monumente, welche anzuführen zu weitläufig und überflüssig sein würde.

Dem englischen Gesandten, Herrn Addington, war es, wie wir erzählten, mißglückt, Ferdinand VII. zu verhindern, den Herzog als Souverain zu empfangen; wahrscheinlich, um sich dafür zu entschädigen, war er unablässig bemüht, dem Chef des Hauses seines Herrn den Aufenthalt in Madrid so unangenehm als möglich zu machen; er rief die Chikane zu Hülfe und verursachte ihm fünf oder sechs Prozesse, von denen immer einer abgeschmackter war, als der andere, und die dem Herzoge schon 10,000 Francs gekostet haben, ohne daß man bis jetzt (1836) ihr Ende absehen könnte.

Diese Unanehmlichkeiten und die von Georg Klindworth mit unglaublicher Frechheit im Namen der französischen Regierung angeführten Gründe bestimmten den Herzog, Spanien zu verlassen, er kehrte nach Frankreich auf demselben Wege, den er gekommen war, zurück. Hier angekommen, mußte er in Bayonne bleiben, um Georg Klindworth zu erwarten, der sich damals in Bordeaux befand, immer unter dem Vorwande, hier die mit Estibeau entrirten Ankäufe zu leiten. Klindworth hatte die Unverschämtheit, dem Herzoge vorzulügen, daß der General Lamarque zu ihm nach Bordeaux gekommen sei, um die von Estibeau angeschafften Effekten zu inspiciren.

Eine andere Sorge beschäftigte den Herzog noch zu Bayonne; hier war der Theil seines Gepäckes zurückgeblieben, den er, wie wir sagten, der Diligence von Paris nach Madrid anvertrauen mußte; er war in Bayonne geblieben, da er nicht über die Grenze kommen konnte, indem Klindworth vergessen hatte, eine Deklaration über die dem Herzoge gehörenden Sachen, hinzuzufügen, welche der Douane hätte vorgelegt werden müssen. Als er die Kisten zu sehen verlangte, in welche seine Effekten gepackt waren, fand er sie im Posthause in einem elenden Zustande. Der Postmeister war ein Herr Détroyat.

Georg Klindworth, der immer alles thun wollte und nichts recht that, hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, die Kisten zu verschließen und zu versiegeln. Als der Herzog nachsehen wollte, ob auch alle auf dem angegebenen Wege abgeschickten Effekten vorhanden wären, fand er denn, daß ihm mehr als die

Hälfte davon fehlte. Die Erinnerung an das, was vor seiner Abreise in Paris vorgegangen war, und die durch Herrn Noël bewiesenen Diebstähle ließen ihm wenigstens über einen der Diebe keinen Zweifel, und seitdem wurde es ihm nur zu klar, daß Klindworth und Détroyat im Einverständniß gehandelt hatten.

So fehlte z. B. unter den Sachen, welche der Herzog nachsah, ein Gegenstand, den wir nicht näher anzugeben brauchen. Der Herzog machte darüber Détroyat die heftigsten Vorwürfe, und nachdem dieser lange Zeit unverschämt geläugnet hatte, gestand er endlich ein, daß dieser Gegenstand in seinem Besitz sei, indem er zu seiner Entschuldigung hinzufügte, daß er nicht gewagt habe, dies sogleich zuzugeben, da derselbe zerbrochen sei, und dann bat er Se. Durchlaucht ihn nicht einer Unredlichkeit für fähig zu halten.

Da der Herzog darauf bestand, daß ihm der in Rede stehende Gegenstand, in welchem Zustande er sich auch befinden möge, wiedergegeben wurde, sah er ganz deutlich, daß derselbe mit Gewalt aus der Kiste herausgerissen war, in welche man ihn gelegt hatte, daß er augenscheinliche Spuren des Gebrauches an sich trug, und daß nichts eine durch Zufall herbeigeführte Beschädigung anzeigte. Da sich nun Détroyat nicht mehr gegen die gerechten Vorwürfe vertheidigen konnte, so schob er Alles auf die Douane, indem er versicherte, daß die Beamten derselben an Allem Schuld wären. Der Herzog begnügte sich damit, Détroyat zu sagen, daß er ein Nichtswürdiger sei, und daß er ihm nicht mehr vor die Augen kommen solle. Einige Zeit darauf hatte eben dieser Détroyat die Unverschämtheit, Herrn Klindworth zu sagen, daß die Effekten des Herzogs ihm viel Mühe verursacht hätten, und daß er hoffe, Se. Durchlaucht werde ihm dafür eine Gratifikation geben. Détroyat meinte damit gewiß die Mühe, welche es ihm gemacht hatte, die Kisten zu erbrechen. Wie dem auch sei, die beiden Mitschuldigen verstanden sich bei dieser Gelegenheit prächtig. „Der Herzog," sagte Klindworth zu Détroyat, „wird uns auf die Art, wie Sie wollen, niemals etwas geben, aber ich will dafür sorgen, daß Sie trotz dem entschädigt werden, thun Sie nur, was ich Ihnen sage. Ich soll die jetzt in Ihren Händen befindlichen Kisten nach Nizza in Piemont schaffen; damit beauftrage ich Sie nun. Wenn Sie dieselben pr. Fracht wegschicken, so lassen Sie sich vom Spediteur im Voraus eine Rechnung bezahlen, nach deren Wiedererstattung er erst die Kisten

herauszugeben hat; auf diese Weise werden Sie Ihre Kosten von dem Herzoge bekommen." Welche bewunderungswürdige Industrie! welche würdige Diener!

Während seines Aufenthaltes zu Bayonne erhielt der Herzog einen Brief von Klindworth, in welchem ihm dieser ankündigte, daß der Herr Estibeau und er arretirt worden wären, und daß man sie nach Paris bringen wolle, um hier Rechenschaft über ihr Betragen abzulegen, welches dem Ministerium verdächtig erschien; sie sollten von dem Minister des Innern, Herrn Casimir Perrier, selbst verhört werden, warum Georg Klindworth gebeten hatte, in der Hoffnung, daß dies den Beifall Sr. Durchlaucht haben werde.

An demselben Abend des Tages, wo der Herzog den Brief von Klindworth erhielt, kam der Souspräfekt von Bayonne und der kommandirende General der Division, auf Befehl der Regierung zu Sr. Durchlaucht; sie hatten den Auftrag, von ihm Erklärungen in aller Form zu verlangen, was sie mit aller möglicher Rücksicht thaten, trotz der Anreizungen des englischen Consuls zu Bayonne, des Herrn Harwey.

Einige Zeit darauf kam Klindworth endlich in Bayonne an. Er hatte eine andere Fahne aufgesteckt, ohne seine Intriguen und Lügen aufzugeben. Er hatte, versicherte er, alle Mitglieder der Regierung gesprochen; sie wären noch immer in der besten Stimmung gegen den Herzog, aber die Umstände wären schwierig und die besondere Lage Frankreichs sehr delikat. Die fremden Kabinete bewachten unaufhörlich die geringsten Schritte des Kabinets der Tuilerien und ebenso alle die des Herzogs, man müßte mit der größten Vorsicht zu Werke gehen und die Ausführung eines Planes aufschieben, auf den man jedoch zu verzichten weit entfernt wäre; kurz, die französische Regierung verlangte von dem Herzog, von dem Ankauf von Waffen abzustehen, ehe er nicht neue Nachrichten erhalten habe, die man ihm jedenfalls zu gelegener Zeit zukommen lassen werde.

Was den Ankauf von Uniformen betraf, so war die Sache weniger schwierig, als der von Waffen *), indem man denselben leicht als ein bloßes Handelsgeschäft betrachten könnte, wenn die fremden Regierungen Erklärungen darüber verlangen sollten, und tausend andere alberne Mährchen.

---

*) Aktenst. Nro. 107.

Alle diese Intriguen, alle diese Hin- und Herreisen, alle diese unklaren Kombinationen hatten Zeit gekostet. Es war daher erst im Laufe des Jahres 1831 dem Herzoge möglich, Bayonne zu verlassen, um sich nach Nizza zu begeben, wo er den Winter zuzubringen beschlossen hatte. Er durchreiste das südliche Frankreich, ging über Pau, Toulouse, Montpellier, Nimes, Marseille, Toulon, und kam bald in das Land des Königs von Sardinien.

Bei seiner Ankunft in Nizza wurde der Herzog von dem Gouverneur der Stadt, dem Grafen von Candia empfangen, der ihn im Namen des Königs begrüßte. Der Herzog hatte Carl Albert seine Ankunft angezeigt, indem er ihm seine Absicht zu erkennen gab, in seinen Staaten sich als souverainer Fürst aufzuhalten, und den Wunsch aussprach, daß er die seinem Range zustehenden Vorrechte genießen wolle. Dies geschah wirklich während der sechs Monate, welche der Herzog in Nizza blieb. Kurze Zeit nach dem Eintreffen in seiner neuen Residenz, kamen hier seine beiden Staatsräthe, der Baron Andlau und der Herr Klindworth an. Der Herzog schickte Herrn von Andlau mit einem Auftrage nach England und befahl Georg Klindworth nach Wien zu gehen. Dieser Letztere, dessen Nichtswürdigkeiten die Leser genugsam kennen gelernt haben, weigerte sich zu gehorchen; er war seiner Rolle müde, zweifelte daran, sie länger ungestraft fortspielen zu können und wagte es nicht mehr, an das Gelingen des abscheulichen Planes zu glauben, dessen Ausführung er sich mit Leib und Seele gewidmet hatte, wenn man bei einem solchen Menschen von der Seele reden darf. Verdrüßlich darüber, daß es ihm durch die Verdoppelung seiner arglistigen Machinationen nicht gelang, den Herzog zu einer Unklugheit zu bewegen, die ihn compromittiren konnte, beschloß er einen letzten Versuch zu wagen und Alles aufs Spiel zu setzen. Dieser Mensch, der Jedem feil war, der ihn erkaufen wollte, der vom ersten bis zum letzten Tage seines Dienstes beim Herzoge, nichts anderes als ein ehrloser Spion, als ein aufhetzender Agent war, welchen seine Feinde gegen ihn losgelassen, dieser Mensch begab sich, anstatt nach Wien, direkt nach Paris.

Vierzehn Tage waren seit der Abreise Klindworths verflossen, als der Herzog eines Morgens durch die Ankunft eines außerordentlichen Kouriers in voller Uniform erweckt wurde, der Depeschen vom Herrn Klindworth brachte.

Dieser Mensch, der nichts zu verlieren hatte, glaubte sich Alles erlauben zu dürfen. Seiner Aussage nach hatte er in Lyon die Bekanntschaft des französischen Artilleriegenerals Dogereau gemacht, der ihm gütig versprochen hätte, umsonst Geschütze zur Disposition des Herzogs Carl zu stellen. Als der Herzog dem betreßten Kourier seine Depeschen abnahm, so glaubte er wenigstens, daß es sich um eine dieser Nachrichten handele, welche das Geschick der Reiche verändern, als wenn z. B. der Kaiser Napoleon plötzlich wieder aufgestanden wäre. Wir haben kein besseres Mittel, das Erstaunen des Herzogs deutlich zu machen, als indem wir auf den Brief verweisen, durch den Se. Durchlaucht dem spitzbübischen Rath antwortete *). Man wird daraus sehen, wie dieser seltene Spitzbube zum zweiten Male vom Herzoge weggejagt wurde.

Klindworth mußte jedoch andere Gedanken haben, er mußte finden, daß, wenn er einen neuen Dienst annähme, er bei dem Tausche nur verlieren könne. Er versuchte es wirklich, die Gnade des Herzogs, den er so feige verrathen, wieder zu gewinnen, und um diesen Zweck zu erreichen, schickte er den Herrn Schubart, einen einfachen und leichtgläubigen Mann, nach Nizza, den Klindworth mit dem Namen seines intimen Freundes beschimpfte, und dem er außerdem den Titel eines Redacteur en chef des National gab.

Als dieser Abgesandte in Nizza mit Extrapost angekommen war, ließ er dem Herzog seinen Namen und Charakter wissen; dieser wollte ihn aber nicht einmal sehen. Nur aus Rücksicht gegen den Baron Andlau gab man ihm den Brief Klindworths zurück, in welchem dieser Elende abermals wagte, den Versuch zu machen, sich mit seinen guten Absichten zu entschuldigen.

Der Herzog ließ Klindworth durch seinen Abgesandten nur eine mündliche Antwort überbringen. Zu gleicher Zeit befahl er dem erst ganz kürzlich aus England zurückgekommenen Baron Andlau, sogleich nach Paris abzureisen und die Arrestation Klindworths als Schurke und Dieb zu veranlassen, der nicht allein seinen Herrn durch ungesetzliche Ankäufe und Unterhandlungen compromittirt, sondern das Geld, welches er zur Reise nach Wien erhalten, zur Rückreise nach Paris angewandt und außerdem eine Summe von 10,000 Francs ausgegeben hatte, die ihm anvertraut

---

*) Aktenst. Nro. 108.

worden war, um sie Herrn von Gentz nach Wien als Zeichen der Zufriedenheit für eine Konsultation zu überbringen, welche dieser berühmte Publizist abgefaßt hatte.

Außerdem war der Baron Andlau damit beauftragt, die Unterhandlungen mit der französischen Regierung fortzusetzen, welche Herr Klindworth begonnen haben wollte.

Aber wer schildert das Erstaunen des Barons, als er sich den von Klindworth angegebenen Personen vorstellte, und diese alle ihm erklärten, daß ihnen selbst der Name Klindworth unbekannt sei.

Der General Lamarque besonders schien ganz verblüfft, was ihn jedoch nicht verhinderte, den Baron mit der größten Artigkeit zu empfangen.

Mit den Herren Lafayette, Casimir Perrier, Soult, Barth ꝛc. war es derselbe Fall.

Wer sollte es glauben, daß Klindworth, nachdem er von diesem Umstande unterrichtet war, noch die Unverschämtheit hatte, sich entschuldigen zu wollen; er schrieb dem Herzoge, daß er von den Schritten des Barons und von dem Abläugnen dieser Herren gehört habe, und dieses einer Erklärung bedürfe. Alles dies, sagte er, sei vollkommen in der Ordnung, indem es im Voraus zwischen ihm und diesen Herren ausgemacht worden, daß Niemand anderes in dieses Geschäft eingeweiht werden sollte.

Aber Klindworth hatte schon allen Glauben beim Herzoge verloren, die nichtswürdigen Schurkereien, welche er im Namen seines Herrn sowohl in Frankreich als auch in Spanien und Italien ausgeübt hatte, und von denen der Herzog erst ganz kürzlich unterrichtet worden war, hatten das Ihrige dazu beigetragen, diesen zu dem Entschlusse zu bringen, sich eines falschen elenden Menschen nicht ferner zu bedienen.

Zu dieser Zeit starb Herr von Gentz, aber vor seinem Tode hatte er dem Herzoge einen jungen Rechtsgelehrten Namens Blühdora empfohlen.

Der Herzog führte in dem köstlichen Klima von Nizza ein sehr zurückgezogenes Leben.

Die Cholera, die während des Herzogs Aufenthalt in Paris in Europa erschienen, und während seiner Anwesenheit in London und Paris ausgebrochen war, wüthete noch in Frankreich und England wie in anderen Ländern. Der Herzog hatte immer das Glück gehabt, mit dieser schrecklichen Krankheit in keine Berüh-

rung zu kommen; auch in die Grafschaft Nizza war sie noch nicht eingedrungen; eine sehr strenge Quarantaine wurde um die Staaten des Königs von Sardinien und besonders auf der Grenze zwischen Frankreich und Piemont errichtet. Böse Zungen behaupteten, daß die Gelegenheit, seine Staaten von Frankreich wegen der Cholera durch eine strenge Quarantaine zu trennen, dem Könige Carl Albert gar nicht ungelegen gekommen sei, indem man sagte, daß diese Quarantaine mehr dazu bestimmt sei, die liberalen Ideen, als die Krankheit vom Lande abzuhalten.

Der Baron von Andlau, der um diese Zeit von Paris kam, mußte sich der Quarantaine unterwerfen.

Aber man erlaubte dem Herzoge, ihn zu besuchen, und acht Tage darauf nach Nizza kommen zu lassen. Hier erfuhr der Herzog das Nähere über seine Schritte in Paris. Der Herzog drückte dem Baron Andlau seine Unzufriedenheit damit aus, daß er trotz seiner Befehle, mit einem Nichtswürdigen wieder Geschäfte gemacht hatte, den wir schon weiter oben erwähnten, nämlich mit dem Herrn Loazouis *) dem Schwager des spitzbübischen Juden Julius von Libanon aus Breslau in Schlesien.

Herr von Andlau brachte dem Herzog mehrere Briefe, und unter anderen einen vom Kriegsminister, durch welchen der Marschall Soult dem Herzoge sein Bedauern darüber ausdrückte, daß er ihm den Ankauf von Waffen in Frankreich nicht gestatten könne.

Der Baron von Andlau theilte dem Herzoge zu gleicher Zeit mit, daß er durch Herrn Loazouis mit Einem, Namens Chaltas, in Verbindung getreten sei, der sich für einen ehemaligen französischen Rittmeister ausgab. Man hatte ihm denselben als einen Mann empfohlen, der fähig sei, alle Arten Geschäfte, sowohl militärische, als diplomatische zu führen. Herr Chaltas hatte wahrscheinlich, ohne Zweifel wegen seiner Fähigkeiten, an allen in Frankreich seit der Restauration gegen die Regierung der Bourbons angezettelten Verschwörungen Theil genommen.

Herr von Andlau sagte dem Herzoge, daß er Chaltas mehrmals gesehen, und daß dieser ihm vorgeschlagen habe, Offiziere anzuwerben, deren er eine große Menge kannte; ebenso wäre er im Stande, viele Arbeiter, die früher Soldaten waren, zu engagiren; er bat dringend um Befehle, und besonders um Geld.

---

*) Aktenst. Nro. 109.

Auf diese ersten Eröffnungen antwortete Herr von Andlau, wie er es thun mußte, daß er sich zu nichts verbindlich machen könne, ehe er nicht darüber an Se. Durchlaucht berichtet und Befehle eingeholt habe.

Das letzte Mal, als Chaltas mit dem Rath des Herzogs zu thun hatte, übergab er ihm für den Herzog einen Campagneplan *), wobei er um schnelle Antwort und besonders um Geld bat, da keine Zeit zu verlieren sei.

Er rühmte auch, als einen zur Leitung dieses Unternehmens besonders fähigen Mann, den Obersten Viriot, der alle Feldzüge Napoleons mitgemacht hatte, und Deutschland vollkommen kannte. „Der große Mann," sagte Chaltas, „schätzte den Obersten sehr."

Während dieses geschah, reiste der Baron Andlau nach England ab, ohne irgend etwas gegen Klindworth erlangen zu können, der sich lange Zeit versteckt hielt. Während dieser Reise begann Klindworth wieder seine Intriguen, um die Gnade des Herzogs wieder zu erlangen. Eifersüchtig über das Zutrauen, welches derselbe dem Baron von Andlau schenkte, klagte er diesen in einer Reihe von Briefen an, daß er die Interessen des Herzogs verrathen und denselben besonders durch falsche Schritte compromittirt habe.

Nach einem kurzen Aufenthalte in England kam der Baron Andlau abermals nach Paris und sah hier wieder Herrn Chaltas; er schärfte ihm hier aufs Neue ein, nichts ohne förmliche Befehle zu unternehmen, fügte jedoch hinzu, daß es gut sein würde, den Obersten Viriot zu benachrichtigen, um von ihm positiv zu erfahren, ob er das in Rede stehende Geschäft übernehmen wolle. Der Baron reiste darauf ab, nachdem ihm Chaltas versprochen hatte, sich nach seinen Instruktionen zu richten und nichts ohne ausdrückliche Befehle zu unternehmen.

Trotz dieser Art von Wartezeit sollte Chaltas sich bereit halten, die Befehle auszuführen, die ihm in der Kürze zukommen würden.

Als der Baron in Nizza angekommen war, legte er Sr. Durchlaucht alle diese Angelegenheit betreffenden Dokumente vor, und stattete ihm mündlich Bericht darüber ab, was zwischen ihm und Chaltas verhandelt worden, sagte ihm auch zu gleicher Zeit von der an den Obersten Viriot erlassenen Aufforderung.

*) Aktenst. Nro. 110.

Der Herzog antwortete darauf, daß man vor allen Dingen Herrn Viriot sehen müsse, um über seine Fähigkeiten und den Grad von Zutrauen, den er einflößen könnte, zu urtheilen.

Er gab daher dem Baron von Andlau den Befehl, an Chaltas zu schreiben und einen Brief an den Obersten mit einem Wechsel auf 500 Francs einzulegen, welches Geld der Letztere zur Bestreitung der Reise nach Nizza gebrauchen sollte.

Einige Zeit darauf erhielt Se. Durchlaucht einen Brief von dem Obersten Viriot, in welchem dieser schrieb, daß es nicht klug sein würde, wenn er selbst die Reise unternähme, daß aber der Rittmeister Chaltas nach Nizza gehen und seine Depeschen überbringen würde.

Später verkündete jedoch ein Brief, daß dies nicht mehr Chaltas, sondern vielmehr ein Herr l'Hérie thun würde, der Kapitän im französischen Generalstabe und Ingenieuroffizier sei, welcher mit Auszeichnung im spanischen Kriege gedient habe.

Se. Durchlaucht erwartete endlich einen oder den andern dieser beiden Kapitäns ankommen zu sehen, als er zu seinem großen Erstaunen einen Brief aus Antibes erhielt, der Isidor Fort unterzeichnet war, und in welchem dieser anzeigte, daß er Depeschen vom Obersten Viriot bringe, aber nicht zu Sr. Durchlaucht gelangen könne, da ihn die piemontesische Regierung zwinge, wegen der Cholera Quarantaine zu halten.

Der Herzog schickte darauf den Baron von Andlau nach Antibes, um sich mit Herrn Fort in Verbindung zu setzen und sich mit ihm über die Mittel zu berathen, wie man zum Herzoge gelangen könnte, auch zu entscheiden, ob es nöthig sein würde, die Quarantaine zu halten.

Der Baron sah wirklich den Herrn Fort, und als er ihm sagte, daß es vielleicht möglich sei, den Var mit Hülfe einiger Schmuggler zu passiren, so zögerte dieser keinen Augenblick, reiste mit dem Baron nach Saint Laurent und hielt sich in einem schlechten Wirthshause verborgen, wo ihn in der Nacht vier von seinem Wirth ausgewählte Schmuggler abholen sollten. Er brach endlich auf, und auf vielen Umwegen gelangte er beinahe bis an das Ufer des Meeres, wo der Var, nach Versicherung der Schmuggler, am leichtesten zu passiren sein sollte.

Er stieg auf die Schultern eines dieser Männer, der wenigstens sechs Fuß hoch war; die drei anderen unterstützten kräftig ihren Kameraden, damit ihn der reißende Strom nicht fortriß,

und so begann er seinen Uebergang. Die Schmuggler gingen so beladen drei Stunden lang im Wasser, indem sie bald mit, bald gegen den Strom marschirten, und es gelang ihnen endlich, den völlig durchnäßten Herrn Fort am andern Ufer abzusetzen.

Dieser verlor keinen Augenblick, sandte zwei seiner Führer zurück und ging in Begleitung der beiden andern quer durch die Felder nach Nizza.

Er kam glücklich, aber sehr angegriffen im Hause des Herrn Près an, wo der Herzog wohnte, und hatte die Ehre, ihm noch an demselben Abend seine Depeschen zu überreichen. Am andern Morgen unterrichtete sich Herr Fort von dem Inhalte der Depeschen, die er überbracht hatte, und die Gründe, welche Se. Durchlaucht ihm angab, überzeugten ihn leicht, daß der Oberst Viriot völlig zum Besten gehabt war, indem seine Depeschen nur von Klindworth sprachen, mit welchem der Herzog nichts mehr zu thun haben wollte; sie enthielten ein prächtiges Lob dieses Exrathes.

Nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen schickte der Herzog den Baron Andlau und Herrn Fort nach Paris zurück. Der Letztere hatte Vollmacht und Geld bei sich, um alle für die beabsichtigte Expedition nöthigen Geschäfte zu betreiben.

Während dieser Reise wurde der Baron Andlau gezwungen, alle seine Verbindungen mit Chaltas abzubrechen, dessen früheres Leben er damals kennen gelernt hatte. Er sah den Obersten Viriot nicht, und verschob den definitiven Abschluß seiner Unterhandlungen mit demselben bis zur nahe bevorstehenden Ankunft des Herzogs in Paris.

Als Herr Fort in Paris ankam, schickte er auf den Wunsch Sr. Durchlaucht einen seiner Freunde, Herrn Bargignac, nach Nizza, damit der Herzog während der Abwesenheit des Barons Andlau nicht allein sei, und auch eine sichere Person habe, welcher er im Nothfall Depeschen anvertrauen könnte.

Der Baron schloß während seines Aufenthaltes in Paris einen Kontrakt mit dem Herrn Nolte, und wollte bald darauf nach England abreisen.

Im Augenblick seiner Abreise wurde er auf der Diligence durch einen Polizeikommissar und einige Agenten, unter dem Vorwande arretirt, daß sein Paß nicht in der Ordnung sei; aber der wahre Grund seiner Arrestation war der, daß der Baron seinen Handel mit Nolte noch nicht unterzeichnet hatte. Der Chef

der Polizei war bei dem Geschäft dieses Kaufmanns interessirt, und von einem Commis Nolte's, Namens Goldstücker, der sich im Augenblick, als der Baron Andlau eintrat, in dem Vorzimmer des Polizeipräfekten befand, von allem Vorgefallenen unterrichtet worden. Der Polizeipräfekt glaubte, und darin irrte er sich nicht, daß ein Aufenthalt in der Reise des Barons seinem Verbündeten Zeit geben würde, diesen so zu bearbeiten, daß er den fraglichen Handel unterzeichnete. So wurde die Abreise aus dem angegebenen Grunde bis zum anderen Morgen verzögert und der Kontrakt in der Zwischenzeit wirklich unterzeichnet.

Der Herr Fort seinerseits, versehen mit gerichtlichen Vollmachten, die ihm der Herzog zu Nizza gegeben hatte, begab sich nach Bordeaux, um die von dem Herrn Estibeau mit dem Herrn Klindworth abgeschlossenen Geschäfte, von denen wir weiter oben sprachen, zu beendigen, oder wenigstens mit ihm wegen einer bestimmten Zeit für die Lieferungen übereinzukommen, wovon in den Kontrakten durchaus nichts erwähnt war; endlich um einen Kauf von Czakos, Patrontaschen, Schuhen u. s. w. rückgängig zu machen.

Herr Fort kam ungefähr in demselben Augenblick von Bordeaux zurück, in welchem der Baron Andlau von England wieder in Paris eintraf.

Während dieses letzten Aufenthalts zu Paris trat der Baron mit den Generälen Uminski und Ramorino in Verbindung. Der Erstere wurde ihm durch Goldstücker vorgestellt, dem Vater des kleinen Juden Julius Goltz von Libanon bei Breslau in Schlesien, und Associé des Herrn Nolte, den wir in der Intrigue und Arrestation von der Polizei eine Rolle spielen sahen. Mit dieser achtbaren Verwandtschaft verband er noch die Ehre, der Schwiegervater des Advokaten Loazouis zu sein.

Der General Ramorino wurde dem Baron durch Herrn Fort vorgestellt, der ihn nur durch das Gute kannte, welches damals alle Welt von ihm sagte.

Nachdem der Baron Andlau mit diesen Herren über die Maßregeln übereingekommen war, die man ergreifen mußte, um die Befehle auszuführen, welche sie erhalten hatten, reiste er abermals nach Nizza, um Se. Durchlaucht von den Vorbereitungen zu unterrichten, die er für die beabsichtigte Expedition gemacht hatte, indem er es Herrn Fort überließ, sie anzuordnen.

Wenige Tage nach der Abreise des Barons Andlau erfuhr Herr Fort, daß der Letztere im Vertrauen auf die Ehre und die Discretion des Herrn Nolte einen Kontrakt abgeschlossen hatte, daß die Kopie dieses Kontraktes schon in den Händen des Polizeipräfekten, und eine andere Kopie unter der Adresse der usurpatorischen Regierung nach Braunschweig unterwegs war. Bald nach dieser Entdeckung erfuhr Herr Fort ferner, daß eben diese braunschweigische Regierung, auf Grund dieses Dokumentes dahin intriguirte, daß der Herzog Carl noch zu Nizza gefangen genommen und dem deutschen Bunde ausgeliefert würde.

Herr Fort unterrichtete den Herzog Carl augenblicklich von diesen Umständen, er schrieb ihm Brief auf Brief *), um ihn zu veranlassen, Piemont so schnell als möglich zu verlassen, wobei er ihm seine Besorgnisse ausdrückte, daß ihm seine Briefe nicht zu Händen kommen möchten; er bat ihn durch Kourier auf Kourier, ihn bei der französischen Regierung zu accreditiren, indem, wie er sagte, es gewiß sei, daß diese sorgfältig überlegen werde, ehe sie die heimlichen Manoeuvres des deutschen Bundes unterstützte.

Herr Gisquet sagte oft zu Fort, und dieser ermangelte niemals Se. Durchlaucht davon zu unterrichten: „Was macht der Herzog in Nizza? kennt er denn nicht alle die Gerüchte, welche man über ihn verbreitet? weiß er nicht, daß man ihn anklagt, die Pläne des Herzogs von Berry zu begünstigen? Die französische Regierung weiß wohl, daß dies Verläumdungen sind, allein oft überwiegt die öffentliche Meinung die eines Einzigen, eine Regierung glaubt nicht alle Tage dasselbe. Der Herzog soll sich also beeilen, eine Stadt zu verlassen, in der er nicht länger bleiben kann, ohne sich wirklichen Gefahren auszusetzen; er soll zu uns kommen, er wird hier geehrt und geachtet sein, das können Sie ihm mittheilen; Herr von Montalivet hat mir heute noch dasselbe versichert." So drückte sich Herr Fort aus, wie man sich überzeugen kann, wenn man einen Blick auf seine Korrespondenz wirft. Wir fügen noch hinzu, daß Herr Fort sich in seinen Annahmen täuschte; der Herzog von Braunschweig erhielt alle seine Briefe und beeilte sich die guten Andeutungen zu benutzen, welche sie enthielten. Ohne einen Augenblick zu verlieren, verließ er Nizza im Juli 1832 und kam in Frankreich zeitig genug an, um

---

*) Aktenst. Nro. 111.

dem Resultate der Machinationen zu entgehen, welche ihm sein Korrespondent angekündigt hatte.

Ehe der Herzog von den Absichten der Verbindung gegen seine Person unterrichtet war, hatte er von Nizza aus an den regierenden Herzog von Lucca geschrieben, von dem wir schon früher bei Gelegenheit eines Besuches in Braunschweig sprachen und mit dem er in freundschaftlichem Verhältniß stand; er bat, ihm Jemand zu schicken, dem er eben solches Vertrauen als ihm selbst, schenken könne. Der Herzog von Braunschweig hatte die Absicht, dem Herzog von Lucca alle seine Pläne und Hoffnungen durch diesen Mittelsmann zu vertrauen, welchen Letztern er zu gleicher Zeit beauftragen wollte, seinen Herrn zu bitten, die Güte zu haben, ihm während dieser gefahrvollen Zeit einige Millionen seines Privatvermögens aufzuheben. Die Person, welche der Herzog von Lucca schickte, kam zu spät an, und der Herzog Carl war durch die Berichte seines Agenten in Paris, des Herrn Fort, genöthigt worden, Nizza vorher zu verlassen.*

Seit dieser Zeit hat der Herzog von Braunschweig nichts mehr von dem Herzog von Lucca gehört, den er bis dahin als einen seiner besten Freunde betrachtet hatte.

Dreißigstes Kapitel.

Die Brücke des Var. — Avignon. — Scherereien wegen des Passes des Herzogs. — Gezwungener Aufenthalt zu Saint Denis. — Unglaubliche Zudringlichkeit Georg Klindworths. — Unnütze Bitten. — Der Paß und die Sicherheitskarte. — Die Profession als regierender Fürst. — Neue Bemühungen der Feinde des Herzogs, um ihm bei der französischen Regierung zu schaden. — Der zurückgegebene Paß und der Polizeipräfekt. — Herr von Montalivet. — Herr Sebastiani. — Empfang des Herzogs bei den Ministern Louis Philipps. — Die Kaiserin von Brasilien und Donna Maria da Gloria. — Der Herzog wird auf der Straße angegriffen. — Gefahren des Herrn von Andlau. — Wahrscheinliche Stellung der französischen Regierung in Bezug auf den Herzog. — Einfluß der fremden Mächte. — Die vermiedene Falle. — Der General Fabvier. — Der genaue Freund des Polizeipräfekten. — Nichtswürdige Klatschereien. — Der General Ramorino. — Die Waffen und Werbungen. — Der Herzog angeklagt, sich für Heinrich V. zu rüsten. — Die Journalartikel. — Der Wunsch zu antworten, und der Rath, es nicht zu thun. — Der Herzog schweigt. — Unverhoffte Krankheit des Generals Ramorino. —

Als der Herzog Nizza verlassen hatte und an der Brücke des Var ankam, die er passiren mußte, fragte man ihn nur, ob er nicht eine große Menge Waffen bei sich habe; auf seine Antwort, daß er nur solche bei sich habe, die zu seiner persönlichen Vertheidigung nöthig wären, bemerkte man weiter nichts und er setzte seine Reise über Aix, Avignon, Lyon und Fontainebleau fort. In dieser letztern Stadt mußte er acht Tage bleiben, um das Ende der Scherereien abzuwarten, welche man ihm wegen seines Passes machte.

Diese Manoeuvres wurden noch einmal erneuert, um seine Ankunft in Paris so viel als möglich zu verzögern, wenn es auch nicht gelang, sie ganz zu verhindern. Nach seiner Quarantaine zu Fontainebleau, sah er sich noch einmal genöthigt, eine ähnliche in St. Denis auszuhalten.

Kaum war der Herzog in dieser Stadt abgestiegen, so übergab man ihm einen Brief des Herrn Georg Klindworth, dessen Zudringlichkeit, wie man sieht, kaum ihres Gleichen findet. Dieser Exrath, dessen verschiedene Briefe man einsehen kann *), wagte es abermals, den Herzog um eine Audienz zu bitten; wollte man ihm glauben, so konnte er den Interessen Sr. Durchlaucht von dem größten Nutzen sein; er kannte die Gewebe aller seiner politischen Feinde und er allein war fähig, den Faden derselben abzuschneiden. Zu oft durch die demüthigen Bitten, lügnerischen Anerbietungen und interessirten Spekulationen eines Menschen getäuscht, der sich um jeden Preis in seine Geschäfte mischen wollte, einzig und allein, um seinen Feinden darüber zu berichten, ließ sich der Herzog nicht wieder durch den Anschein einer erkauften Unterwerfung anführen; er verweigerte ganz kurz die so dringend verlangte Audienz und antwortete seitdem stets durch eine förmliche Weigerung auf die unverschämten Gesuche Klindworths.

Es gab nichts Ungesetzlicheres, als den gezwungenen Aufenthalt des Herzogs zu St. Denis, und das Zurückhalten seines Passes. Angenommen selbst, daß die französische Regierung ihn in seiner Eigenschaft als regierender Herzog nicht anerkennen wollte, oder vielmehr es nicht zu thun wagte, so berechtigt kein französisches Gesetz zu einem solchen Mißbrauch der Gewalt, selbst wenn man ihn nur als fremden Prinzen betrachtet. Wer sollte es glauben, daß der Herzog nur mit großer Mühe, nicht seinen Paß, sondern an dessen Stelle eine wahrhaft sonderbare Art Sicherheitskarte erhielt. In der Rubrik der Profession, wo man ohne Zweifel gewöhnlich Schuster, Schneider oder Trödler schrieb, hatte die erfindungsreiche Polizei geschrieben:

Profession: regierender Fürst.

Kaum in Paris angekommen, konnte sich der Herzog überzeugen, daß seine Feinde, die Könige von England und Preußen, der Bundestag zu Frankfurt und auch der kleine Usurpator selbst,

*) Aktenst. Nro. 112.

in Uebereinstimmung mit der aristokratischen Clique von Braunschweig und Hannover, nicht die Leute dazu waren, ihre edlen Waffen niederzulegen, und daß sie mehr als jemals im Dunkeln daran arbeiteten, die französische Regierung gegen ihn einzunehmen.

Der Herzog hatte viele Mühe, sich seinen Paß wieder zu verschaffen, und er mußte, um ihn wieder zu erhalten, sich in Person zu Herrn Gisquet begeben; dieser tauschte ihn endlich gegen die Sicherheitskarte aus, von der wir oben redeten, und in welcher seine Profession als regierender Fürst angegeben war. Der Polizeipräfekt erbot sich, den Herzog zu Herrn von Montalivet zu begleiten, dieser nahm das Anerbieten an; aber als sie in das Ministerium kamen, sagte man ihnen, daß Herr von Montalivet abwesend sei.

Der Herzog begab sich noch zweimal dorthin, aber er erhielt stets dieselbe Antwort, und zur Bestätigung seines Besuches ließ er seine Karte dort.

Darauf begab er sich zu dem General Sebastiani, den er im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten antraf, zu dem Marschall Soult, den er ebenfalls zu Hause fand, und der ihn mit unendlich mehr Zuvorkommenheit als Sebastiani empfing. Herr von Rigny, den der Herzog auch im Ministerium der Marine zu Hause fand, war ebenfalls sehr höflich.

Später machte der Herzog auch seiner Cousine, der Kaiserin von Brasilien einen Besuch, bei welcher er die Prinzessin Donna Maria da Gloria sah.

Der Herzog wurde mehrmals in den Straßen von Paris angefallen, und unter andern einmal von Chaltas, der wahrscheinlich den Baron Andlau ermordet haben würde, wenn dieser nicht schnell genug seine Stöße parirt hätte.

Während mehr als eines Monats sah der Herzog sich auf allen Schritten fortwährend von Mördern umringt; vielleicht war es übrigens nur ihre Aufgabe, ihn zu erschrecken, und nicht, ihn in diesem Augenblicke zu tödten; dies ist eine Hypothese, die man annehmen muß, obgleich sie aus seinem frühern Leben wohl hätten abnehmen können, daß in seinem Herzen die Furcht keinen Platz hatte. Man wollte ihn aus Paris entfernen, das ist unläugbar, und man weiß, daß die Regierungen in solchem Falle nicht sehr skrupulös über die Mittel sind, die sie anwenden.

Es kam der französischen Regierung wirklich darauf an, daß der Herzog Paris verließ, dies war durchaus dazu nothwendig, um leichter den ihr von den fremden Mächten ausgedrückten Wünschen Folge zu leisten, indem man ihn in irgend ein kühnes Unternehmen verwickelte, welches gegen die französischen Gesetze war.

Preußen und England hatten ihren Zweck zum Theil durch den Agenten Klindworth erreicht, der, wie wir aus seinen Briefen gesehen haben, so viel zu den Vorbereitungen zu militärischen Expeditionen beitrug, die man den Herzog unternehmen lassen wollte.

Diese Vorbereitungen mußten den absoluten Regierungen einen Vorwand geben, um von dem konstitutionellen Frankreich die Entfernung des Herzogs aus ihrem Gebiete zu verlangen.

Gewiß ist es, daß die französische Regierung, wenn sie auch keinen thätigen Antheil an den Verfolgungen nahm, denen der Herzog seit langer Zeit ausgesetzt war, doch wenigstens die Augen zudrückte, und den Machinationen seiner Feinde freien Lauf ließ.

Setzen wir hier die Sache klar auseinander. Die französische Regierung war vielleicht über ihr Benehmen, welches sie gegen den Herzog Carl zu beobachten hatte, unsicher geworden; sie war vielleicht durch Angebereien, falsche Berichte über ihn und lügnerische Erklärungen der fremden Mächte irre geleitet worden, ohne ihrerseits die Absicht zu haben, in Uebereinstimmung mit den Letztern zu handeln. In der That, welche Regierung kann dafür stehen, daß sich unter ihren Angestellten, deren Einfluß oft selbst bis zur Quelle der Macht reicht, niemals ein käuflicher Mensch befinden wird? Wenn die Gewissen sich, wie wir bald sehen werden, selbst vor dem Herzog taxirten, um ihm zu dienen, warum sollten dieselben Gewissen sich nicht vielleicht an seine Feinde verkauft haben? Was sagten nun die fremden Mächte? .... Der Herzog mißbraucht die Gastfreundschaft, welche ihr ihm gewährt, er kauft Waffen und wirbt Leute an; diese Bewaffnung ist gegen Euch gerichtet *), verdoppelt Eure Wachsamkeit, und ihr werdet ihn auf der That ertappen.

---

*) Dies hat man wirklich während seines Aufenthaltes zu Nizza zu thun versucht, indem man ihn beschuldigte, die Unternehmungen der Herzogin von Berry zu begünstigen. Diese Zusammenstellung hatte übrigens den Vortheil, den Herzog unter das Banner des Absolutismus zu rangiren, und so die zu bekannte Liberalität seiner Grundsätze zu verdächtigen, die er in seiner Konstitution für das Herzogthum Braunschweig dokumentirt hatte.

Während die fremden Mächte so zu der französischen Regierung redeten, hetzten sie einen Klindworth an, den Herzog zu den Unklugheiten anzutreiben, deren man ihn anklagte. Dieser Klindworth entriß ihm jedoch nur halbe Zustimmungen, als er ihm davon im Namen der französischen Regierung sprach. Ohne Zweifel um zu wissen, woran man wäre, ließ diese Regierung täglich das Hôtel des Herzogs durch einen Schwarm von Agenten, Offizieren, Soldaten, Unternehmern und Kaufleuten belagern, die theils kamen, um sich anwerben zu lassen, theils um Waffen anzubieten. Was hat man mit all' Diesem gewonnen? Nichts! Der Herzog ging in keine der Fallen, die ihm gestellt waren.

Man trieb die Versuche weiter, man schob als achtbar bekannte Personen vor. Da man ohne Zweifel die Klugheit des Herzogs seinem Mißtrauen zuschrieb, so schickte man ihm den General Fabvier, der ihm ebenfalls Dienste, Waffen, Munition und Soldaten anbot. Die Antwort des Herzogs war wie immer offen, er lehnte die Anerbietungen des General Fabvier ab, obgleich, um den Herzog geneigter zur Annahme zu machen, Herr Goldstücker, der sich einen intimen Freund des Polizeipräfekten nannte, dem Herzoge mittheilte, daß der General Fabvier nur auf Befehl der Regierung handelte, die seine militärische Expedition wünschte und begünstigte.

Dem General Ramorino gelang es nicht besser, als dem General Fabvier, den Herzog zu Bewaffnungen oder Anwerbungen zu veranlassen, welche er als den französischen Gesetzen entgegen betrachtete.

Zu dieser Zeit sprechen die Pariser Journale von dem Herzoge, als wolle er die Regierung des Königs der Franzosen zu Gunsten Heinrichs V. umstoßen und seine Staaten zum Vortheil des Absolutismus wieder erobern.

Der Herzog wollte auf diese Artikel antworten, indem er die Wahrheit sagte; aber er wurde durch die Generäle Fabvier und Ramorino abgehalten, es zu thun. Der Erstere sagte: Sie können Ihre wahren Absichten nicht zu erkennen geben, weil diese darin bestehen, die Freiheit nach Deutschland zu tragen. Thun Sie es, so versetzen Sie die französische Regierung in die Nothwendigkeit, dem Schutze zu entsagen, den Sie Ihnen bewilligen will; schweigen Sie aber, so kann sie die Augen bei Ihren Schritten zudrücken; haben Sie Ihre Pläne aber einmal ausge-

sprochen, so muß unserere Regierung Notiz davon nehmen und den Forderungen der fremden Gesandten nachgeben."

Der General Ramorino führte ungefähr dieselbe Sprache: „Man muß," sprach er, „den über Sie veröffentlichten absolutistischen Meinungen nicht widersprechen; die französische Regierung wird Sie weit eher für den Absolutismus handeln lassen, während dieselbe, wenn Sie von Freiheit reden, Sie mit Hindernissen umgeben würde; Alles wäre verloren, und Sie würden dann Alles gegen sich haben."

Alle Beide waren über diesen Punkt einig: daß nämlich diese Anklagen der Zeitungen keinen andern Zweck hätten, als den Herzog zu einer Erklärung, zu einer öffentlichen Enthüllung seiner eigentlichen Pläne zu veranlassen.

Der Herzog entschloß sich also zu schweigen. Dadurch ermuthigt, sagten mehrere erkaufte Journale, daß man die Bewaffnung des Herzogs verhindern müsse, da ihr Zweck die Wiedereinführung der Herzogin von Berry und ihrer Familie sei; eine schon alte Abgeschmacktheit, die wir vorher gewürdigt haben.

Herr Ramorino wurde sehr zur rechten Zeit krank, gerade in dem Augenblick, wo der Herzog seines Rathes am meisten bedurfte, auf welchen zu zählen er ihm damals das Recht gegeben hatte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Angebliche Bewaffnung zu Gunsten der Herzogin von Berry. — Brief des Herrn von Montalivet. — Dem Herzog wird bekannt gemacht, daß er Frankreich verlassen soll. — Der Chevalier Suchet. — Die Bekanntmachung bedingungsweise zurückgenommen. — Zehntausend Francs. — Herr Heurtaut und 30,000 Francs. — Der ungültige Handel. — Ein verlangter Brief. — Eine Verlängerung von zehn Tagen. — Antwort des Herzogs auf den Brief des Herrn von Montalivet. — Die Herren Ch. Comte und Laboissière. — Gefangenschaft des Herzogs. — Ihr Ende. — Joseph Chevaly, der falsche Herzog. — Die angeführte Polizei. — Der Friedensbeamte Hebert erkennt den Herzog von Braunschweig. — Fortführung des falschen Herzogs. — Ankunft in der Schweiz. — Die preußische Regierung fordert die Ausweisung des Herzogs. — Telegraphische Depesche. — Man durchsucht die Sachen und selbst die Person des falschen Herzogs. — Protokoll. — Dank des wirklichen Herzogs im Namen des falschen Herzogs Chevaly. — Klage des Herzogs wegen Verletzung der persönlichen Freiheit. — Das Gefängniß des Herzogs. — Die Besuche der Herren Comte, Laboissière und Andlau. — Die Treppe D. in der Passage der Oper, und Nr. 11 in der Rue du Colisée. — Nach sechs Monaten erhält der Herzog seine Freiheit wieder. — Ankauf eines Hauses. — 10,000 Francs an die Armen seines Bezirks gegeben. — Brief an den Herzog von Broglie. — Sonderbare Artikel des Journals des Debats. — Das Libell Chaltas. — Besuch des Generals Lafayette bei dem Herzog. — Die Bemühungen Wilhelms IV. und des kleinen Usurpators, um den Herzog durch den Bundestag für unfähig erklären zu lassen. — Weigerung. — Die Interdictionsakte Wilhelms IV. und Wilhelms von Braunschweig. — Protestation des Herzogs. — Bemerkungen über diese sogenannte

Interdiction. — Intriguen der Feinde des Herzogs. — Das Memoire von Schmidt und Koch. — Prinz Wilhelm in London. — Die Herren Fabricius und Chaltas, Geschäftsträger Braunschweigs. — Bemerkungen über den Letztern. — Korrespondenz des Raths des Usurpators mit Chaltas. — Charakter des Prinzen Wilhelm von Braunschweig. — Seine Unfähigkeit. — Seine Unterschriften und seine Minister. — Vier Uhr und die Trinkgelage. —

Am Morgen des Tages, wo der Herzog den Brief von Chaltas *) erhielt, von welchem wir früher gesprochen haben, las er in dem Messager des Chambres einen Artikel, worin gesagt war, daß die französische Regierung beschlossen habe, dem Herzoge von Braunschweig das französische Gebiet zu verbieten, und dies wieder aus dem lächerlichen Grunde, daß er Rüstungen zu Gunsten der Herzogin von Berry mache. Dies war damals das gewöhnliche Thema aller Unterhaltungen, der unumgängliche Punkt aller Streitigkeiten; indem man gewöhnlich den Namen des Herzogs und den der Herzogin von Berry zusammenstellte, wollte man dem Herzoge bei den Feinden der gestürzten Linie schaden, ihn unpopulär machen und vielleicht auch nebenbei die Zugänge zu seinem Hause beobachten, um zu sehen, ob nicht vielleicht ein leichtgläubiger, durch die Zeitung angeköderter Anhänger Heinrichs V. hierher käme, um sich erwischen zu lassen.

Einige Tage darauf erhielt der Herzog von dem damaligen Minister des Innern, Herrn von Montalivet, ein Schreiben **).

Zu dieser Zeit kam der Chevalier Suchet zum Herzoge und rühmte sich, ihm die Zurücknahme des Befehls verschaffen zu können, der in dem Briefe des Herrn von Montalivet enthalten, wenn er geneigt wäre, ein Opfer zu bringen und eine anständige Belohnung zu zahlen; er fragte ihn ohne Umstände, welche Summe er geben würde, um den Dienst zu belohnen, den man ihm leisten könne.

Auf diesen unerwarteten Vorschlag antwortete der Herzog, daß er wohl 10,000 Francs geben wolle, worauf sich der Cheva-

---

*) Aktenst. Nro. 113.
**) Aktenst. Nro. 114.

lier empfahl, nachdem er nur den Herzog um die Erlaubniß gebeten hatte, am andern Tage Nachmittags 1 Uhr wiederkommen zu dürfen.

Der Chevalier begab sich sehr pünktlich zur festgesetzten Stunde zum Herzoge; aber diesmal war er nicht allein, ein Herr Hertaut begleitete ihn, welcher dem Herzoge in dürren Worten sagte, wie er beauftragt sei, ihm zu erklären, daß Herr von Montalivet seinen Befehl nur für eine Summe von 30,000 Francs zurücknehmen wolle.

Der Herzog bot darauf 20,000 Francs.

Ohne die Fassung zu verlieren, versprachen diese beiden Herren morgen zu derselben Stunde mit einer Antwort wiederzukommen.

Statt einer Antwort brachten sie einen schon aufgesetzten Brief, welchen der Herzog an den König schreiben sollte, dieser weigerte sich aber, ihn zu unterzeichnen und ließ sie ohne die 30,000 Francs abziehen, auf welche sie mehr als jemals bestanden, da sie, wie sie sagten, mit einem Herrn Chevanné theilen müßten.

Nach diesen unfruchtbaren Versuchen bei dem Herzoge hatte dieser, dabei jedoch immer gegen die gegen ihn erlassene Verbannung protestirend, nach dem Rathe der Herren von Lafayette, Odillon-Barrot und Mauguin eine Verlängerung von zehn Tagen verlangt und erhalten *).

Vor Ablauf dieser Frist hatte der Herzog den Entschluß gefaßt, Paris um keinen Preis zu verlassen, und schrieb an Herrn von Montalivet einen Brief **).

Der Herzog war also, wie wir eben sagten, fest entschieden, Paris nicht zu verlassen, und entschlossen, sich nöthigenfalls bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Der Gedanke, sich zu verbergen, war jedoch seinem Charakter fremd, und wenn er sich dennoch, wie wir bald sehen werden, dazu entschloß, so geschah dies nur auf Bitten des Herrn Ch. Comte, der sein Rath geworden war, und des Herrn von Lafayette. Wir beeilen uns aber, zu sagen, daß

---

*) Der Herzog hat seitdem gedacht, daß die Bekanntschaft mit diesen Herren (s. Aktenst. Nr. 115), wie auch mit den polnischen Generälen, die er zu Paris gemacht hatte, vielleicht dazu beigetragen hat, daß die französische Regierung seinen Aufenthalt in der Hauptstadt nicht gern sah.

**) Aktenst. Nro. 116.

er einzig und allein ihren Bitten nur deshalb nachgab, weil er hoffte, daß die Vorausſagungen der Herren von Lafayette und Comte eintreffen würden.

Dieſe Herren dachten, daß bei der nahe bevorſtehenden Eröffnung der Kammern das Miniſterium geſtürzt werden würde; endlich beabſichtigte man auch den Plan, die Regierung ein wenig zum Beſten zu haben, und man wird bald ſehen, daß das eben nicht ſchwierig war.

Unterdeſſen war die zweite, dem Herzog bewilligte Friſt von zehn Tagen faſt abgelaufen.

Am Abend des 13. Septembers kam Herr Laboiſſière, wie es zwiſchen ihm und Herrn Comte ausgemacht war, zum Herzog, um ihn in ein kleines Zimmer zu führen, welches er vorher in einer der Gallerien, welche die Paſſage der Oper bilden, gemiethet hatte. Man gelangte auf der Treppe D. dorthin; das Zimmer lag im zweiten Stock.

Damit der Portier nicht ſehen ſollte, daß der Herzog ausginge, hatte dieſer einen Mann in einen Mantel und mit einem Paquete für ihn ins Haus kommen laſſen.

Um hinunter zu gehen, hatte der Herzog den Mantel dieſes Mannes umgehängt, den er dieſe Nacht in ſeinem Zimmer ſchlafen ließ. Er ging die Treppen auf den Zehen hinunter und hielt ſich hinter den Herren von Andlau und Laboiſſière verborgen. Außerdem hatte er dieſen Herren empfohlen, ziemlich laut zu ſprechen und einige Bewegungen zu machen, um den Portier zu beſchäftigen, während der Herzog ungeſehen zum Thorweg hinausſchlüpfen würde, oder daß der Portier, wenn er ihn ſähe, ihn wenigſtens für den Mann im Mantel hielte.

Alles ging vortrefflich. Der Herzog kam gegen zehn Uhr in ſeine neue Wohnung an, ſtieg eine dunkle Treppe hinauf und befand ſich in einem Zimmer, welches nichts Angenehmes hatte, es war ziemlich ſchlecht meublirt und das Licht drang kaum durch die kleinen Schiebefenſter hinein, die denen glichen, welche das Mißgeſchick des Triſtram-Schandy verurſachten.

Unterdeſſen war Herr Fort vom Herzoge damit beauftragt worden, Jemand aufzuſuchen, der ihm ähnlich genug wäre, um ſeine Rolle ſpielen zu können, und ſich ſtatt ſeiner arretiren zu laſſen, ſelbſt wenn es ſein müſſe, mit der Profeſſion als regieren-

der Fürst, welche ihm die französische Polizei so großmüthig zuerkannt hatte.

Unglücklicherweise fand Herr Fort Niemand, der dem Herzoge ähnlich sah; er dachte aber, daß er dem Herzoge besser dienen würde, wenn er nur irgend Jemand brächte, ob er ihm ähnlich sähe oder nicht.

Seine Wahl fiel auf einen jungen geflüchteten portugiesischen Offizier, Namens Joseph Chevaly; es war zwischen ihm und Sr. Durchlaucht keine andere Aehnlichkeit, als daß Beide schlank gebaut und am Kinn mit einem Bart geschmückt waren, der eben zu wachsen anfing.

Die Herren Andlau und Fort hatten den Joseph Chevaly in die Zimmer des Herzogs auf dem Boulevard des Capuzins Nr. 15 gebracht, wo Se. Durchlaucht, nach dem Rathe des Herrn Comte, hingezogen war, der ihn veranlaßt hatte, das Hôtel de Dover zu verlassen, wo der Herzog bei seiner Ankunft in Paris abstieg. Dieses Quartier schien für die Evolutionen der Polizei zu günstig.

Um besser die Agenten der Polizei zu täuschen, schlief Herr Chevaly alle Nacht in dem Bette des Herzogs und hielt seine Zimmer beständig erleuchtet, wie es die Sr. Durchlaucht gewöhnlich waren.

So vergingen vier Tage; endlich am 18. September Morgens 5 Uhr kam ein Polizeikommissar, begleitet von mehreren Polizeibeamten, einigen dreißig Gensd'armen zu Fuß und zu Pferde, und gefolgt von zwei vierspännigen Postchaisen mit seiner Suite in den Hof des Hauses, dessen Thüren sogleich geschlossen wurden.

Der von einem Schlosser begleitete Kommissar erließ an der Thür der Wohnung des Herzogs die von dem Gesetz vorgeschriebene dreimalige Aufforderung; ein Bediente öffnete dieselbe; die ganze Bande drang darauf in die Wohnung und kam endlich in das Zimmer, welches vor dem des Herzogs lag, wo sich der Hofstaatssekretär Sr. Durchlaucht, Herr Fort befand.

Dieser forderte den Kommissar und seine Agenten energisch auf, sich zurückzuziehen, und sagte, daß es unerhört, daß ein Agent des Gesetzes in ein Zimmer gekommen sei, ohne vorher Eintritt verlangt zu haben, wie seine ganze Meute es in seinem Zimmer thäte.

Herr Fort verlangte ferner, daß der Kommissar seinen Namen, sein Amt und die Namen der Agenten, welche ihn begleiteten, angeben solle; er hatte die Feder in der Hand und schickte sich an, sie aufzuschreiben, als der Kommissar positiv erklärte, daß er seinen Namen und Stand nicht angeben wolle, und den Seinigen ebenfalls verbot, ihre Namen zu nennen.

Nun folgte ein sehr lebhafter Streit, der so laut wurde, daß die Leute, welche die andern Zimmer des Hauses bewohnten, und die die Stimme des Herrn Fort kannten, der Meinung waren, daß er sich mit den Agenten schlüge.

Endlich forderte ihn der Kommissar seinerseits auf, das Zimmer des Herzogs anzugeben, bei Strafe, ihn selbst wegen Ungehorsam gegen einen im Amte befindlichen Agenten der öffentlichen Gewalt anzuklagen.

Herr Fort antwortete, daß ein solches türkisches Gesetz, wie das, dessen Ausführer sie wären, nur Haß und Verachtung verdiene, daß er ihnen nichts zu sagen habe, und daß sie suchen möchten.

Der Kommissar klopfte darauf an die Zimmerthür des Herzogs, die einzige, die in das Zimmer führte, wo er selbst geschlafen hatte; er erließ drei fruchtlose Aufforderungen und befahl dann dem Schlosser, die Thür mit Gewalt zu öffnen.

Herr Fort seinerseits verbot dem Schlosser zu gehorchen, indem er ihm verkündigte, daß er ihn für Alles, was daraus entstehen könnte, verantwortlich machen werde.

Bei dieser Erklärung wurde der Schlosser zuerst ungewiß, als aber Herr Fort seine Drohungen wiederholte, bestimmte ihn dies, zu erklären, daß er nicht gehorchen würde, wodurch der Kommissar genöthigt wurde, einen andern Schlosser holen zu lassen.

Während dieser Scene wurde der Portier des Hauses von zwei Polizeidienern herbeigebracht und aufgefordert, zu erklären, ob die in Rede stehende Thür auch wirklich zu dem Zimmer führe, in welchem sich der Herzog befände.

Auf seine bejahende Antwort eröffnete der neue Schlosser, den die Drohungen des Kommissars mehr erschreckten, als die des Herrn Fort, die Thür, nachdem er jedoch vorher verlangt hatte, daß die Aufforderungen in seiner Gegenwart wiederholt würden.

Als die Thür geöffnet, war die Verlegenheit des Kommissars und seiner Agenten größer als zuvor, keiner wagte es, in das Zimmer zu dringen.

Der Polizeilieutenant Hebert wagte es zuerst, ein Bein und seinen Hals auszustrecken; er sah den muthmaßlichen Herzog in seinem Bett und sagte mit zitternder Stimme: „Herr Kommissar, der Herr Herzog ist in seinem Bette."

Nach einigem Zögern gingen nun ein Gensd'armerieoffizier, welcher die Befehle der Polizei hatte, Hebert und der Polizeikommissar endlich auf den Fußspitzen in das Zimmer; aber sie zogen sich noch weit schneller zurück, denn Chevaly, der es müde war, auf einer Seite zu liegen, drehte sich auf die andere.

Das laute Lachen des Herrn Fort und mehr noch vielleicht die Unthätigkeit des angeblichen Herzogs gab den Polizeiagenten ihren Muth wieder; sie gingen zu sechs in das Zimmer. Der Brigadier der Gensd'armerie las mit zitternder Stimme den Befehl ab, daß er den Herzog bis an die Grenze der Schweiz bringen solle, während Hebert sich über das Bette des Herzogs neigte und seine Züge zu unterscheiden suchte. Wir müssen hier bemerken, daß er ihn während mehrerer Monate einmal wöchentlich gesehen hatte, Hebert war nämlich derselbe Polizeiagent, von dem wir früher sprachen, und den Herr Baude Sr. Durchlaucht gegeben hatte.

Indessen sah Herr Fort, der nach dem Polizeiagenten eingetreten war, die Manoeuvres Heberts, und fing schon an zu fürchten, daß dieser die List entdecken möchte, als er ihn vergnügt und lachend sich zum Polizeikommissar wenden sah, indem er sagte: „Dies ist wirklich der Herzog."

Der Brigadier hatte aufgehört zu lesen und Chevaly rührte sich unterdeß nicht in seinem Bette; der Kommissar wiederholte seine Aufforderung, weil Herr Fort erklärt hatte, daß Se. Durchlaucht sein Bett nicht anders als mit Gewalt verlassen würde.

Der Gensd'armerieoffizier, Herr Laverderie, ergriff darauf den falschen Herzog am Arme, schüttelte ihn leicht und forderte ihn auf, den Befehlen nachzukommen, deren Ueberbringer er sei.

Darauf sagte Herr Fort: „Da jetzt die Abgesandten des Herrn Gisquet Hand an Ew. Durchlaucht gelegt und Gewalt ausgeübt haben, so würden Sie gut thun, sich anzukleiden."

Der falsche Herzog sagte hierauf zu Herrn Fort im gas-

conischen Dialekte (damit es scheinen solle, als spräche er eine fremde Sprache), daß er den Polizeikommissar und seine Agenten auffordern möge, einen Augenblick das Zimmer zu verlassen, damit er sich ankleiden könnte.

Als Herr Fort ihnen dies Verlangen mittheilte, leisteten sie demselben ohne Umstände Folge.

In wenigen Minuten war der falsche Herzog angekleidet; er trug eine Mütze und war in einen weiten schottischen Mantel gehüllt, so vermummt und gefolgt von Herrn Fort trat er in das Zimmer, in welchem sich die Agenten des Herrn Gisquet befanden. Herr Fort kündigte ihnen an, daß Se. Durchlaucht bereit sei zu reisen, und ohne weitere Förmlichkeiten ging man die Treppe hinab in den Hof, und Chevaly stieg in einen Wagen, gefolgt von Hebert und dem Kommandanten der Gensd'armerie.

Die Thore des Hauses öffneten sich, und die von einem Dutzend Munizipalgarden zu Pferde eskortirten Wagen fuhren im Galopp davon. Der Baron Andlau, welcher den Lärm dieser Komödie recht gut gehört hatte, war ganz ruhig in seinem Zimmer geblieben, um nicht vielleicht gezwungen zu werden, die Reise mit dem falschen Herzog zu machen.

In der Schweiz, wohin er geführt wurde, behandelte und bewachte man ihn als Kriegsgefangenen. Die preußische Regierung zu Neufchatel, welches an Waadtland grenzt, wo sich der falsche Herzog befand, verlangte von dem zu Lausanne residirenden hohen Rathe die Ausweisung des Herzogs, denn die Preußen waren von dem französischen Minister im Voraus von der Arrestation, die stattfinden sollte, unterrichtet worden. Ehe er von der Aufsicht seiner französischen Gefangenwärter befreit wurde, hatte ihm der Souspräfekt von Pontarlies eine telegraphische Depesche mitgetheilt, durch welche Herr von Montalivet ihm befahl, die Effekten und die Person des falschen Herzogs durchsuchen zu lassen, um nachzusehen, ob derselbe nicht Geld oder Kostbarkeiten genug bei sich habe, um die Reisekosten bezahlen zu können. Bei der Entrüstung, welche ihm der falsche Herzog darüber ausdrückte, gestand der Souspräfekt selbst ein, daß der Befehl ihm sehr unangenehm sei, und daß er ihm nicht Folge leisten werde; es wurde ein Protokoll darüber aufgenommen und von dem Präfekten von Orbe legalisirt.

Später schrieb der wirkliche Herzog an den Präfekten und

den Maire von Orbe, um ihnen für ihr gutes Benehmen gegen den falschen Herzog Chevaly zu danken *).

Die Journale erzählten mit rührender Treuherzigkeit die geringsten Umstände dieser Entführung. Es war wirklich der Mühe werth, so viel Spektakel zu machen, um sich am Ende so vollkommen mystifizirt zu sehen **)

Unterdessen hatte Herr Comte als Rath Sr. Durchlaucht gegen die auf Befehl der Regierung in der Person des Herzogs verletzte persönliche Freiheit, wie auch gegen die in einem von Chaltas herausgegebenen Libell enthaltenen Verläumdungen eine Klage bei den Gerichtshöfen anhängig gemacht.

Die Regierung, die von Sr. Durchlaucht davon unterrichtet war, daß sie bleiben und ihren Befehlen trotzen würde, wollte gegen den Herzog mit Gewalt verfahren, aber dieser Letztere führte sie an, und es gelang ihr nur, Hand an seinen Schatten, an einen Strohmann zu legen. Was diese Geschichte besonders komisch macht, war, daß der Herzog von seinem Fenster aus, ruhig seiner Entführung zusah.

In seinem Staatsgefängniß, so kann man es kühn nennen, lebte der Herzog einen Tag wie den andern. Während der drei ersten Monate seiner Gefangenschaft ging er gar nicht aus, und während der letzten drei nur sehr selten. In der Art von Gefängniß, wo er kaum sehen konnte, beschäftigte er sich mit der Lektüre der Zeitungen und allerlei Brochuren und mit dem Niederschreiben seiner Memoiren.

Trotz dieser Beschäftigungen erschien ihm das Gefangenleben sehr einförmig und traurig; ein Tag verging wie der andere; seine erzwungene Einsamkeit wurde nur durch einige seltene Besuche der Herren Comte, Laboissière und Andlau unterbrochen; die Klugheit erlaubte es diesen Herren nicht, oft zu kommen.

Am 18. Januar 1833 verließ der Herzog die Passage der Oper und zog in das Haus Nr. 11 der Rue du Colysées und endlich am 20. Februar desselben Jahres wurde ihm die Freiheit wiedergegeben, deren er seit sechs Monaten beraubt war ***).

---

*) Aktenst. Nro. 117.

**) Aktenst. Nro. 118.

***) Eine von Herrn Comte gegen die Regierung gerichtete Klage, die schon der Deputirtenkammer eingereicht und den Händen einer Kommission übergeben war, wurde von dem Herzoge sogleich zurückgenommen, als die Regierung sich seinem Aufenthalte in Frankreich nicht mehr widersetzte.

Als der Herzog von einem Hause Besitz nahm, welches er gekauft hatte (Nr. 52 in den Champs-Elysées), schenkte er den Armen seines neuen Bezirks *) 10,000 Francs.

Herr Comte, der als Rath Sr. Durchlaucht, und versehen mit ihren Vollmachten, alles Mögliche gethan, um diesen Zweck zu erreichen, hatte einen eigenhändigen Brief des Herzogs an den neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, dem Herrn Herzog von Broglie überbracht. Wenige Tage nach der Abgabe dieses Briefes las der Herzog in dem Journal des Debats, daß der englische Gesandte, Lord Granville, dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, offen erklärt hatte, daß Großbritannien Frankreich zu erlauben geruhe, dem Herzog ein Asyl zu geben, weil der König von England beschlossen habe, ihn durch Entscheidung des Bundestages zu Frankfurt für verrückt erklären zu lassen.

Dies war nichts Neues für den Herzog, denn der würdige Agent der gekrönten Häupter Europa's und des Adels, der ehrenwerthe Chaltas, hatte schon im Namen Ihrer Allerhöchsten, Durchlauchtigsten, Großmächtigsten und Allervortrefflichsten Herrlichkeiten dasselbe wie der Prophet Elias am Schluß eines sehr schönen Werkes vorhergesagt, welches seine Beschützer verfaßt und wozu er nur den Namen hergegeben hatte.

Das Libell Chaltas war unter dem Schutze und der direkten Leitung Wilhelms von Braunschweig nur deshalb in die Welt geschickt worden, um neuen Abscheulichkeiten und gemeinen Niederträchtigkeiten den Weg zu bahnen, welche man gegen den rechtmäßigen Herzog ins Werk setzen wollte.

Um auf den Artikel des Journal des Debats zurückzukommen, fügen wir hinzu, daß der General Lafayette dem Herzog einen ausdrücklichen Besuch machte, damit dieser ihn autorisire, von der Tribune der Deputirtenkammer von dem französischen Ministerium eine Erklärung darüber zu verlangen, und zu fragen, wie es sich so vor Großbritannien demüthigen könne.

Aber der Herzog bat den General Lafayette, aus Freundschaft für ihn, die Sache auf sich beruhen zu lassen, da er selbst nicht unfreiwillig die Ursache einer der französischen Regierung zugefügten Unannehmlichkeit sein wolle; der General versprach

---

*) Aktenst. Nro. 119.

daher, obgleich ungern, sich seinen Wünschen zu fügen und zu schweigen.

Indessen ging das Gerücht von einer Interdiktion, die gegen den Herzog ausgesprochen werden sollte, immer mehr und mehr aus einem Journal in das andere über. Seit dem Erscheinen des Libells Chaltas und selbst vorher hatten der König von England Wilhelm IV. und Wilhelm, der Usurpator des Herzogthums seines Bruders all' ihren Einfluß bei den deutschen Höfen und dem deutschen Bunde erschöpft, um den letzteren zu bewegen, daß er eine Interdiktion gegen den Herzog ausspreche; aber der deutsche Bund unter dem Vorsitze Oesterreichs wollte nicht einmal erlauben, daß ein solches Verlangen ihm offiziell vorgelegt wurde.

Er weigerte sich geradezu, diese Bitte anzunehmen, wie er es schon 1829 that, als sie Georg IV. zum erstenmale an ihn richten wollte. Da nun Wilhelm IV. von England und Wilhelm, der Usurpator des Herzogthums Braunschweig, es nicht erlangen konnten, daß gegen ihren nahen Verwandten, den souverainen Herzog ein moralisches Todesurtheil ausgesprochen wurde, so machten sie sich selbst zur Behörde, und glaubten den Herzog Carl genugsam interdicirt zu haben, nachdem die beiden Wilhelm ein Aktenstück aufgesetzt, unterzeichnet und in die deutschen Zeitungen hatten einrücken lassen *)

Der souveraine Herzog antwortete darauf durch die angezogene Protestation **).

Als Wilhelm IV. und der kleine Usurpator den souverainen Herzog für unfähig erklärten, hatten sie dabei die Absicht, ihn als Souverain oder als Unterthan zu interdiciren? Nach den Grundsätzen dieser Herren kann man auf dieser Welt wirklich nichts anderes sein, als Souverain oder Unterthan.

Dieser letzte Fall ist unmöglich, weil, wenn Wilhelm IV. in dem Herzoge Carl keinen Souverain sehen wollte, er eben so wenig das Recht gehabt haben würde, sich selbst als Souverain zu betrachten; keine gesetzliche Macht kann dem Herzoge seine souveraine Eigenschaft rauben.

Nach der Geschichte und dem gemeinen Recht giebt es nur

---

*) Aktenst. Nro. 120.
**) Aktenst. Nro. 121.

drei Arten, auf welche ein souverainer Fürst außer Besitz seiner Staaten gesetzt werden kann:

1) durch freiwillige Abdankung;
2) durch das Recht des Krieges;
3) durch eine Revolution.

Das monarchische Prinzip erkennt nur die beiden ersten Arten an, und hat stets gegen die dritte protestirt, die niemals anerkannt und nur im Namen der Volkssouverainität behauptet wurde.

So z. B. protestirten die Souveraine, als Ludwig XVI. durch eine Revolution abgesetzt wurde; später versetzte das Recht des Krieges sie in die Lage, zwischen ihrer eigenen Absetzung oder der Anerkennung der französischen Revolution zu wählen. Die europäischen Monarchen wurden dazu durch das Recht des Krieges gezwungen, in Widersprüchen mit ihren Grundsätzen des gemeinen Rechtes; auch machten sie in der Folge von eben diesen Rechten Gebrauch, um den Kaiser Napoleon abzusetzen und ihn sogar bis an das Ende seines Lebens in St. Helena gefangen zu halten.

Carl X. hat abgedankt.

Der Großfürst Constantiu von Rußland hat abgedankt.

Der König Gustav IV. Adolph von Schweden hat abgedankt.

Die Oheime des jetzigen souverainen Herzogs von Braunschweig haben freiwillig zu Gunsten des Vaters Sr. Durchlaucht abgedankt.

Der Kaiser Carl V. hat freiwillig abgedankt.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der Vater Sr. Durchlaucht, wurde durch das Recht des Krieges im Jahre 1806 von Napoleon seiner Staaten entsetzt.

Fragen wir nun die Geschichte, unter welchen Umständen kraft des gemeinen Rechts die Interdiktion wirklicher souverainer Fürsten ausgesprochen worden ist, so bleibt die Geschichte stumm und hat kein Beispiel aufzuweisen.

Die einzigen Fälle, welche man allenfalls anführen könnte, sind die Achtserklärungen des Herzogs von Braunschweig, Heinrichs des Löwen, und des Kaisers Napoleon durch den Wiener Kongreß.

Der erste Fall fand in einem Jahrhundert Statt, dessen Rechtsgrundsätze sehr verschieden von denen des unsrigen waren, und

der zweite gehört augenscheinlich in die Kategorie derjenigen, welche das Recht des Krieges entscheidet.

Der König Georg III. von Großbritannien wurde als unfähig zur Regierung erkannt, allein weder seine Agnaten, noch das englische Parlament dachten daran, ihn aus diesem Grunde seiner Staaten zu entsetzen; sie erklärten im Gegentheil Jeden für einen Staatsverräther, der es wagen würde, einen ähnlichen Vorschlag zu machen.

Endlich legten die Minister dem Parlamente ein von dem Könige selbst unterzeichnetes und untersiegeltes Aktenstück vor, in welchem er das Parlament bat, seinen ältesten Sohn, Georg von Wales während seiner Krankheit als Regenten des Königreichs anzuerkennen.

Das Parlament nahm diesen Vorschlag an. Als König Georg III. später seine geistigen Fähigkeiten wieder erlangt hatte, ergriff er die Zügel der Regierung, die er noch mehrmals abgab und wieder annahm, ohne jemals weder von seinen Agnaten noch von dem Parlamente für unfähig zur Regierung erklärt zu werden. Der Prinz von Wales beherrschte im Gegentheil Großbritannien mehrere Jahre lang im Namen seines Vaters Georgs III. und nahm den Titel König erst nach dem Tode desselben an.

Der Herzog Carl von Braunschweig hat weder abgedankt, noch hat er seine Staaten durch einen Krieg verloren, es bleibt uns daher nur das zu prüfen übrig, was aus der Revolution hervorging, die in Braunschweig ausbrach. Demnach ist es ganz unwahrscheinlich, daß der durchaus monarchisch eingerichtete und von Oesterreich präsidirte deutsche Bund jemals ein solches Recht sanktioniren könnte, denn dies wäre in extenso das der Volkssouverainität, für welche er, wie man behauptet, eben nicht schwärmen soll.

Wenn der Herzog Carl als Souverain interdicirt ist, so ist seine Interdiktion in der Geschichte ohne Beispiel, sie kann nur als eine verrückte Handlung betrachtet werden, und verdienten Diejenigen selbst, von denen sie ausgegangen ist, weit eher in die Kategorie Derjenigen gesetzt zu werden, die eines Vormundes bedürfen, als der Fürst, gegen den sie gerichtet ist.

Um einen andern Beweis von den schamlosen Intriguen anzuführen, die man gegen den Herzog ins Werk setzte, um ihn so zu sagen hinterrücks und auf eine Art anzugreifen, daß er

sich nicht vertheidigen konnte, führen wir hier außer den Journalartikeln, die gegen ihn gerichtet waren, ohne daß man in eben diesen Zeitungen oder in andern seine Rechtfertigungen aufnehmen wollte, ein Memoire an, welches durch die hannoverische und braunschweigische Regierung in der Sitzung vom 8. März 1831 vorgelegt wurde, und dessen Titel ist: Offizielle Auseinandersetzung der Regierungshandlungen des Herzogs Carl, und der Gründe, welche diesen Fürsten bei den gedachten Handlungen geleitet haben.

Dieses von Herrn Schmidt und Koch verfaßte Memoire wurde noch in Hannover durch Herrn von Schmidt vermehrt und durchgesehen, und im Geheimen gedruckt, um den deutschen Höfen und dem deutschen Bundestage mitgetheilt und der Interdiktion zu Grunde gelegt zu werden, welche man gegen den Herzog erlangen wollte. Man muß hinzufügen, daß, obwohl keine der Regierungen, denen dieses Memoire mitgetheilt wurde (und dies geschah mit allen europäischen Regierungen), sich veranlaßt gefunden hat, die Interdiktion zu übernehmen, doch keine rechtlich genug war, es der angeklagten Partei mitzutheilen, um ihr Gelegenheit zu geben, sich zu rechtfertigen.

Der Prinz Wilhelm von Braunschweig begab sich nach London, um die Interdiktion zu beschleunigen und sich wo möglich der Kapitalien zu bemächtigen, welche sein Souverain, der Herzog Carl im englischen Schatze hatte. Während dieser Zeit hatten die beiden Geschäftsträger des Usurpators, Wilhelm von Braunschweig, Herr Fabricius und Chaltas*) Auftrag, Dieser, wenn es möglich

---

*) 1. Er hat unter dem Kaiserreiche gedient und war 1815 Unteroffizier; er behauptet, zum Unterlieutenant ernannt worden zu sein, wenn er überhaupt jemals diesen Grad erlangt hat.

2. 1815 figurirte er in mehreren Verschwörungen als deren Urheber: er war zum Tode verurtheilt und wurde für seine Angebereien begnadigt; er war die Ursache vieler Arrestationen und Gefangenschaften, und unter andern der eines Bewohners von Thouars, Namens Saugé (es ist hier die Rede von dem Sohne des alten Saugé, der in Folge der Berton'schen Geschichte starb). Er blieb mehrere Jahre im Gefängniß, immer unter Aufsicht.

3. Als er losgelassen und seine Verschwörungen nicht mehr Mode waren, beging er unerlaubte Handlungen und gab sich für ein Opfer der Restauration aus.

4. Auf verschiedene Klagen wurde er mehrmals verurtheilt; der Foisin du Commerce vom 16. December 1829 warnt das Publikum, indem er ein Dutzend seiner Operationen anführt.

Als er wieder freigelassen war, legte er sich auf die Industrie und begann damit, daß er sich in der Rue de Boucheries St. Germain bei einem armen Uhrmacher, Juwelier und Kaufmann einfand, ihm unter dem

sei, sich der Person des Herzogs Carl zu entledigen, und Jener, die Kapitalien auszuspioniren und mit Beschlag zu belegen, welche ihm in Frankreich gehörten *).

Da der Prinz Wilhelm eine ziemlich wichtige Rolle in dem Leben des Herzogs Carl spielt, so wird es nicht uninteressant sein, hier einige Nachweisungen über seinen Charakter zu geben.

Der Charakter des Prinzen Wilhem, der achtzehn Monate jünger ist, als sein Bruder, ist dem des Herzogs Carl nur in den Dingen ähnlich, welche aus ihrer strengen Erziehung hervorgingen. Anstatt sich, wie sein älterer Bruder zu verantworten und zu vertheidigen, wenn die Herren von Linsingen und Eigner sie mit Vorwürfen überhäuften, schwieg der Prinz Wilhelm und zeigte nicht anders sein Gefühl, als durch den Ausdruck seines Gesichtes und seine Manieren. Nach solchen Scenen brauchten die Gouverneure dieses Prinzen wenigstens vierzehn Tage, ehe es ihnen gelang, Friede mit ihm zu machen, was nicht wenig dazu beitrug, ihn in seinem ohne Zweifel gefaßten Entschluffe zu bestärken, beständig zu maulen.

Der Prinz Wilhelm ist zu nichts Ernstem fähig, er unterzeichnet Alles, was man ihm vorlegt, ohne zu lesen; da er über Nichts eine feste Meinung hat, so hat stets der Letzte bei ihm Recht und leitet ihn nach seinem Willen.

Vorwand sie zeigen zu wollen, Diamanten mitnahm und nicht wieder erschien.

Er wohnte damals in der Rue Faubourg Poissonière in einem Logis, welches ein Tapezier prächtig meublirt hatte, indem er den Titel eines Negocianten annahm. Die Operationen, welche er unter diesem Titel betrieb, sind heut zu Tage historisch, seine Korrespondenz mit den Fabrikanten der Provinz, von denen eine ziemlich große Menge in die Falle ging, liefern den Beweis.

5. Durch ein 1825 oder 1826 erlassenes Urtheil wurden ihm fünf Jahre Gefängniß zuerkannt, und er in das Depot von Poissy abgeschickt.

6. Die Julirevolution war ihm günstig, weil er der Polizei nützlich war, die übrigens ihre Vertrauten nicht verräth; man wollte nur noch sein Talent versuchen. Um seine Verwendung zu verhüllen, bewilligte man ihm, als unter Ludwig XVIII. zum Tode verurtheilt, Begnadigung, und bürdete ihm dann Alles auf, was der Regierung hätte unangenehm sein können.

Unter dem Schutze eines solchen Geschäfts verrieth er rechtliche Leute, und bediente sich ihres Geldes, um sie anzuzeigen, wobei er die Kühnheit hatte, sich einen Rang beizulegen, welcher ihn in die Reihe der achtbaren Leute setzte, deren Geringster sich geschämt haben würde, ihn zu kennen.

*) Aktenst. Nro. 122.

Die Minister des Herzogthums Braunschweig sorgen stets dafür, daß ihm alle Papiere, welche von ihm unterzeichnet werden müssen, vor 4 Uhr vorgelegt werden, denn nach dieser Stunde haben ihn die dem Bachus dargebrachten Opfer dermaßen erheitert, daß er gern dem Ersten Besten den Kopf zerschlagen möchte.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Artikel der Wiener Bundesakte. — Lage des Herzogs. — Vortreffliche Raisonnements Georgs IV. — Der Bundestag verlangt Beistand gegen die rebellischen Aristokraten. — Ungerechte Weigerung. — Die Verwandten des Herzogs sind seine Feinde. — Verfolgungen in Frankreich. — Aufhetzende Agenten. — Das Schreckbild der Interdiktion und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten. — Die Antwort des Herzogs verweigert. — Die Verurtheilung des Chaltas. — Interdiktionsproceß. — Deponirung von 110,000 Francs. — Verzweifelter Versuch, sich des Herzogs zu entledigen. — Die Diebe. — Einer derselben durch einen Pistolenschuß des Herzogs verwundet. — Protokoll. — Die Bäume umgehauen. — Ein Orden, von dem Usurpator von Braunschweig errichtet. — Brief des Herzogs über diesen Gegenstand. — Rede Sr. Durchlaucht vor dem Tribunal der ersten Instanz. — Die gewonnene Sache. — Vorschlag zu Vergiftung. — Appellation des Königs von England von dem Tribunal verworfen. — Die Sache des Herzogs vor dem königlichen Gerichtshof. — Zweite Rede Sr. Durchlaucht. — Neue Niederlage der beiden Wilhelme. — Entschluß des Herzogs, nach England zu gehen. — Die Gerechtigkeit in Aussicht gestellt. — Erscheinen des Herzogs von Braunschweig in London. — Beweis von Muth. — Brief Sr. Durchlaucht an den Kapitän Curric.

Wir sagten bereits, daß der zu Frankfurt residirende deutsche Bund es den beiden Wilhelmen abgeschlagen hatte, die Interdiktion des Herzogs Carl auszusprechen, der Bund that gut daran, denn er hatte schon mehr als zuviel Ungerechtigkeiten gegen den Herzog begangen.

Jedermann weiß, daß es der Zweck des Bundes ist, die souverainen Staaten Deutschlands in einer Defensiv- und Offensiv-Alliance zu vereinigen. Alle werden dort durch bevollmächtigte Gesandte nach der Macht ihrer Staaten repräsentirt; die Größe des Gebiets bestimmt die Anzahl der Stimmen; nach einer durch den Wiener Kongreß sanktionirten und durch die großen Mächte, welche beständige Gesandten am Bundestage haben, garantirten Akte beläuft sich die Anzahl dieser Stimmen auf siebenzig.

Der erste Artikel dieser Akte erklärt alle legitimen Bundesfürsten für souverain, und garantirt ihnen für immer, dem Recht und der That nach, den Besitz ihrer respektiven Staaten *).

Der Arkikel 2 der Bundesakte und die Artikel 8 und 10 der hinzugefügten Beschlüsse des deutschen Bundes vom 16. Juni 1817 bestimmen, daß im Fall eines Mißverständnisses zwischen den Fürsten, oder zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen die streitigen Fragen dem Bunde vorgelegt werden und nicht durch die Waffen oder durch irgend eine andere Gewalt entschieden werden sollen. Der Bund soll die Differenzen gütlich auszugleichen suchen, und nur im Fall, daß jede Hoffnung zur Versöhnung verloren sein würde, sollen diese Streitigkeiten einer Austrägalinstanz übergeben werden **).

Eine Austrägalinstanz ist ein oberes Gericht eines der Bundesstaaten, welches die Stimmen der beiden Gegenparteien haben muß, und welches nur mit ihrer beiderseitigen Uebereinstimmung urtheilen kann.

In welchem Verhältniß stand der Herzog von Braunschweig zum Bunde? Wie hat sich derselbe gegen ihn betragen, und welches ist jetzt ihre beiderseitige Lage?

Der Onkel des Herzogs Carl, Georg IV., König von England und Hannover, usurpirte nicht allein die Vormundschaft über seine Staaten und seine Person, sondern er überschritt auch die durch die Grundgesetze des Herzogthums Braunschweig vorgeschriebenen Grenzen. Er legte die heiligsten Rechte seines Volkes in die Hände seiner stolzen Edelleute, verführte seine Diener und belohnte sie öffentlich, nachdem sie sich des schwärzesten Verrathes gegen das Herzogthum schuldig gemacht hatten; damit noch nicht zufrieden, wollte man das Werk krönen, indem man

*) Aktenst. Nro. 123.
**) Aktenst. Nro. 124.

von dem Bundestage verlangte, daß er den Herzog für unfähig erklären solle.

Der Herzog, der sich durch sein gutes Recht stark fühlte, sah sich durch diese Manoeuvres gewissermaßen gezwungen, sich seinerseits durch seinen bevollmächtigten Gesandten, den Baron von Marschall, an den Bundestag zu Frankfurt zu wenden, um Gerechtigkeit gegen eine, die seinige überwiegende, Macht zu erlangen.

Der Herzog machte von einem unläugbaren Rechte Gebrauch, indem er gegen die angreifenden Prätensionen seines Onkels vor einer Austrägalinstanz gerechte Klage erhob. Dieses Recht geht aus dem Artikel 11 der Bundesakte hervor.

Doch sehen wir, was darauf geschah: Nachdem sich König Georg IV. an den Bundestag gewandt hatte, beklagte er sich, daß er in seiner Eigenschaft als Großmächtigster, Unfehlbarster, Durchlauchtigster, Höchstehrenwerthester und Allerhöchster Monarch beleidigt worden sei. Es gelang ihm so gut, seine vortrefflichen Raisonnements geltend zu machen, daß der Bundestag zu Gunsten des Stärkern entschied. Denn welches andere Recht hätte man in der That allen denen des Herzogs entgegensetzen können? Man würde vergeblich in der Akte des Bundes, in ihren Statuten und Protokollen suchen. Der Bund entschied nichts desto weniger, daß der souveraine Herzog Carl von Braunschweig gehalten sein sollte, seinen uneigennützigen und vorwurfsfreien Onkel sehr demüthig deshalb um Verzeihung zu bitten, daß er es gewagt habe, sich über ihn bei dem Bundestage zu beschweren. Wir haben gesehen, daß nur der Tod Georgs IV. eine bewaffnete Expedition gegen das Herzogthum Braunschweig verhinderte, wodurch dieser ungerechte Ausspruch, der in der Geschichte ohne Beispiel dasteht, mit Gewalt ausgeführt werden sollte, denn der Herzog hatte sich geweigert, dieser ungesetzlichen Entscheidung Folge zu leisten, wobei er zugleich erklärte, daß er sich nur einer Austrägalentscheidung, wie sie die Bundesakte buchstäblich verlangt, unterwerfen würde.

Die Rache seiner Feinde (denn er hatte sich durch die Freimüthigkeit seines Charakters alle Minister und europäische Monarchen zu Feinden gemacht) schlief nicht, sie traf ihn damals, als eine aristokratische Empörung in Braunschweig ausbrach.

Der Herzog reklamirte rechtskräftig und öffentlich durch seinen Gesandten zu Frankfurt den Beistand des Bundes gegen die rebellischen Aristokraten, wie es die Bundesakte vorschreibt. Man konnte ihm das nicht abschlagen, und dennoch schlug man es ihm

ab, und da, wie das Sprichwort sagt, es nur den ersten Schritt gilt, so blieb der Bund nicht auf einem so schönen Wege stehen; er, der keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um laut die Legitimität, allgemeines Recht und Ordnung zu predigen; der die berüchtigten Erlasse gegen die Freiheit der Presse gegeben, der das Königreich Belgien noch nicht anerkannt hat, erkannte freiwillig den jüngern Bruder des Herzogs an, nicht allein als der That, sondern dem Rechte nach, regierend, und dies, weil er ein gelehriges Instrument des deutschen Bundes und der Aristokratie war. Wie läßt sich dieser unverzeihliche Akt rechtfertigen? etwa durch einen andern Akt des Bundes? Dann würde man das Recht haben, ihn ehrlos zu nennen, denn ein solcher Akt würde die gänzliche Vernichtung des gemeinen deutschen Rechtes enthalten, dessen erste Anwendung die Unfähigkeitserklärung des Herzogs — doch lassen wir seinen Namen bei Seite — eines legitimen Souverains sein würde. Hat der Bund diese Macht? Hat er sie, was soll man da mit dieser Legitimität machen, deren Interessen sie ausschließlich zu vertreten scheinen?

Wenn die deutschen Bundesfürsten zu einer solchen Maßregel ihre Zustimmung geben würden, so handelten sie gegen sich selbst, sie gäben sich freiwillig dem Stärkeren Preis. Diese Maßregel würde übrigens fast eben so lächerlich als nichtswürdig sein, denn alle Verläumdungen sind von dem Herzoge widerlegt worden; man weiß, was man von allen gegen ihn gerichteten Anklagen zu halten hat; es ist hier weder ein Kind, noch ein verschuldeter Mensch, welchem man einen Vormund setzen könnte. Er hat jetzt das dreißigste Jahr erreicht, und die von dem Könige von England gegen ihn ausgesprochene Unfähigkeitserklärung würde genau denselben Werth haben, welchen man heut zu Tage dem päpstlichen Bann beilegte *).

Die Verwandten des Herzogs Carl waren stets seine erbitterten und interessirten persönlichen Feinde und sind es noch.

Seit wann kann ein Souverain eine Unfähigkeitserklärung gegen einen andern Souverain aussprechen? Eine, von einem Unterthanen gegen seinen Souverain ausgesprochene Unfähigkeitserklärung ist eine noch weit abgeschmacktere, wie unbegreifliche Sache **).

---

*) Aktenst. Nro. 125.

**) Aktenst. Nro. 126.

In den Statuten des Hauses Braunschweig ist gar nicht die Rede von der Möglichkeit einer Unfähigkeitserklärung gegen einen Fürsten dieses Hauses, und noch weniger des Chefs und Souverains selbst, was jetzt der Herzog Carl ist.

Nach alle diesem ist es klar, daß alle Verwandten des Herzogs nur nach seinem Erbtheil lüstern waren, und dies während seines Lebens.

Es ist ihnen gelungen, die großen Mächte für ihre Sache zu interessiren, unter dem Vorwande, daß der Herzog Carl wegen seines starrsinnigen Charakters und seiner liberalen Ideen, eine gefährliche Person sei. Alle stimmten darin überein, daß man sich seiner entledigen müsse, indem man ihn für den Rest seines Lebens einsperrte; so haben sie ihn selbst in Frankreich verfolgt.

Aber wie kann man fremden Fürsten das Recht geben, Unfähigkeitserklärungen in Frankreich geltend machen zu lassen, ein Recht, welches sie nicht einmal in ihren eignen Staaten haben, und welches der König der Franzosen noch viel weniger in den seinigen hat! Ginge dies, so würden bald alle verbündeten Monarchen dem Beispiele des Königs von England folgen und nach Lust und Laune Leute interdiciren, die gegen ihre verfolgungssüchtige Gewaltherrschaft in Frankreich ein Asyl suchten.

Heute sehen wir Fürsten eine Person für unmündig erklären; bald werden sie es mit ganzen Nationen eben so machen.

Uebrigens ist es bekannt genug, daß keine Unmündigkeitserklärung gesetzmäßig ausgesprochen werden kann, ehe nicht die betreffende Person vorher gehört und eraminirt worden ist.

Die jüngere Linie des Hauses Este, die in England regiert, und die ältere, die in Braunschweig herrschende, sind seit Jahrhunderten uneinig gewesen. Die Repräsentanten der Ersteren können trotz Allem ihrer Handlung nicht die Wichtigkeit verschaffen, welche sie ihr gern geben möchten, weil der Herzog durch seine ruhige und würdige Haltung ihnen Furcht einflößt; sie versuchen es daher aufs Neue, ihn in irgend eine Falle zu locken, in der Hoffnung, daß es ihnen damit, wie früher durch ihren Agenten Klindworth, glücken würde. Sie schickten alle Arten Leute zu ihm, stets zu dem Zweck, ihn zu kompromittiren.

Bald war es ein geflüchteter Deutscher, der ihm vorschlug, alle Patrioten seines Vaterlands zu sammeln, um den Herzog bei seinen muthmaßlichen Unternehmungen zu unterstützen; ein andermal, als man sah, daß diese Vorschläge nicht angenommen wur-

den, erbot man sich, seinen Bruder Wilhelm zu ermorden. Mit solchen nichtswürdigen Mitteln suchte man ihn zu fangen, aber sie flößten seinem großmüthigen Charakter nur Abscheu ein!

Wir haben gesehen, daß der König Wilhelm von England und der Prinz Wilhelm von Braunschweig, als sie vom Bundestag keine Unfähigkeitserklärung gegen den rechtmäßigen Herzog von Braunschweig erlangen konnten, eine Art von Interdiktion aufsetzten und unterzeichneten, und dieselbe dem Herzog durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs mittheilen ließen. Die französische Regierung, wahrscheinlich um ihre Unparteilichkeit in dieser Angelegenheit zu beweisen, fand gegen die Bitte ihres Verbündeten, des Königs von England, nichts einzuwenden, und weigerte sich stets, wahrscheinlich aus derselben Unparteilichkeit, die Protestationen des souverainen Herzogs anzunehmen und sie dem Könige von England und dem Usurpator Wilhelm zu übergeben.

Jedenfalls fehlt es den Interdiktionen nicht an Unterstützung, so daß auf alle Sr. Durchlaucht gehörige Summen Beschlag gelegt werden konnte. Da er es nicht erreichen konnte, daß seine Protestationen seinen Feinden zugefertigt wurden, so würde der Herzog nichtswürdigerweise seines ganzen Vermögens beraubt worden sein, wenn nicht die französischen Gerichte, Gott sei Dank, gänzlich von politischen Einflüssen frei wären.

Die Beschlagnahme des ganzen Vermögens des Herzogs zwang ihn, sich noch einmal zu verbergen. In Folge eines Geschäfts mit einem Kaufmann, schuldete er demselben 300,000 Francs, die er wegen der Beschlagnahme nicht bezahlen konnte; der Kaufmann klagte, und der Herzog wurde verurtheilt; das Haus des Herzogs wurde durchsucht, alle Thüren, selbst die seines Sekretärs geöffnet und die Kleinodien und alles Geld, welches man darin fand, weggenommen.

Während aller dieser Verfolgungen errang Se. Durchlaucht jedoch einen großen Sieg vor den Gerichten. Die siebente Kammer der Zuchtpolizei verurtheilte Herrn Chaltas, den Herausgeber des früher genannten Libells, zu 5 Jahr Gefängniß, 100,000 Francs Entschädigung an den Herzog von Braunschweig, und endlich in die Kosten.

Mehr als zwei Jahre verflossen seit dem Beginne des Prozesses mit Chaltas; trotz des gefällten Urtheils, trotz der Bestätigung desselben. Durch mehrere andere darauf folgende Urtheile

gelang es dem Herzoge erst nach einem Jahre die Ausführung desselben zu erlangen.

So zog man auch die Präliminarien des Interdiktionsprozesses, den man ihm machen wollte, in die Länge, und erst vor Kurzem konnte der Herzog für judicatum solvi die Summe von 100,000 Francs in der Depositenkammer niederlegen.

Da dies Alles mehr als drei Jahre dauerte, so würde man vielleicht glauben können, daß die Feinde des Herzogs, zufrieden mit all' diesen Plackereien, allen diesen Prozessen und Schwierigkeiten, die sie ihm vor den Gerichten erregten, ihn wenigstens auf der Straße und in seinem Hause in Ruhe ließen.

Dennoch würde man sich darin irren. Zwanzig Mal wurde der Herzog gewarnt, nicht unbewaffnet auszugehen, zwanzig Mal wollten die auf seinen Wegen aufgestellten Feinde ihren Auftrag vollziehen; sie wurden aber stets daran verhindert, da sie wußten, daß der Herzog Waffen trug und davon wirksamen Gebrauch zu machen verstand.

Sie wollten ihn wohl ermorden, aber ohne sich dabei zu großer Gefahr auszusetzen; nicht aus Gewissensbissen, sondern aus Furcht gaben sie ihr abscheuliches Vorhaben auf, sie glaubten ihren Auftrag leichter zu erfüllen, wenn sie sich des Nachts in sein Haus schlichen.

Das erste Mal untersuchten sie nur die Gelegenheit und zogen sich zurück, aber nicht ohne Spuren ihrer Anwesenheit zu hinterlassen.

Das zweite Mal waren sie kühner. Nachdem sie den Garten in allen Richtungen durchlaufen hatten, versuchten sie es, die Fensterflügel im Parterre auszuheben, um so in das Hauptgebäude zu kommen; aber unglücklicherweise für sie wurde das wenige Geräusch, welches sie machten, nicht allein von den Domestiken, sondern von Sr. Durchlaucht selbst gehört.

Der Herzog feuerte selbst einen Pistolenschuß auf einen Dieb.

Zwei Domestiken, ein Mohr und ein englischer Kutscher, schossen ebenfalls mehrmals vergebens und verfolgten die Mörder in die benachbarten Gärten, ohne sie jedoch einholen zu können; man erkannte jedoch später an den Blutspuren, daß wenigstens einer der Diebe verwundet sein mußte.

Einige Tage darauf begab sich ein Polizeikommissar in Begleitung mehrerer Agenten an Ort und Stelle, um ein Protokoll aufzunehmen. Alle Pariser Journale sprachen von diesem Ver-

suche, der keinen andern Zweck als Raub und Mord haben konnte.

Bald nach diesem nichtswürdigen Attentat gab der Herzog Befehl, alle Bäume seines Gartens umzuhauen, was die Vorsicht gebot; dadurch wurde der Garten in einen Hof verwandelt, was dem Herzog erlaubte, seine Ställe und seine Remisen um das Doppelte zu vergrößern.

Zu dieser Zeit beging der kleine Usurpator des Herzogthums Braunschweig den Unsinn, einen Orden zu stiften, um die Verbrenner des Schlosses seines Bruders zu belohnen, was den Herzog veranlaßte, ihm einen Brief zu schreiben *).

Am 22. Januar 1835 hatte der Herzog endlich Gelegenheit, sich öffentlich und in Person vor dem Tribunal der ersten Instanz der Seine über die Frage der Interdiktion auszusprechen, welche man gleichzeitig über seine Person und über sein Vermögen aussprechen wollte; wie er es that, kann man aus der beigefügten Rede beurtheilen, die er fast ganz improvisirte. Man weiß den Erfolg derselben, und daß sie seine Sache gewonnen machte **). Kurze Zeit nach diesem Erfolge fand das Statt, was man in der Erklärung des Herrn Deportes findet ***).

Der König von England, der durch seine Agenten hatte appelliren lassen, wurde zum zweiten Male geschlagen, der Herzog von Braunschweig erschien wieder in Person vor dem königlichen Gerichtshofe zu Paris, der in feierlicher Sitzung versammelt war †).

Ermuthigt durch diesen vollständigen Sieg, und die definitive Abschaffung der Allien-Bill, welche, wie der Herzog fürchtete, der König von England gegen ihn in Anwendung bringen würde, begab sich Se. Durchlaucht nach England, um gegen seinen Onkel und in dessen eignem Königreiche einen Streit fortzusetzen, den er nicht begonnen hatte, und über dessen Resultat kein Zweifel sein kann, wenn es noch einiges Recht und Gerechtigkeit in dieser Welt giebt.

Unter den Verläumdungen, welche die Feinde des Herzogs gegen ihn in alle Welt verbreiteten, mußte ihn der oft wieder-

---

*) Aktenst. Nro. 127.
**) Aktenst. Nro. 128.
***) Aktenst. Nro. 129.
†) Aktenst. Nro. 130.

holte Vorwurf der Feigheit um so mehr verdrießen, als alle Fürsten seines Hauses sich durch persönlichen Muth ausgezeichnet hatten. Der Herzog glühte daher vor Verlangen, bei der ersten Gelegenheit, der Welt mit mehr als Worten, wie z. B. bei der Duellgeschichte mit dem Grafen Münster, welche man gänzlich vergessen zu haben scheint, auf eine auffallende Weise zu zeigen, daß es ihm keineswegs an Muth fehle. Hierzu bot sich durch das Aufsteigen eines Luftballons eine gute Gelegenheit dar. Das Aufsteigen mit dem Luftballon war damals in England gewissermaßen durch die Grafen Clanricarve und Dudley, welche einige Wochen zuvor aufgestiegen waren, Mode geworden; leider wurde aber der Herzog das erste Mal verhindert, seinen Vorsatz zur Ausführung zu bringen. Jemand, der den Ballon bereits in Beschlag genommen, hatte dem Herzog versprochen, ihm seinen Platz zu cediren; als es aber dazu kam, weigerte sich diese Person, ihr Wort zu halten. Ueber diese Verzögerung war der Herzog um so mehr entrüstet, da er sie den Machinationen seiner Feinde zuschrieb, denen daran lag, ihn nicht allein zu verhindern, seinen Muth öffentlich zu zeigen, sondern ihn auch in England, wo persönlicher Muth so viel gilt, als einen Feigling hinzustellen. Er beschloß daher, es koste, was es wolle, ohne Verzug eine Luftfahrt zu unternehmen.

Da es ihm unmöglich gemacht wurde, sich des einzigen guten Ballons und geschickten Aeronauten, Carl Green, zu bedienen, so gab er sich Mühe, einen andern Ballon aufzutreiben. Dies geschah durch Madame Graham, deren Ballon zwar sehr alt und dermaßen durchlöchert war, daß das Gas fast eben so schnell entwich, als es hinein gepumpt wurde; nichts vermochte jedoch den Herzog abzuhalten, selbst in diesem schlechten Ballon, der kaum halb gefüllt war, aufzusteigen.

Das Wetter war sehr stürmisch, Regen, Blitz und Donner wechselten ab und der Ballon wurde so zu sagen, durch die Lüfte geschleudert.

Die englischen Zeitungen fanden es sehr sonderbar, daß der Herzog einen Regenschirm mit in die Luft genommen hatte. Dies geschah aber keineswegs, um sich während der Luftfahrt, sondern nach 'Beendigung derselben gegen den Regen zu schützen. Jene vorlauten Blätter würden besser gethan haben, sich über die englischen Offiziere aufzuhalten, die in voller Uniform, mit dem Regenschirm zur Parade und zur Revue reiten, und

sogar Frauen mit ins Feld nehmen, um gleich wie Lady Sale in Afghanistan ihrem Eheherrn die Haare aufzuwickeln! Auch wurde der Herzog deshalb angegriffen, daß er Madam Graham das Wort abgenommen, unter allen Umständen an dem festgesetzten Tage mit ihm aufsteigen zu wollen. Dies hat aber der Herzog einzig und allein aus Vorsicht gethan für den Fall, daß stürmisches Wetter eingetreten und Madame Graham sich weigern könnte, die Luftfahrt zu unternehmen; eine Furcht, die man sicher dem Herzoge untergeschoben haben würde.

Diese Luftfahrt hätte leicht ein unglückliches Ende nehmen können, und das Leben des Herzogs, wie der Madame Graham stand dabei auf dem Spiele. Den Unglücksfall, der bei dieser Luftfahrt stattfand, wird man am besten aus folgendem Briefe kennen lernen, welchen der Herzog selbst an den Kapitän Curry schrieb, und den wir den Londoner Journalen entlehnen. Er lautet wie folgt:

Converser-Farm, bei Bredtwood, 9 Uhr Nachmittags,
den 22. August 1836.

„Mein lieber Kapitän!

„Da ich nicht weiß, ob Sie, wie es Ihre Absicht war, unserm Ballon mit Herrn Graham gefolgt sind, so schreibe ich Ihnen diese Zeilen, welche eine genaue Erzählung des Vorgefallenen enthalten.

Nachdem wir uns zu einer beträchtlichen Höhe erhoben hatten, schien es mir, daß der Ballon unbeweglich blieb, und weder stieg, noch fiel. Ich fragte Madam Graham nach der Ursache davon. Sie erwiederte mir, daß, da sie eine Fahrt mit Jemanden mache, der noch nie in einem Ballon gewesen sei, sie nicht zu hoch steigen wolle, aus Furcht, daß der Eindruck davon ihm unangenehm sein möchte. Ich antwortete, daß ich in der Höhe, in welcher wir uns befänden, keine Unannehmlichkeit spürte, und daß ich wünschte, die Erde aus dem Gesichte zu verlieren. Madame Graham warf eine bedeutende Menge Ballast aus, und wir stiegen darauf so hoch, daß wir die Erde gänzlich aus dem Gesichte verloren; denn obgleich ich beständig durch mein Fernrohr sah, konnte ich doch nicht die geringste Spur davon entdecken.

Ich bemerkte darauf der Madame Graham, daß die Lage, in welcher wir uns befänden, mir bei Weitem angenehmer sei, als jene, da wir die Erde noch erblickten; der Nachen schien auf den Wolken, wie ein Schiff auf dem Meere zu schwimmen.

Madame Graham richtete darauf meine Aufmerksamkeit auf einen prächtigen Anblick, den die Wolken darboten, wo die Brechung der Sonnenstrahlen das getreue Bild des Ballons, des Nachens und unserer Personen wiedergaben; sie fügte hinzu, daß ein solches Phänomen ganz außerordentlich ungewöhnlich und selten zu sehen sei.

Zu meinem großen Mißvergnügen sahen wir bald wieder die Erde, und ich bat Madame Graham aufs Neue, höher zu steigen, aber sie sagte mir, daß sie fürchte, nicht Gas genug zu haben, um es an diesem Tage zu thun. Sie ließ zwar einigen Ballast der Sicherheitsklappe entweichen, aber sie wollte meiner Bitte, den ganzen Inhalt zu entleeren, nicht Folge leisten, so daß die Wirkung kaum fühlbar war, denn wir blieben fast in derselben Höhe.

Auf meine Bitte erklärte mir darauf Madame Graham die Handhabung des Ballons. Bald darauf fragte ich sie, ob ich das Gleichgewicht des Nachens stören würde, wenn ich von meinem Sitze aufstände, um mich meines großen Mantels zu entledigen; sie antwortete mit „nein", und ich that es, weil mir unbequem warm war.

Von diesem Augenblick fingen wir, nach meiner Meinung an zu fallen, obgleich Madame Graham das Gegentheil glaubte; aber sie erkannte ihren Irrthum, indem sie ein Stück Papier in die Luft warf. Darauf fragte mich Madame Graham, ob mir meine Ohren nicht sehr wehe thäten, und auf meine Versicherung des Gegentheils, wünschte sie mir zu der Stärke meiner Nerven Glück; jedoch bald darauf empfand ich in den Ohren einen heftigen Schmerz.

Darauf fing der Ballon an, sich wie ein Kreisel um sich selbst zu drehen, indem er fortfuhr zu fallen, und Madame Graham fragte mich, ob mir dieses unangenehm sei, indem sie hinzufügte, daß diese Bewegung sich daher schriebe, daß wir in einen neuen Luftstrom gekommen wären. Ich antwortete ihr, daß ich eben nicht für diese Bewegung schwärmte, daß sie mir aber keinen Schwindel verursache. Madame Graham warf auf einer Seite den Anker und auf der andern die Sicherheitsklappe hinaus, deren Schnur so kurz war, daß sie nur eine halbe Elle unter dem Nachen hing, was ihr zu mißfallen schien.

Sie fragte mich, ob ich befürchten würde, schwindlich zu werden, wenn ich mich unter den Nachen bückte, um dort nach-

zusehen, was der Anker machte. Ich antwortete ihr, indem ich sogleich ihren Wunsch erfüllte, daß dies keinen Eindruck auf mich mache. Sie fragte mich darauf, ob ich mich erinnere, daß sie mir vorhergesagt habe, daß der Ballon sich in einen Fallschirm verwandeln würde, und lud mich ein aufzupassen, denn er sei jetzt in diesem Zustande. Sie stieg darauf auf ihren Sitz und faßte die Leinen, durch welche der Nachen an dem Ballon befestigt war. Sie lud mich ein, es ebenso zu machen, indem sie hinzufügte, daß wir weit schneller niederfahren würden, als sie es wünschte.

Ich befolgte ihre Weisung, wobei ich ihr jedoch bemerkte, daß wir noch so weit von der Erde entfernt wären, daß ich darauf noch keinen Gegenstand unterscheiden könnte; aber kaum hatte ich die angegebene Stellung eingenommen, so fühlte ich, daß der Nachen mit der größten Heftigkeit gegen die Erde stieß und sich überschlug; der Ballon selbst berührte die Erde und schleppte uns etwa dreißig Klaftern nach. Darauf erhob er sich wieder.

Durch die Heftigkeit des Stoßes stürzte ich, in einer Höhe von ungefähr achtzehn Fuß, Kopf über aus dem Nachen; aber ich hatte das Glück, auf meine Hände zu fallen und mir keinen Schaden zu thun. Als ich aufgestanden war, hatte ich den Schmerz zu sehen, wie Madame Graham von einer weit größern Höhe als ich aus dem Nachen fiel, und so ohnmächtig war, daß ich sie Anfangs für todt hielt. Ich kam ihr sogleich zu Hülfe und sah, daß sie auf den Kopf gefallen und völlig ohne Besinnung war.

Herr Moore, der Pächter der Aecker, auf welche wir gefallen waren, kam ihr bald mit einigen seiner Leute zu Hülfe, und die arme Dame wurde nach der Wohnung dieses Herrn gebracht; nämlich nach Converser-Farm, Pfarrei Doddinghurst bei der Stadt Bredtwood in Esser, wo sie noch ist. Ich verlangte sogleich einen Arzt für sie, und sie erhielt bald Hülfe durch Herrn Barlow, einen Chirurgus aus der Nachbarschaft, der in diesem Augenblick meinte, daß eine starke Quetschung der Brust und Verletzung des Unterleibes vorhanden sei, er aber trotz der gefährlichen Lage nicht an ihrem Aufkommen verzweifele. Seit etwa fünf Stunden, d. h. seit der Fall stattfand, bin ich nicht von ihrer Seite gewichen; erst seit einer halben Stunde scheint sie ihre Besinnung wieder erlangt zu haben.

Ich bitte Sie, Herrn Graham zu sagen, wie sehr ich das Vorgefallene bedaure, und wenn er noch nichts von dem Unglücksfalle weiß, so bitte ich Sie, ihn allmälig darauf vorzubebereiten.

Der Ballon ist mit meinem großen Mantel, meinem Hut und meinem Fernrohr, Gott weiß wohin gegangen. Nach dem Fall der Madam Graham sah ich, wie er sich zu einer großen Höhe erhob.

Empfangen Sie, mein lieber Kapitän, die Versicherung u. s. w.

Herzog von Braunschweig".

Der König und die Königin von England sahen es außerordentlich ungern, daß der Herzog von Braunschweig nach London kam, und daß er hier, trotz des gespannten Verhältnisses mit seinem Oheim, in den höchsten Zirkeln eingeladen wurde. Der Herzog besuchte während dieser Zeit der Saison diese Gesellschaften häufiger, als er es wohl sonst zu thun pflegte, eben weil er wußte, daß er dadurch den König, seinen Oheim, nebst seiner alten Adelheid ärgern konnte, und um zu beweisen, daß, wenn er nicht in Gesellschaft gehen wolle, dies allein an seinem Willen, nicht aber an dem englischen Hof oder Adel liege. Beide, sowohl der König, als die Königin, hatten die Schwachheit, ihren Verdruß über die Aufnahme des Herzogs Carl in vielen Zirkeln laut werden zu lassen; besonders die Letztere verfolgte ihn auf die abgeschmackteste Weise. Sie konnten es dem Herzoge nicht verzeihen, daß er bei seiner Ankunft in England, sowohl von ihnen, als von seinen vortrefflichen Oheimen nicht die geringste Notiz genommen hatte. Graf Howe, den man in London beschuldigt, daß er außer seinem Dienst als Oberstallmeister der Königin noch Dienste anderer Art leiste, erhielt von dieser den Auftrag, der Gräfin von Essex bemerklich zu machen, daß sie es nicht begreifen könne, und es als eine persönliche Beleidigung ansehen müsse, wenn Jemand, der die Ehre habe, ihr zu nahen, den Herzog von Braunschweig einlade.

Die Gräfin Cooper war Vorsteherin jener glänzenden Versammlungen der Noblesse, die unter dem Namen Almacks berühmt sind; sie hatte keinen Anstand genommen, dem Herzoge von Braunschweig Einladungen dazu zu schicken. Dies verdroß das königliche Paar gewaltig, und Wilhelm IV. ließ es der Gräfin Cooper durch ihren Bruder, dem Premierminister, Grafen Melbourne, geradezu verbieten. Endlich trieb der König seinen Un-

verstand so weit, es verhindern zu wollen, daß der Herzog zu einem öffentlichen Balle zugelassen würde, der am 1. Juni zum Besten der armen Spitalfields-Seidenspinner im italienischen Opernhause gegeben ward, und wo eine jede anständige Person für eine Guinee Zutritt erhalten konnte. Die Unvernunft des Königs ging, man sollte es kaum glauben, so weit, daß er dem Herzoge von Braunschweig und seinem Gefolge den Eintritt durch den Thürsteher verweigern lassen wollte. Die nächste Umgebung Sr. verrückten Majestät hatte die größte Mühe, dem seltsamen Herrn eine solche Idee auszureden, durch deren Ausführung sich derselbe ohne Zweifel sehr lächerlich gemacht haben würde. Herr Seguin in Regenstreet, eine der Personen, bei welcher die Einlaßkarten zu jenem Balle zu haben waren, und wo der Herzog die seinigen holen ließ, wollte Sr. Durchlaucht einen unangenehmen Auftritt ersparen, und theilte einem der Begleiter des Herzogs, Herrn von Pereda, im Vertrauen die Absicht des Königs mit, die er als sehr lächerlich und nur mit dem kindischen Alter des Königs allein zu entschuldigen, hinstellt.

Unter diesen Umständen hätte der Herzog jenen berühmten Ball auf keinen Fall versäumt, und sprach laut genug seine Absicht aus, denselben zu besuchen. Sobald dies der König erfuhr, erklärte er positiv, daß weder er, noch die Königin auf keinen Fall dort hingehen und mit dem Herzog von Braunschweig zusammentreffen würde; obgleich die öffentlichen Blätter bereits angezeigt hatten, daß Ihre Majestäten den Spitalfieldsball mit ihrer Gegenwart beehren würden. Dies geschah. Der Herzog besuchte den Ball, amüsirte sich sehr gut, und der König verließ London verdrießlich und ging nach Windsor.

Am 8. Juni fand das alljährige große Wettrennen in Ascot Statt. Der König war seit seiner Ankunft im Schlosse Windsor, welches man von Ascot deutlich sehen kann, so gefährlich krank geworden, daß man jeden Augenblick erwartete, die auf dem hohen Thurme wehende königliche Fahne verschwinden zu sehen; unter gewöhnlichen Umständen hätte dieses die Abreise des Königs, bei dieser Gelegenheit aber den Tod desselben verkündet.

Kurze Zeit darauf befand sich der Herzog auf einem glänzenden Balle bei Lady Ellyot in Potmanssquare, wo er, wenn wir nicht irren, durch die Gräfin Stanhope die erste Nachricht erhielt, daß der König endlich das Zeitliche mit der Ewigkeit vertauscht habe.

Nachdem der Herzog einige Tage gewartet, ohne wie herkömmlich, von dem Tode des Königs offiziell benachrichtigt zu werden, wandte er sich schriftlich an die Herzogin von Kent, worauf er von dieser, wie von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Palmerston, eine Antwort erhielt. Nach dieser Antwort mußte er voraussetzen, daß die junge Königin in die Fußtapfen ihres verstorbenen Oheims treten, den Prinzen Wilhelm von Braunschweig ohne Weiteres anerkennen und somit Alles beim Alten lassen wolle. Er mußte also annehmen, daß es von seiner Seite eine ganz überflüssige Demarche sein würde, wenn er versuchen wollte, die Königin Victoria zu bewegen, ihn als souverainen Herzog zu empfangen und zu behandeln, nachdem er, so zu sagen, offiziell in Ungewißheit über den Tod des alten Königs und die Thronbesteigung der jungen Königin gelassen worden war, und sich nicht wohl darauf einlassen konnte, auf die mögliche Einladung einzugehen, um vielleicht als Prinz des Hauses, aber nicht als souverainer Fürst bei Hofe empfangen zu werden.

Durch die Thronbesteigung des Königs von Hannover hörte das Vizekönigthum des Herzogs von Cambridge auf, der nun nach England kam. Diese günstige Gelegenheit nahm der Herzog wahr, diesen rechtschaffenen, sogenannten Kurator, wegen Beraubung und Zurückhaltung des in Braunschweig mit Beschlag belegten Privatvermögens Sr. Durchlaucht zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen.

Auf die bloße Drohung, daß der Herzog beabsichtige, den Rest der in Folge des in Paris gewonnenen Prozesses Sr. Durchlaucht zuständigen Entschädigungsgelder in London eintreiben zu lassen, und überzeugt, daß es ihm, dem Quasi-Kurator, vor den englischen Gerichten nicht besser gehen würde, als in Frankreich, kroch er zu Kreuze und versuchte etwas von der Summe abzuhandeln. Als man aber unerbittlich blieb, ließ er den ganzen Rückstand mit 2000 Pf. Sterl., circa 13,000 Thlr. Gold, durch den damaligen hannoverischen Ministerresidenten, Herrn von Münchhausen, einzahlen; ein Beweis, daß auch diese Summe von dem Privatvermögen des Herzogs von Braunschweig entnommen worden war.

Auf diese friedliche Anerkennung eignen Unrechtes noch mehr fußend, leitete nun der Herzog gegen den sogenannten Kurator ein wirkliches Gerichtsverfahren ein, durch welches dieser zur Rechenschaft gezogen und zur Herausgabe des eigenmächtig und

Bayerische Staatsbibliothek München

widerrechtlicher Weise in Braunschweig konfiscirten und zurückgehaltenen Privatvermögens veranlaßt wird.

Das allgemeine Aufsehen, welches ein solcher Prozeß in einem freien Lande, wie England, wo die Presse ohne Rückhalt Alles zur öffentlichen Kenntniß bringt, nothwendig machen mußte, konnte nicht anders als nachtheilig auf den bis dahin für rechtlich gehaltenen Ruf des Herzogs von Cambridge einwirken.

Dieser schämte sich nicht, dem offenen Angriff hinterlistige Intriguen entgegenzusetzen; man begnügte sich nicht damit, unter der Hand zu verbreiten, daß der Herzog seines gesunden Verstandes nicht mächtig sei; stärkere, verabscheuungswürdigere Mittel wurden benutzt, um wo möglich die Schande eines solchen Familienraubes von sich ab und eine größere auf den Herzog von Braunschweig zu wälzen. Verläumdungen der niederträchtigsten Art wurden ersonnen und verbreitet.

Schlechte englische Journale, die für Geld einem Jeden feil sind, wurden in das Interesse der Gegner des Herzogs gezogen; sie beschuldigten den Herzog des Taschendiebstahls in Preston, unnennbarer Verbrechen und sogar des Mordes. Die guten deutschen Blätter, die von fremdem Skandal leben, da sie über den vaterländischen nicht reden dürfen, beeilen sich, diese Abscheulichkeiten nachzudrucken, weigern sich jedoch nach wie vor, irgend eine Vertheidigung des Herzogs aufzunehmen. Gegen solche Angriffe stehen dem Herzoge nur die unparteiischen Gerichte zu Gebote, denn er würde sich schämen, jemals zu jenen ehrlosen Blättern seine Zuflucht zu nehmen, die es ihm, wenn er das Geld daran wenden wollte, sehr leicht machen würden, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Werner.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Karl I., Braunschweig-Lüneburg, Herzog, 1713-1780

Denkwürdigkeiten des Herzogs Carl von Braunschweig mit authentischen Aktenstücken

Bd.: 1

Cassel 1844

Germ.sp. 107 k-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10047858-4